2725

Tagebuch aus dem Italienischen Feldzuge

1859.

Tagebuch

aus dem

Italienischen Feldzuge

1859

von

Graf Maurice v. Hérisson.

Autorisirte Uebersetzung.

Augsburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gebrüder Reichel
K. B. Hofbuchdruckerei.

Vorrede.

Wieder trete ich mit einer neuen Gabe: „Geschichte des italienischen Feldzuges" vor das große Publikum hin, das meinen, in den letzten Jahren erschienenen Büchern einen Empfang bereitet hat, der mich mit tiefstem Dankesgefühl beseelt.

Dieses freundliche Publikum hat vielleicht nicht vergessen, daß ich ihm in meinem „Tagebuch eines Dolmetschers in China"*) erzählte, wie ich — um den italienischen Feldzug mitzumachen, als Freiwilliger in ein Husarenregiment eingetreten — während der ganzen Dauer dieses so schnell verlaufenen Krieges, im Instruktions-Depot in Tours geblieben war und demgemäß — da ich in einem Stalle auf Wache zog — einen unendlich geringfügigen Antheil an der Erniedrigung des „Hauses Habsburg" nahm.

Meine Kameraden, vom aktiven Theil des Regimentes, fügten dem Gegner des Kardinal Richelieu nicht viel mehr Schaden zu als ich.

Sie bekamen den Feind nicht zu Gesicht und ihre ganze militärische Rolle beschränkte sich darauf, die

*) „Tagebuch eines Dolmetschers in China", Verlag von Gebrüder Reichel in Augsburg.

Aus dieser so zusammengestellten Arbeit ist eine Erzählung entstanden, deren Einzelheiten nicht immer von denselben Augen gesehen worden sind; aber alle, auch die kleinsten Begebenheiten sind von verschiedenen Augen an Ort und Stelle beobachtet worden. Jeder Satz in diesem Buche könnte von Offizieren, Generälen, Diplomaten oder Fürstlichkeiten gegengezeichnet werden.

Wenn man mir diesen Vergleich gestattet, möchte ich dieses Buch einen Bienenkorb nennen, nur daß die Bienen von Männern ersetzt wurden, von denen jeder seine Aussage, wie die Biene ihren Honig, hier niedergelegt hat.

Ich habe nur die äußere Form, die Wände des Bienenkorbes geliefert.

Der italienische Feldzug war in Frankreich sehr populär. Dies Land ist leichter für Ideen als für Interessen, für Worte als für Thaten entflammt.

Napoleon III. konnte ihm nicht sagen, daß er — indem er 300,000 seiner Landeskinder über die Alpen schickte — einfach einen in seiner Jugend zum Nutzen der Carbonari ausgestellten und von ihm selbst unterschriebenen Wechsel einzulösen und sich vor den Bomben und Dolchen zu schützen habe, die einen Schuldner, der vielleicht sehr geneigt war, seinen Wechsel protestiren zu lassen, an seine Schuld erinnern sollten.

Ja, wären die Franzosen zum Nachdenken gekommen! Aber er sprach ihnen von Freiheit und Unabhängigkeit und da war's mit dem Nachdenken vorbei.

Als der Herrscher sich nach dem Lyoner Bahnhof begab, um den Zug nach Italien zu besteigen, spannten die Arbeiter die Pferde an seinem Wagen aus und zogen denselben; die Bischöfe flehten den Segen des Himmels auf den Kaiser herab und machten Anspielungen auf die „auf dem klassischen Boden von dem Begründer der Dynastie geernteten Lorbeeren".

Als der Kaiser und die Armee sieggekrönt heimkehrten, hatte Paris ihnen den Weg mit Blumen bestreut.

Paris ließ sich nicht träumen, daß diese Sieger! ach! nur die Avantgarde der deutschen Truppen waren. Die Bischöfe ahnten nicht, daß der Sturz der weltlichen Macht des Papstes die nothwendige Folge unsrer Siege und Eroberungen in Piemont war. Frankreich aber kam es nun gar nicht in den Sinn, daß es sich eine Rivalin geschaffen, und daß man neben dieser blühenden Wiege, in der ein eben geborener Feind schrie, sich eine eiserne Wiege schmieden würde, überragt von der Kaiserkrone Karls des Großen.

Frankreich ließ sich nicht träumen, daß aus dem geeinten Italien ein geeintes Deutschland hervorgehen würde, daß es, indem es die Etsch überschritt, den Rhein verlor, und daß es eines Tages sich gegen die verbundene Umschlingung Italiens und des von ihm selbst geschaffenen deutschen Reiches zu erwehren haben würde.

Dahin ist es mit uns gekommen — davor stehen wir. Gewiß! wir haben nicht mehr die Macht, ja auch

nicht den Willen zurückzugehen! Niemand in Frankreich denkt daran, Italien wieder auseinander zu reißen und zwar aus einer Menge von Gründen. Es gehört die ganze Unehrlichkeit der Staatsmänner der Halbinsel dazu, um uns als Gegner der Nation darzustellen, die wir in Schmerzen und im Siege geboren haben.

Ja, wenn das wieder ungeschehen zu machen wäre ... wenn man uns um dreißig Jahre verjüngen könnte...!

Lassen wir diese unmöglichen Träume. Die italienische Expedition war mehr ein Feldzug der Soldaten als der Generäle. Er hat die kriegerischen Eigenschaften unsrer Nation und das bewundernswerthe Temperament des französischen Soldaten ins beste Licht gesetzt. Und das zu erzählen, ist eine wahre Freude.

Weder die Siege, noch die Niederlagen dauern auf dieser Erde ewig, und es ist ein verdienstvolles und gerechtes Werk, den Besiegten von gestern ins Gedächtniß zu rufen, daß sie vorgestern Sieger waren und daß demnach der Ruhm, der ihnen einmal treulos wurde und der so überaus launenhaft ist, sich ihnen eines Tages, wenn sie seine Gunst durch strenge Disciplin, Arbeit und Patriotismus wieder erworben haben, von neuem zuwenden kann.

Graf von Hérisson.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Vorrede . . . . . .

Erstes Kapitel. Das Orsini-Attentat. — Folge desselben. — Hat der Kaiser Furcht gezeigt? — Ein Brief des Baron von Heeckeren. — Eine Aufnahmeakte. — Carbonari und Freimaurer. — Das römische Reich. — Das Journal de Florence. — Des Kaisers Geheimniß. — Was Herr Thouvenel dachte. — Aufruf an das italienische Volk. — Italiens Dankbarkeit. 1

Zweites Kapitel. Vermählung der Prinzessin Clotilde. — Mission des Prinzen Napoleon beim russischen Kaiser. — Kriegspräliminarien. — Abreise von Paris. — Die Intendantur in Phantasie und Wirklichkeit. — Das 2. Voltigeur-Regiment bezieht in Megnanigo Quartier 35

Drittes Kapitel. Abreise des Kaisers. — Erste Station Charenton. — Die Proklamationen sind noch nicht fertig. — Eine Mission in Turin. — Bei Victor Emanuel. — Was Marschall Canrobert denkt. — Der Prozeß des Kriegsministers. — Renault, Trochu, Bourbaki. — Kritische Lage des General Leboeuf. — Der Senarmont des 2. Kaiserreichs. — Beim Kaiser. 51

Viertes Kapitel. In Genua. — Historische Voreingenommenheit. — Mangel an Umsicht und ministerielle

Seite

Unfähigkeit. — Auf Befehl des Kaisers. — Beim Kriegs- und Handelsminister. — Herr Paris de la Bollardière. — Rückkehr zur Armee. — Novi, Alessandria. — Die ersten Verwundeten in Montebello. — Vor den Kugeln sind alle gleich. 65

Fünftes Kapitel. Ein Schreiben General d'Autemarre's. — Oberstlieutenant Mangin. — Die Pflicht gebietet ins Feuer zu gehen. — Plötzliche Attacke. — Schätzung Moltke's. — Zu große Verantwortlichkeit. — Warum es den Unterbeamten an Initiative fehlt. — General Bazaine will ins feindliche Feuer marschiren. — Die Legende. 79

Sechstes Kapitel. Ein Signor Dottore. — Ritterliche Ausstattung. — Die Intendantur in Novara. — Folgen des Durchzugs der Afrikaner. — Die Pflicht ist nicht mehr sich ins Feuer zu begeben. — Falscher Lärm. — Uebergang über den Tessin. — Eine Jugenderinnerung. — Die Cascina podregnana. — Ein unglücklicher Tirolerkapitän. 95

Siebentes Kapitel. Das 2. Voltigeurregiment greift zu den Waffen. — Richt' Euch! — Mac Mahon. — Die Tambours trommeln zum Angriff. — Moralische Wirkung. — Unbekannte Helden. — Eine Ambulanz. — Wie man einen zu strengen Offizier los wird. . . 111

Achtes Kapitel. Napoleon III. in Novara. — Unthätigkeit des Feindes. — Eine Mission bei Victor Emanuel und Mac Mahon. — Bericht beim Kaiser. — Eine unangenehme Ueberraschung. — Lebhafte Ungeduld. — Neue Mission bei Mac Mahon. — Bicocca. — Das Schlachtfeld. — Erster Rapport Mac Mahons. — „Große Schlacht, großer Sieg." . 119

Neuntes Kapitel. Stellung des Heeres. — Zusammenkunft Napoleons III. mit Victor Emanuel. — Wie Mac Mahon Herzog und Marschall von Frankreich wurde. — General Regnauld de Saint Jean

Seite

d'Angely wird zum Marschall ernannt. — Ein Gesundheitsbad. — Der Nutzen einer Niederlage. — Der Marquis von Cadore. — Der Kaiser ganz allein! — Moralische Wirkung. — Ein noch ungedrucktes Gefecht. — Die Belagerung von Alessandria. — Militärkonferenz. 133

Zehntes Kapitel. Unfähigkeit des Großen Generalstabs. — Der Spionendienst. — Ein Scherz des Kaisers. — Mangel an Unparteilichkeit. — Attacke von Buffalora. — Die Generäle von Lamotterouge und Espinasse. — Mac Mahon schildert die Schlacht bei Magenta. — Großer Verlust für Napoleon III. — Ein endloser Rapport. — Kommandant Schmitz ist voller Muth. — Verdiente Belohnung. — Sie sind prachtvoll. — Tod von Philips. 150

Elftes Kapitel. Beim Apotheker. — Das Schlachtfeld. — Der Simplonbogen. — Mailand. — Siegeseinzug. — Te Deum. — Eine Stunde des Wartens — Seltsamer Krieg. — Die Fahnen von Magenta. — Der päpstliche Nuntius. — Eine Depesche des Kaisers. — Politische Unwissenheit der Minister Napoleons III. 169

Zwölftes Kapitel. Sieg und Niederlage. — Marschall Baraguey d'Hilliers. — Ein Bericht über den Feldzug 1859. — Hier liegt vielleicht die Wahrheit. — Marschall Lefébvre. — Im Scalatheater. — In der Scala. — Der Dom. — Der Domplatz. — Ein nächtlicher Besuch im Dom. — Verschiedenartige Gefühle der Mailänder Bevölkerung. — Der Syndikus von Gorgonzola. — Treviglio. 182

Dreizehntes Kapitel. Mehr Glück als Verstand. — Travagliato. — Ein neuer Oberst. — Erster Rapport. — Ein Schwätzer. — Schwerer Irrthum des Militärbureaus. — Brescia. — Beim Grafen Martinengo. — Das Museum 204

Seite

Vierzehntes Kapitel. Die Bibliothek des Grafen Martinengo. — Eine Genealogie. — Ein Diner beim Grafen Santa-A . . . . — Traurige Nachrichten. — Abreise von Mailand. — Montechiaro. — Die Vorahnungen des Kapitän Dupont. — Eine Erinnerung 218

Fünfzehntes Kapitel. Jenseits Castiglione. — Die Spia d'Italia! — Eine Ueberraschung. — Unterwegs. — Ein verheiratheter Sergeant. — Lieutenant Chasseriaux. — Noch einmal anzufangen. — Philosophische Reflexion. — Des Kaisers Stimme. — Chocolat Menier. — Beim Sturm. — Militärmusik. . . 230

Sechzehntes Kapitel. Ein bescheidener Held. — Aus nächster Nähe. — Zwei Wunden. — Beim Herrn Maire. — Eine Fahne. — Menschenjagd. — Die Obersten Puech und Fournier. — Unser Oberst. — Großartiges Panorama. Fünf Gefangene. — Eine gute Beute. — Ein bischen Intrigue. — Kapitän Dupont. — Seltsamer Mitarbeiter 246

Siebzehntes Kapitel. Tod des General de Cotte. — Militärisches Begräbniß. — Der französische Soldat. — Das ist eine große Schlacht. — Ein wenig Licht. — Verlust einer Epaulette. — Zwei Unzertrennliche. — Mission Kapitän Brady's. — Eine österreichische Fahne. — 266

Achtzehntes Kapitel. Falsche Position des Marschall Canrobert. — Ungenügende Attacken. — General Niel. — Ein Gewohnheitsrevolutionär. — Fortschritt, Unterricht. — Kriegsraketen. — Rückzug. — Ende der Schlacht. — Mäßigung und Erschöpfung. — Addio cara Italia. — Ueberraschungsangriff. — Die Generäle Rochefort und Luzy. — Pélissac. — Vorwärts! — Gewitter 281

Neunzehntes Kapitel. Eine Panik. — Tod des General Auger. — Neue Panik. — Die Epopöe des Staubes. — In St. Cloud. — Marschall Niel. —

Seite

Te Deum. — In den Champs-Elysées. — Unterhandlungen. — Cavriana. — General Niel beim Kaiser. — In Goïto. — Staatsgründe. — Remember. — Aergerlicher Konflikt 297

Zwanzigstes Kapitel. Die Belagerung von Peschiera. — Gegenordre. — Unzufriedenheit. — General Fleury. — Prinz Napoleon. — Der König in Monzambano. — Großes Manöver. — Ein Marschallstab. — Physiologisches Glaubensbekenntniß. — General Trochu. — Zusammenkunft in Villafranca 319

Einundzwanzigstes Kapitel. Die Pflicht des Geschichtsschreibers. — General Martimprey. General Jarras. — Die französische Armee. — Mangel an Umsicht und Freiheit. — Verhängnißvolle Vorurtheile. — Enttäuschung. — Politische Lage. — Napoleon III. Prolog zu 1870. — Generalstab. — Cavour's Demission. — Bezeichnende Kälte. — St. Cloud. . . . 335

Erstes Kapitel.

Das Bombenattentat Orsini's. — Folgen desselben. — Hatte der Kaiser Furcht? — Ein Schreiben des Baron von Heeckeren. — Die Urkunde über Napoleon's Aufnahme in den Geheimbund. — Karbonari und Freimaurer. — Das römische Reich. — Das Journal de Florence. — Des Kaisers Geheimniß. — Was Herr Thouvenel dachte. — Aufruf an das italienische Volk. — Italien's Dankbarkeit.

Unter dem 14. Januar 1858 veröffentlichte der Moniteur Officiel Folgendes:

„Heute Abend, um halb neun Uhr, als Ihre Majestäten, der Kaiser und die Kaiserin, in die Oper fuhren, erfolgten drei furchtbare Detonationen, die von Wurfgeschossen herrührten.

„Eine Anzahl der vor dem Opernhaus harrenden Personen, mehrere Soldaten aus der kaiserlichen Eskorte und von der Garde sind verwundet worden, zwei darunter lebensgefährlich.

„Der Kaiser und die Kaiserin sind unverletzt; nur der Hut des Kaisers wurde von einem Splitter durch-

bohrt. Ferner hat General Roguet, der Adjutant Sr. Majestät, der den Rücksitz im Wagen eingenommen hatte, eine leichte Verwundung im Nacken davongetragen.

„Zwei Lakaien sind verwundet worden.

„Eins der kaiserlichen Kutschpferde war zu Tode getroffen und der Wagen von den Wurfgeschossen zertrümmert.

„Als der Kaiser und die Kaiserin das Opernhaus betraten, wurden sie mit einem wahren Sturm der Begeisterung empfangen. Die Vorstellung fand ohne Unterbrechung statt.

„Als das unheilvolle Ereigniß bekannt wurde, begaben sich Ihre Kaiserlichen Hoheiten, Prinz Jérome Napoleon, Prinz Napoleon, Prinzessin Mathilde, Ihre Hoheiten die Prinzen Murat, die Minister, mehrere Marschälle, der oberste Befehlshaber der Pariser Armee, mehrere höhere Beamte, Mitglieder des diplomatischen Korps, der Seine- und der Polizeipräfekt, der Generalstaatsprokurator am Kassationsgericht, sowie der Staatsanwalt, sofort zu den Majestäten. Die Untersuchung wurde auf der Stelle eingeleitet.

„Um Mitternacht verließ das Kaiserpaar die Oper. Die Boulevards waren glänzend illuminirt; eine ungeheure Menschenmenge wogte hin und her und jauchzte Ihren Majestäten auf dem ganzen Wege, in begeisterter und zugleich rührender Weise zu.

„Bei ihrer Ankunft in den Tuilerien, fanden Napoleon III. und seine hohe Gemahlin eine große Zahl

von Würdenträgern versammelt; unter denselben befand sich der englische Botschafter, der Senatspräsident, mehrere Senatoren und Mitglieder des diplomatischen Korps."

Auch Se. Hoheit, der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, hatte in der kaiserlichen Loge der Opernvorstellung beigewohnt.

Am 15. Januar ergänzte der Moniteur seinen Bericht noch durch Folgendes:

„Der Kaiser und die Kaiserin fuhren heute im offenen Wagen aus; ohne militärische Eskorte passirten sie, unter nicht enden wollendem Jubel, die Boulevards und begaben sich dann nach dem Hospital du Gros-Caillou, um die Verwundeten zu besuchen, die sich gestern unter dem Gefolge befanden.

„Das Attentat, über welches noch ganz Paris zittert und welches den Unwillen der ganzen Welt hervorrufen wird, scheint einem im Ausland organisirten, weit verzweigten Geheimbund seinen Ursprung zu verdanken. Die Regierung erhielt schon im Juni vorigen Jahres, von Jersey aus, folgende Eröffnungen:

„Der geheime Anschlag geht dahin, Sprenggeschosse von einer bisher noch nie erreichten Kraft zu fabriciren; sie sind dazu bestimmt, unter den Wagen Sr. Majestät geworfen zu werden und nur das einfache Aufschlagen auf das Straßenpflaster genügt, daß sie explodiren und das kaiserliche Gefährt zerschmettern."

Am 9. Januar 1858 erschien ein neues Manifest Mazzini's in der Zeitung Italia del Popolo in Genua.

Endlich enthielten Berichte, die der französischen Verwaltung aus London übersandt wurden, Nachstehendes:

„Ein gewisser Pierri, aus Florenz gebürtig, früher Anführer in der italienischen Legion, hat so eben England zu dem Zwecke verlassen, einen gegen das Leben des Kaisers geschmiedeten Anschlag ins Werk zu setzen. Dieser Italiener ist ein Mann von etwa vierzig bis fünfundvierzig Jahren, klein, hager, brünett, mit krankhaft bleicher Gesichtsfarbe, der das Französische nur mittelmäßig und mit ausgesprochen italienischem Accent redet; dagegen spricht er sehr gut englisch. Er ist von heftiger Gemüthsart, boshaft, sehr entschlossen und hat aus seinem Vaterlande flüchten müssen, weil man ihn mehrerer Mordthaten, unter Anderen auch an einem Priester, bezichtigt. Bevor er England den Rücken kehrte, hat er mehrfache Zusammenkünfte mit den französischen Flüchtlingen in London gehabt.

„Ein Bericht erwähnt, daß Pierri seinen Weg über Brüssel genommen, wo er auch mit Emigranten verkehrte.

„Dann hat er sich über Lille nach Paris gewandt, begleitet von einem alten Manne, der sich in Brüssel ihm angeschlossen; er führt eine nach dem System Jacquin fabricirte Höllenmaschine mit sich. Auch ist es aufgefallen, daß dieses Individuum nur erster Klasse reist, in den vornehmsten Hôtels absteigt und im Besitz von großen Geldmitteln zu sein scheint.

„Dieser selbe Pierri, dessen Signalement sich in den Händen der Polizei befindet, ist gestern, einige Minuten

vor dem Attentate, in der Nähe der Oper verhaftet worden. Man fand eine Bombe, einen Revolver und einen Dolch bei ihm. Leider waren seine Mitschuldigen schon in Thätigkeit, so daß es unmöglich war, ihre strafbare Absicht zu vereiteln.

„Der Minister des öffentlichen Unterrichts und der geistlichen Angelegenheiten, hat folgendes Telegramm an die Erzbischöfe und Bischöfe erlassen:

„Die Vorsehung hat das von einem verabscheuungswürdigen Attentat bedrohte Leben des Kaisers und seiner erlauchten Gemahlin gnädigst behütet. Um Gott für seinen so sichtbaren Schutz zu danken, wünscht Se. Majestät, daß nächsten Sonntag in sämmtlichen Kirchen Frankreichs ein feierliches Te Deum angestimmt werde. Wolle Ew. Hochehrwürden sich zu diesem Behuf mit dem Präfekten Ihres Departements in's Einvernehmen setzen."

„Sofort nach dem gestern Abend verübten Attentat, beauftragten Ihre Majestäten, der Kaiser und die Kaiserin, verschiedene Ordonnanz-Offiziere, sich nach den Opfern der Katastrophe zu erkundigen und ihnen alle Sorgfalt angedeihen zu lassen, die ihr Zustand erfordert.

„Die Zahl der bedauernswerthen Opfer ist unglücklicherweise sehr beträchtlich. Von den Lanzenreitern der Kaisergarde sind zwölf verwundet; sieben, unter denen sich ein Unteroffizier und ein Brigadier befinden, haben sehr schwere Verwundungen davongetragen. Die fünf anderen sind nur leicht verletzt.

„Elf von der Pariser Garde, darunter zwei Wachtmeister, sind gleichfalls getroffen; einer der Gardisten ist tödtlich verwundet; fünf schwer, die übrigen haben nur unbedeutende Verletzungen aufzuweisen.

„Drei der Lakaien, die sich hinter dem Wagen des Kaisers befanden, sind von Bombensplittern getroffen worden, doch flößt ihr Zustand, so ernst er auch ist, keine Besorgnisse ein. Auch der Kutscher der kaiserlichen Equipage ist verwundet; derselbe zeigte große Geistesgegenwart. Unter den Civilpersonen sollen fünfzig, mehrere davon sehr schwer, verwundet sein. Einer derselben starb schon auf dem Transport nach dem Hospital Lariboisière. Einem kleinen, zwölfjährigen Mädchen wurde das Knie von einem Splitter aufgerissen.

„Das Personal der Polizeipräfektur zählt nicht weniger als neunzehn Verwundete; darunter haben ein Polizeikommissär, ein Kreisinspektor und zwölf bis fünfzehn Polizeidiener ernste Verletzungen erlitten.

„Die beiden Pferde vor dem kaiserlichen Wagen sind todt; eins verendete auf der Stelle, das andere mußte getödtet werden. Zwanzig Pferde der Garde sind getroffen; zwei blieben sofort, fünf sind tödtlich verwundet.

„Außer den Hilfsleistungen, die Se. Majestät für die am Abend des 14. ds. Mts. verwundeten Beamten der öffentlichen Sicherheit anordnete, ließ er 10,000 Francs durch einen seiner Aerzte, den Dr. Corvisart, unter die Opfer des Attentates vertheilen."

Am 17. Januar. — Alle Generäle und höheren

Offiziere der Land- wie der Seemacht, die in Paris anwesend sind, begaben sich heute aus freiem Antriebe nach den Tuilerien.

„Im Augenblick als Ihre Majestäten die Kapelle verließen, wurden sie einmüthig mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" „Es lebe die Kaiserin!" begrüßt.

„Hierauf stellten sich Höchstdieselben an einem Ende des Saales auf und ließen sämmtliche Offiziere an sich vorüber defiliren. Ganz besonders unterhielten sich die Majestäten mit den Obersten der Lanzenreiter der Kaisergarde, sowie der pariser Garde, indem sie sich bei den Anführern der betreffenden Truppenkörper von neuem nach dem Zustande der am 14. verwundeten Soldaten erkundigten."

Die Anklage, welche am 29. Februar vor dem Assisengericht des Seine-Departements verlesen wurde, enthielt noch folgende neuen Details:

„Das Gefolge langte gegen halb neun Uhr an. Der erste, von Beamten des kaiserlichen Hofstaates besetzte Wagen, war schon in der Säulenhalle des Opernhauses verschwunden. Auf ihn folgte ein Trupp Lanzenreiter aus der Kaisergarde, welche dem Wagen, in dem sich die Majestäten, und mit ihnen General Roguet befanden, vorausritten. Als das Hauptportal fast erreicht war, fuhr die kaiserliche Equipage langsamer, um in die Einfahrt am Ende der Säulenhalle einzubiegen. In diesem Augenblick erfolgten nach einander, im Zeitraum von nur wenigen Sekunden, drei Detonationen, die sich mit Kanonenschlägen vergleichen lassen. Die

erste Bombe zerplatzte dicht vor dem kaiserlichen Wagen und traf noch die letzte Reihe der Lanzenreiter; die zweite schlug ein wenig zur Linken, aber noch näher bei der Kutsche ein; die dritte fiel sogar direkt unter den Wagen Ihrer Majestäten.

„Trotz der grenzenlosen Verwirrung, die jetzt herrschte, brachen diejenigen die nicht zu schwer verletzt waren, in ein donnerndes Hoch aus, um dadurch ihrer Freude, daß das Kaiserpaar unverletzt geblieben, Ausdruck zu geben. In der That hatte der Himmel dasselbe sichtbarlich unter seinen Schutz genommen, denn die Gefahr, der es in wahrhaft wunderbarer Weise entronnen war, zeigte sich rund umher in entsetzlicher Weise.

„Gleich bei der ersten Explosion erloschen alle Gasflammen, welche die Façade der Oper beleuchteten, in Folge der starken Erschütterung. Die Fensterscheiben der Säulenhalle, wie der benachbarten Häuser, waren völlig zertrümmert. Die große Marquise über dem Portal war, trotz ihrer außerordentlichen Haltbarkeit, an mehreren Stellen durchlöchert. Ja, an den Mauern und sogar im Pflaster der Straße Lepeletier, gewahrte man tiefe Eindrücke, welche die Bombensplitter von verschiedenster Größe und Form zurückgelassen hatten.

„Die kaiserliche Equipage war buchstäblich wie ein Sieb durchlöchert; 76 Splitter hatten sie an den verschiedensten Stellen getroffen. Von den beiden Pferden war eines, mit 25 Wunden bedeckt, sofort verendet; das andere, sehr schwer verletzte, mußte getödtet werden. Mehrere Splitter waren auch ins Innere des Wagens

gedrungen, so daß der General Roguet, der den Rücksitz eingenommen hatte, oben an der rechten Seite des Halses, unter dem Ohr, eine heftige Kontusion davontrug, welche einen ungeheuren Bluterguß bewirkte, da sie sich bis zum Schlüsselbein hinzog und eine beträchtliche Anschwellung zur Folge hatte.

„Erst nach der letzten Explosion verließen der Kaiser und die Kaiserin den Wagen. Sie bewahrten die größte Ruhe und beschäftigten sich nur mit der Sorge, den armen Opfern so rasch als möglich Hilfe angedeihen zu lassen. Auf dem mit Blut getränkten, mit Trümmern bedeckten Boden, lagen zahlreiche Verwundete, von denen mehrere zu Tode getroffen waren.

„Die gerichtlichen Erhebungen, die sicher noch weit hinter der Wahrheit zurückbleiben, haben bis jetzt festgestellt, daß 156 Personen verletzt sind. Die Zahl der Verwundungen aber, welche die Aussage der medizinischen Sachverständigen konstatirt, beläuft sich auf nicht weniger als 511. In dieser langen Liste der unglücklichen Opfer finden sich 21 Frauen, 11 Kinder, 13 Lanzenreiter, 11 pariser Garden und 31 Polizeibeamte."

* * *

Bis jetzt haben wir dem offiziellen Regierungsorgan jener Zeit das Wort gelassen; nun wollen wir uns erlauben, einige kurze Betrachtungen über die Wirkung des Attentates im ganzen Lande, daran zu knüpfen.

Mit blitzartiger Geschwindigkeit verbreitete sich das Gerücht: Er hat Furcht gezeigt!

Alle Feinde der napoleonischen Dynastie, die seit

dem 21. Dezember nicht gewagt hatten das Maul aufzuthun, wiederholten diesen Satz geheimnißvoll wie ein Losungswort.

Um die Tragweite dieser vier Worte richtig zu würdigen, muß man sich ins Gedächtniß zurückrufen, daß die Tapferkeit des Kaisers über jeden Verdacht erhaben dastand, seit er — nach dem Staatsstreich — ganz allein, ohne Bedeckung und ohne Waffen, in dem Arbeiterviertel des Faubourg St. Antoine, dessen wenig wohlwollende Gesinnung ihm bekannt war, spazieren ritt. Diese Tollkühnheit brachte den Groll der Arbeiter zwar nicht zum Schweigen, imponirte ihnen jedoch, ähnlich wie die Verwegenheit Sulla's, der sich seiner Macht entkleidete und abdankte, nachdem er Marius und dessen Partei gestürzt hatte.

Das war seine Stärke, und seinen Feinden lag viel daran, ihn schwach zu sehen; seinen Muth in Zweifel ziehen zu können — nichts hätte ihn in den Augen der Nation mehr herabgesetzt.

Hatte der Kaiser wirklich Furcht gehabt? Wer könnte das sagen? Nichts ist so veränderlich wie der Muth. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur zu beobachten, wie sich eine alte Landratte, die das Seefahren nicht gewohnt ist, bei einem Sturm auf dem Meere benimmt.

Wenn der Kaiser Furcht hatte, so gab es Grund genug dazu — wer nie in seinem Leben gebebt hat, werfe den ersten Stein auf ihn! Aber es ist doch noch ein großer Unterschied zwischen Furcht haben und Furcht

zeigen. Damals machte man sich darüber lustig; der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha hat dessen sogar in seinen Memoiren Erwähnung gethan.

Ich lasse hier folgen, was Baron von Heeckeren mit Bezug darauf in der Beilage des Figaro schreibt:

Paris, den 14. November 1888.

Geehrter Herr Redakteur!

Ich erlaube mir, Ihnen eine Berichtigung, die auf einen gewissen Werth Anspruch machen kann, zu unterbreiten. Dieselbe bezieht sich auf eine Stelle in den Memoiren des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha, die Sie in der Beilage vom 10. November abgedruckt haben.

Die betreffende Stelle, vom Orsini-Attentat handelnd, ist der richtige Zeitungsklatsch.

Auch ich war Augenzeuge jenes tragischen Ereignisses und werde mir daher die Freiheit nehmen, meine noch sehr lebendigen Erinnerungen denen des Herzogs gegenüber zu stellen.

Ich kann bestätigen, daß der Kaiser wie die Kaiserin mit spontanen Acclamationen von Seiten der Zuschauer im Opernhaus begrüßt wurden, sobald die letzteren von dem Attentat hörten.

Es wurde mir leicht, als einer der ersten nach der Katastrophe, Zutritt zur Loge des Kaisers zu erlangen. Ich fand ihn ganz ruhig.

Nachdem er mir die Hand gereicht, sagte er wörtlich: „Wie durch ein Wunder bin ich verschont geblie-

ben. König Louis Philipp hat zehn Attentaten Stand halten müssen; ich bin erst bei meinem vierten angelangt, habe also noch viel Spielraum vor mir."

Das war doch sicher nicht die Sprache eines stumpfsinnigen Menschen, der, aus Furcht verstummt, nur unzusammenhängender Gesten fähig war, wie der Herzog, der in den Tuilerien mit großer Zuvorkommenheit empfangen worden war, in seinen Memoiren behauptet.

Genehmigen Sie, geehrter Herr Redakteur, die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung,

Baron von Heeckeren,

Ehemaliger Senator des Kaiserreichs.

Keiner von all' den Zeugen, die wir zu befragen in der Lage waren, hat etwas von diesen unzusammenhängenden Gesten bemerkt. Der Kaiser war ruhig und die Kaiserin geradezu erhaben.

Dennoch muß man annehmen, daß später die hohe Frau, von Furcht ergriffen, die Entschließungen des Kaisers zu beeinflussen versuchte.

In der That ist es jedermann bekannt, daß er italienischen Geheimbündlern gegenüber Verpflichtungen eingegangen war, die er gern vergessen und vielleicht auch nicht gehalten haben würde, wäre er nicht Familienvater gewesen; denn dieselben standen im Widerspruch zu den ersten Pflichten gegen das Land, welches ihm eine Krone auf das Haupt gedrückt hatte.

In diesem Falle, wie in einem anderen, der übrigens nur folgerichtig aus dem ersten entsprang, stellte er seine dynastischen Interessen über die Frankreichs.

Napoleon III. war Karbonaro — das steht seit langer Zeit unumstößlich fest. Monseigneur de Ségur hat seiner Schwester, der Frau von Pitray, erzählt, daß er das Aufnahmedokument des Kaisers gesehen, ja in den Händen gehalten habe.

Ich lasse jetzt der Frau von Pitray das Wort: *)

„ . . . Eine Tragödie, wie man sie sich nicht fürchterlicher vorstellen kann, hat sich in Paris abgespielt. Der Geistliche, der die Rolle des Beichtvaters übernehmen mußte, hat meinem Bruder selbst davon Mittheilung gemacht und dieser hat mir den schrecklichen Fall erzählt, auch mir den Namen des Priesters genannt. Derselbe wollte ihm nur einen Beleg dafür liefern, wie nothwendig der Kampf gegen das Freimaurerthum sei — gegen diesen Bund, der aus geheimnißvollen Mordthaten hervorgegangen ist und im Dunkeln, schweigend seine verabscheuungswürdigen Attentate begeht!

Eines Abends, beim Einbruch der Nacht, trat in die bescheidene Wohnung des Geistlichen, von dem hier die Rede ist, ein Unbekannter, der ihn bat mit ihm zu kommen, um einem Sterbenden das letzte Abendmahl zu reichen. Der Priester folgte dem Fremden natürlich ohne Mißtrauen, bis dieser auf dem Hof stehen blieb und folgende seltsamen Worte sprach:

„— Sie dürfen nur unter einer Bedingung

*) Mon bon Gaston, von der Vicomtesse de Sinard de Pitray, geb. de Ségur. Gaume & Cie., 1887.

Anm. d. Verf.

mit mir gehen, nämlich — mit verbundenen Augen. Willigen Sie darin nicht ein, so muß der Mann, von dem ich geredet, ohne letzte Oelung sterben."

„Im ersten Augenblick war der Geistliche betroffen, aber er wußte, was seine Pflicht war. Tapfer unterwarf er sich der ihm auferlegten Bedingung; nur während der Unbekannte das Tuch zusammenlegte, das seine Augen verhüllen sollte, wandte er sich um und bemerkte eine Droschke, mit offenem Wagenschlag, in der zwei Männer auf dem Rücksitz Platz genommen hatten.

„Sie stiegen ein und fuhren ab. Wohin ging der Weg? Machte die Droschke absichtlich Umwege, damit die zurückgelegte Strecke recht weit erscheinen sollte, oder begaben sie sich wirklich nach einem entlegenen Orte? Das vermochte der Priester nicht zu ergründen. So viel steht jedoch fest, daß eine sehr lange Zeit verging, bevor der Wagen hielt und der Geistliche — noch immer mit verbundenen Augen — genöthigt wurde, auszusteigen.

„Nun betraten sie ein Haus; aber anstatt Treppen hinaufzusteigen, ging's langsam, langsam abwärts in die Tiefe. Plötzlich blieb der Unbekannte stehen, löste das Tuch von den Augen des Priesters und jetzt sah dieser sich in einem Kerker, in dessen einer Ecke ein Unglücklicher in Ketten lag. — „Dieser Mann", hub jetzt der Fremde an, „hat die Geheimnisse unseres Bundes verrathen; zur Strafe dafür wird er hier lebendig eingemauert werden. Da er uns jedoch früher manch guten Dienst geleistet, haben wir ihm als letzte Gnade

gestattet, noch das Abendmahl zu empfangen. Verabreichen Sie ihm dasselbe."

„Mit seinem Beichtkind allein gelassen, spendete der verzweifelte Geistliche dem unglücklichen Opfer dieser Ungeheuer in Menschengestalt, die Tröstungen der Religion. Dann, als die Henker wieder eintraten, warf er sich ihnen zu Füßen, flehte sie um Erbarmen an und bot ihnen sein Leben dar, um das des unglücklichen Gefangenen zu retten. Seine Thränen, seine Bitten blieben fruchtlos; Felsenherzen und den Teufel vermag nichts zu rühren. Noch vor seiner Fortführung hatte der Priester den Kummer, eine Schaar Elender eintreten zu sehen, die mit Mauerkellen und allem Handwerkszeug versehen waren, um den Mann lebendig einzumauern, der in ihren Augen ein Verräther, in Wahrheit aber der Märtyrer einer unbeugsamen, unbeschreiblichen Grausamkeit war. Nachdem dem Geistlichen abermals die Augen verbunden worden waren, führte der Unbekannte ihn hinaus, begleitete ihn bis in seine Wohnung und gebot ihm, unter den schrecklichsten Drohungen, unverbrüchliches Schweigen über alles, was sich so eben zugetragen hatte.

„Trotzdem zögerte der muthige Mann nicht, sich sofort zum Polizeikommissär zu begeben und ihm von dem Vorgefallenen Mittheilung zu machen, mit der dringenden Bitte, Nachforschungen nach dem Opfer anzustellen. Der Beamte ward durch diesen Bericht erschüttert und zugleich verwirrt. Wo sollte man suchen? Nach welcher Richtung? Ohne den leisesten Fingerzeig

war das eine unmögliche Aufgabe. So blieb das Verbrechen leider — in dieser Welt — verborgen und unbestraft! Wieviel andere Greuelthaten läßt es noch ahnen! Und unter der Regierung Napoleons III. spielte sich diese mysteriöse Geschichte ab. Ach! der Kaiser gehörte ja selbst diesem Geheimbunde an; mein Bruder hat den traurigen Beweis dafür in Händen gehabt, denn er hat die Urkunde gesehen, die über die Aufnahme des damals noch einfachen Prätendenten*), bei dem der Vater Orsini's als Pathe fungirte, ausgestellt worden war.

„Welch ein Licht wirft die Entdeckung dieses Dokumentes auf seine Regierung! Jetzt begreift man den politischen Rückschritt Napoleons III., den italienischen Feldzug, Castelfidardo und die Räumung Rom's im Jahre 1870."

Und nun — was ist ein Karbonaro und worin unterscheidet er sich von einem Freimaurer?

Das ist eine Frage, deren Beantwortung nicht in den Rahmen dieses Buches gehört; daher verweisen wir die Wißbegierigen auf die kleine Abhandlung des Herrn de Ségur über die Freimaurerei, deren Inhalt man kurz folgendermaßen zusammenfassen kann: „Die Freimaurerlogen sind eine Armee, deren Generalstab der Karbonarismus ist."

Kaiser Napoleon III. hat dem Freimaurerorden eine

*) Die Aufnahme in den Carbonariorden fand 1831 in Cesena statt. Anm. d. Uebers.

fast offizielle Stellung gegeben, die derselbe in keinem anderen europäischen Staate einnimmt. Die Listen der Logenbrüder liegen in sämmtlichen Polizeibureaux aus und jedermann kann Einsicht davon nehmen.

Ihre Handbücher sind heutzutage überall zu haben; alle Welt kennt ihre verschrobenen Satzungen, die an Wunderlichkeit mit dem Ritual der ältesten geistlichen Orden wetteifern. Man fragt sich oft, wie es möglich ist, daß zwei Freimaurer sich ansehen können ohne sich in's Gesicht zu lachen, denn oft hat es den Anschein, als ob sie sich in der komplizirtesten Mimik üben.

Mit dem Karbonarismus verhält sich's anders. Da giebt es keine halb offizielle Stellung, keine fast öffentlichen Mitgliederverzeichnisse, kein Ritual, keine Schauspielerei, kein Krämerthum. Nichts als eine einfache Eidesleistung, deren Bruch unweigerlich mit dem Tode bestraft wird. Der Karbonarismus ist eine geheime, starke Macht, die zu allen Zeiten, an allen Orten existirt hat und noch so bald nicht unterdrückt werden wird.

In der alten Gesellschaft gab es noch eine Menge Karbonari von Geburt; das waren alle diejenigen, welche kraft ihres ererbten Ranges, von Rechtswegen, in die Staatsgeheimnisse eingeweiht wurden; heute existirt diese Klasse in Frankreich nicht mehr, aber die verborgene Macht der geheimen Gesellschaften ist unmöglich zu unterdrücken, weil man nur ihre Kundgebungen erfassen, nicht aber die Hand auf die im Dunkeln arbeitenden Anführer legen kann. Von Zeit zu Zeit

taucht das Gerücht von einer mysteriösen Hinrichtung auf, wobei die Polizei die Augen zudrückt, denn es sind alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um das Publikum irre zu leiten. Es ist so bequem Selbstmord zu konstatiren!... In Wahrheit ist's aber immer die Strafe für einen Eidbruch.

Wir haben den Karbonarismus einen Generalstab ohne Truppen genannt. Im Anfang dieses Jahrhunderts hatte er sich jedoch mit Hilfe der untern Grade ein Heer gebildet, was ihn dem Organismus des Freimaurerordens nahe brachte. Als dies Heer für unnütz erklärt wurde, erhielt es seinen Abschied; es ist auch nicht wahrscheinlich, daß es je wieder zusammenberufen werde, denn da die meisten Karbonari gleichzeitig auch Freimaurer sind, haben sie Zutritt zu den Logen, wo sie so viele Rekruten werben können als sie wollen, indem sie vor deren Augen gewisse Steckenpferdchen tanzen lassen, die ihre Wirkung auf die Einfältigen nie verfehlen. So erklärt es sich, daß der Karbonarismus mit einem Male in den Schatten getreten ist, während sich das freimaurerische Komödiantenthum in beiden Hemisphären breit macht.

In Frankreich sind nur noch zwei Karbonari bekannt: Prinz Jerome Napoleon und Herr Barthelemy St.-Hilaire, der Vertheidiger Louvels.*) Der berühmteste unter den neueren Karbonari war Mazzini; mit

*) Der Mörder des Herzogs von Berry (13. Febr. 1820.) Anm. d. Ueberf.

seinen geistlichen Manieren konnte man ihn als Typus dieses geheimen Ordens ansehen, während Garibaldi — im Gegentheil — das kriegerische Gebahren der Freimaurer repräsentirte. Diese beiden Männer beehrten sich gegenseitig mit Haß und Verachtung; trotzdem hat Garibaldi Mazzini jederzeit nachgegeben.

Hieraus geht hervor, daß die Karbonari wie die Freimaurer, eine riesenhafte, über die ganze Welt verbreitete, aber völlig geheimnißvolle Gesellschaft bilden.

So oft internationale Fragen auf dem Spiele stehen, machen sie sich bemerkbar und handeln dann stets nach einem allgemeinen, lange vorbereiteten Plane.

Ob sie Lokalpatriotismus besitzen? Vielleicht! denn ihnen verdanken wir die Vermittelung des Nationalitätsprincips, womit sie in die Organisation, die Karl der Große Europa hinterließ, Bresche schossen. Ueberall verfolgen sie mit demselben Feuer und derselben Beharrlichkeit den Zweck, die Güter des Klerus weltlich zu machen und dem Staate einzuverleiben.

Man kann wohl kaum daran zweifeln, daß die Einigung Italiens und Deutschlands ihr Werk ist. Aber welches ist ihr Endzweck?

In dem kürzlich erschienenen Buche „Das schwarze Cabinet" ist ein Dokument mitgetheilt, welches der Billigung Georg III., Königs von England, unterbreitet wurde und welches ganz einfach den Plan enthielt, das römische Reich unter folgenden Bedingungen wieder neu erstehen zu lassen:

Italien wird von den Alpen und den drei Meeren begrenzt; Rom wird Hauptstadt und Residenz eines Kaisers. Das Wappen der alten Römer wird wieder angenommen.

Der Kaiser soll aus den Regentenhäusern von Sardinien, Neapel oder England gewählt werden. Corsika, Sardinien, Sicilien und alle Inseln des adriatischen Meeres bilden einen integrirenden Theil des römischen Reiches. Ferner wird ein Königreich Illyrien gegründet, welches dem regierenden Hause Sicilien zufällt. Deutsch-Tirol wird der Schweiz abgetreten, zum Ersatz für die italienischen Landvogteien des Veltlin.

Der König von England hätte dies Projekt beinahe unterzeichnet; später muß Napoleon III., der dazumal noch Prätendent war, seinen Namen darunter gesetzt haben, denn sicher handelt es sich um dieses Projekt, auf dessen Ausführung Orsini drang und bei welchem sämmtliche Staatsmänner, die seit Cavour in Italien auf einander folgten, mit unleugbarer Ausdauer beharrten.

Heute kommen noch gerichtliche Zurückforderungen an der afrikanischen Küste dazu, welche es vollends in Widerspruch mit allen moralischen und materiellen Interessen Frankreichs setzen. Napoleon III. wußte das, hatte aber nicht den Muth sich einzugestehen, daß ihm unter solchen Verhältnissen nur ein einziger verständiger und ehrenhafter Entschluß übrig blieb — einem Thron zu entsagen, dessen Fall ebenso unvermeidlich war wie der seinige.

Herr Keller*) machte seinem Muth, wie seiner Beredsamkeit alle Ehre, indem er, in der Sitzung vom 13. März 1861, dem Corps législatif den italienischen Feldzug als Vollstreckung des Testamentes Orsini's bezeichnete, und es ist bekannt, mit welcher Hartnäckigkeit seitdem die Regierung seine Wiederwahl zu hintertreiben suchte. Aber das Licht der Geschichte drang siegreich durch und im Jahre 1874 veröffentlichte das Journal de Florence einen ausführlichen Bericht über diese Ereignisse, dessen hauptsächlicher Inhalt zu jener Zeit allgemein bekannt war, den es aber angebracht scheint, hier vollständig folgen zu lassen.

„ . . . Am Abend des Attentates (14. Januar 1858) zeigte der Kaiser, Angesichts der Gefahr, eine bewunderungswürdige Kaltblütigkeit. Ebenso wie zur Zeit der Verschwörungen im Hippodrom und der Opéra Comique im Jahre 1853, dem Komplott Pianori's, 1855, unterschätzte er zuerst die unbeugsame Verfolgung des italienischen Geheimbundes, dem er angehörte und den er zu verleugnen entschlossen war, weil er sich nur noch dem Gedeihen Frankreichs und der Sicherstellung seiner Dynastie widmen wollte.

„Bald jedoch kam das Nachdenken und damit auch die Rückwirkung des Schrecks, die sich auch der heldenmüthigsten Seelen bemächtigt und ihnen große Qualen verursacht. Der kaiserliche Prinz war ein ganz kleines

*) Les sociétés secrètes et la société, ou philosophie de l'histoire contemporaine, par N. Deschamps. Oudin frères, 1880, t. II, p. 342.

Kind; was sollte aus dem Reich und dem Kronprinzen werden, wenn der Bund, der Napoleon den Tod geschworen, sein entsetzliches Vorhaben ausführte?

„Zwischen schrecklichster Sorge und Aufregung hin und her schwankend, erinnerte sich der Kaiser eines Rathes, den ihm seine Mutter, die Königin Hortense, einst ertheilt.

„— Wenn Du Dich je in großer Gefahr befinden solltest, wenn Du Dir selbst nicht zu rathen weißt, so wende Dich vertrauensvoll an den Advokaten X . . ., er wird Dich sicher führen und aus jeder Gefahr befreien."

„Dieser Advokat, dessen Namen ich verschweige, war ein römischer Verbannter, mit dem Napoleon in der Romagna, während der aufständischen Erhebung Italiens gegen den päpstlichen Stuhl, bekannt geworden war. Derselbe lebte in einem der Vororte von Paris in Verhältnissen, die man weder reich noch arm nennen kann, sondern die den geheimnißvollen Wohlstand bekundeten, welche das Freimaurerthum seinen Anführern sichert.

„Napoleon ließ diesen Mann zu sich entbieten. Derselbe willigte in die Zusammenkunft, die für den folgenden Morgen festgesetzt wurde.

„Als er dann des Kaisers Arbeitskabinet betrat, erhob sich dieser, reichte ihm beide Hände und rief:

„— Man will mir also ans Leben? Was habe ich denn gethan?"

„— Sie haben vergessen, daß Sie Italiener sind und daß Sie sich durch einen Eid verpflichtet haben,

der Größe und Unabhängigkeit unseres Vaterlandes Ihre Dienste zu weihen."

„Napoleon vertheidigte sich damit, daß seine Liebe zu Italien unverändert in seinem Herzen fortbestehe, daß er aber — als Kaiser der Franzosen — vor allem die Pflicht habe, an der Größe Frankreichs zu arbeiten. Hierauf entgegnete der Advokat, daß Niemand den Kaiser hindern werde, sich mit den Angelegenheiten Frankreichs zu beschäftigen; er könne und müsse aber auch für Italien wirken, ja die Sache beider Länder ließe sich vereinigen, wenn er beiden die gleiche Freiheit, die gleiche Zukunft geben wolle. Wolle er das nicht, so sei man fest entschlossen alle Mittel anzuwenden, um jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen, die Halbinsel von dem österreichischen Joche zu befreien und ein einiges Italien zu gründen.

„— Was soll ich denn thun? Was verlangt man von mir?" fragte der Kaiser.

„Der Advokat versprach seine Mitverschworenen darüber zu befragen und nach einigen Tagen ihre Entscheidung zu überbringen.

„Dieselbe ließ nicht lange auf sich warten.

„Der Geheimbund stellte drei Forderungen:

„1. Die Begnadigung Orsini's.

„2. Die Proklamation der Unabhängigkeit Italiens.

„3. Die Theilnahme Frankreichs an einem Kriege gegen Oesterreich.

„Um diese Ereignisse vorzubereiten, solle Napoleon eine Frist von fünfzehn Monaten gewährt werden, in

der er sich vollkommenster Sicherheit erfreuen solle. Während dieser Frist werde kein neues Attentat versucht werden und die italienischen Patrioten würden ruhig die Erfüllung der kaiserlichen Versprechungen abwarten.

„Hier, fährt das Journal de Florence fort, zählt die Denkschrift die bekannten Dokumente auf, welche die schroffe Schwenkung der kaiserlichen Politik kennzeichneten und dieselbe mit dem Brief an Edgar Ney in Verbindung brachten.

„Thatsache ist, daß der Kaiser die größten Anstrengungen machte, die erste Forderung des Geheimbundes zu erfüllen. Er bewog die Kaiserin um Orsini's Begnadigung zu bitten, berief seine Minister, befragte das Auswärtige Amt und stieß nur bei einer einzigen Person auf Widerstand; diese aber, deren Beruf gerade Milde und Erbarmen verkündet, gestand dem Kaiser in diesem Falle das Recht der Begnadigung nicht zu und verlangte, daß der Arm der Gerechtigkeit nicht aufgehalten werde.

„Kardinal Morlot wandte sich mit den Worten an den Kaiser:

„Sire, Ew. Majestät vermag ohne Zweifel viel in Frankreich, das aber steht nicht in Ihrer Macht. Durch eine wunderbare Gnade der Vorsehung ist Ew. Majestät Leben bei diesem verruchten Attentat verschont geblieben; aber es floß viel französisches Blut und dieses Blut fordert Sühne — oder jedem Begriff von Gerechtigkeit wäre Hohn gesprochen und . . . Justitia regnorum fundamentum."

„Der Kaiser sah ein, daß ihm nur noch ein Schritt übrig blieb und den that er. Er suchte Orsini auf.

„Wie verlief die Unterredung der beiden Eingeweihten des Geheimbundes von Cesena? Das wird voraussichtlich niemals bekannt werden. Nur so viel weiß man, daß Napoleon die in seiner Jugend in Italien eingegangenen und vor dem Advokaten X . . . erneuerten Verpflichtungen anerkannte, und daß er dem Manne, den er nicht zu retten vermochte, den feierlichen Eid leistete, sein Testamentsvollstrecker zu werden.

„Dieser Ausdruck ist der richtige. Louis Napoleon wurde Orsini's Testamentsvollstrecker. Sie kamen überein, daß Letzterer einen Brief an den Kaiser schreiben würde, der veröffentlicht werden und das ganze Einheitsprogramm Italiens enthalten sollte.

„Und nun vollzog sich einer der größten Skandale unserer Zeit; das war die Verlesung dieses letzten Willens vor Gericht und seine Veröffentlichung im Moniteur.

„Die Denkschrift führt diesen Brief ohne die Stelle vom Papste an und doch ist die betreffende Stelle seit dem Jahre 1870 bekannt.

„Orsini bestieg das Schaffot als Märtyrer der italienischen Einheitsidee, mit der Zuversicht, daß Italien einig und die Herrschaft des Papstes gestürzt werden würde; denn, Angesichts des Todes rief er:

„Vive l'Italie! Vive la France!“

Napoleons III. Politik ist nur dann zu begreifen, wenn man die beiden Haupttriebfedern derselben nicht

außer Acht läßt -- seinen Ehrgeiz und seine Verpflichtungen gegen die Karbonari. Diese beiden Beweggründe, die oft im Streit mit einander lagen, bilden auch die Erklärung für das Gute und Böse, das er gethan. Um seine Macht sicher zu stellen und seine Dynastie fest zu begründen, wollte er die Ordnung wieder herstellen, die Guten beruhigen und die Bösen erzittern lassen; seine Mitverschworenen jedoch, gereizt über den Schutz, den er der Religion angedeihen ließ, erinnerten ihn an seinen Eid und zwangen ihn, dem von ihnen vorgezeichneten Wege zu folgen.

Sobald er die Schaubühne*) betrat, gehorchte er dem Geheimbunde, indem er nicht für den römischen Feldzug stimmte und als man ihn — als Präsidenten der Republik — zwang, denselben zu Ende zu führen, verdunkelte er den Glanz des Sieges Frankreichs durch sein Schreiben an Edgar Ney, in welchem er erklärte, daß die Armee die italienische Freiheit nicht ersticken, die Verbannung und Tyrannei bei der Rückkehr des Papstes nicht beschützen darf.

Als Bedingung für die Wiederherstellung der weltlichen Macht verlangt er eine allgemeine Amnestie, Einführung des Code Napoléon, weltliche Verwaltung und eine liberale Regierung.

Der General Rostolan, der diese dem Papstthum zugefügte Schmach nicht in Rom veröffentlichen lassen wollte, erhielt seinen Abschied, auch wurde er, wie der

*) Siehe E. Cartier, Lumière et Ténèbres, p. 213.

General Oudinot, der militärischen Ehren verlustig erklärt. Wie viel übertriebene Anforderungen mußte Pius IX. in seiner Güte und Geduld während der französischen Besatzung erfüllen!

Nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember, und nachdem das allgemeine Stimmrecht Napoleon die höchste Macht bewilligt hatte, bediente er sich derselben, um den Plan zu verwirklichen, den Lord Palmerston nach 1848 beschlossen hatte: Die Demüthigung Rußlands, welches mit Revolution drohte, Bildung eines großen deutschen Reiches unter der Oberhoheit Preußens, Schwächung Oesterreichs, das den päpstlichen Stuhl beschützte und Gründung eines Königreichs Italien, welches sich des Kirchenstaats bemächtigen sollte.

Eine diplomatische Schwierigkeit, die durch den Austausch einiger Noten leicht beigelegt werden konnte, bot den Vorwand zum Krimkriege. Frankreich trug fast die ganze Last, ohne den geringsten Vortheil daraus zu ziehen.

England zog dagegen viel Nutzen aus dem Feldzuge; den Hauptvortheil hatte freilich Piemont.

Es war ihm gestattet worden, ein übrigens ganz unnützes Kontingent zu stellen; diese Mitwirkung, die durch nichts erklärt wurde, gab ihm das Recht, im Pariser Kongreß, wo der italienische Feldzug vorbereitet wurde, mitzusprechen.

Graf Cavour, Vertreter der Großloge des freimaurerischen Piemont, überreichte seinen Kollegen, den Ministern von Frankreich und England, eine Note,

welche die diplomatischen Unverschämtheiten des Jahres 1831 neu auffrischte. Darin wurde die Unfähigkeit des Papstes, sein Volk zu regieren, die dringende Gefahr durch die Unruhen in Mittelitalien, die Ausdehnung der österreichischen Herrschaft über die Grenzen, die der Vertrag von 1815 *) ihr bewilligt hatte, klar gelegt. Wiederum wurden die weltliche Regierung und der Code Napoleon gefordert und zum Schluß wurde die Befreiung der Legationen vorgeschlagen, die unter den Schutz der Großmächte und die bewaffnete Oberaufsicht Frankreichs gestellt werden sollten.

Ueber diese Note wurde, trotz der Opposition Oesterreichs und Rußlands, die dem Kongreß das Recht der Einmischung in die inneren Angelegenheiten der unabhängigen Souveraine nicht zugestanden, verhandelt. Nicht allein der päpstliche Stuhl, sondern auch alle anderen Regierungen der italienischen Halbinsel wurden — zur größten Freude der italienischen Revolutionaire — öffentlich blamirt. Der Krieg war unvermeidlich; es handelte sich nur noch darum, ihn vorzubereiten und zum glücklichen Ende zu führen.

Das Freimaurerthum zählte auf Napoleon III., der Kaiser schwankte jedoch noch zwischen seinen Interessen und seinen Verpflichtungen. Er fürchtete, seiner Macht und der Zukunft seines Sohnes zu schaden, indem er sich von den Katholiken lossagte und die Opposition Deutschlands und Rußlands herausforderte.

*) Les Sociétés secrètes et la Société, t. II, p. 332.

Andrerseits mahnten ihn seine Mitverschworenen an den geleisteten Eid. Es ist wahr, die Großloge hatte ihm Glück gewünscht, wie sie es bei allen neuen Regierungen that; sie hatte ihn um seinen Schutz gebeten und den Prinzen Murat zum Großmeister angenommen, aber der thatkräftigere Theil der Freimaurer nahm noch immer eine drohende Haltung an. Die Demokratie bekämpfte das Cäsarenthum und die geheimen Gesellschaften, vor allem die italienischen, forderten die Befreiung ihres Vaterlandes. Durch wiederholte Attentate war Napoleon schon daran gemahnt worden, ehe die Orsinibomben geworfen wurden.

Dies freimaurerische Drama verbreitet ein düsteres Licht über das dunkle Treiben der geheimen Logen. Orsini, der Sohn des Mannes, der den jungen Prinzen in Cesena eingeweiht und ihm den Eid abgenommen hatte, an der Befreiung seines Vaterlandes und dem Sturz der weltlichen Herrschaft des Papstes zu arbeiten, wird abgesandt um den Kaiser dafür zu strafen, daß er seinen Schwüren untreu geworden ist. Auf dem Gipfel seiner Macht, inmitten seiner Vergnügungen wird er getroffen.

Er sieht ein, daß er zum Tode verurtheilt ist und nimmt in seiner Rathlosigkeit Zuflucht zu einem Advokaten, den ihm seine Mutter, die Königin Hortense, anempfohlen hatte. Es ist ein italienischer Flüchtling, einer der geheimnißvollen Chefs des Freimaurerthums, der ihn wie seines Gleichen*)

*) Ich habe ihn in Paris gekannt. Obgleich er sehr zurückhaltend war, verbarg er den geheimen Einfluß, den er auf den

behandelt. Er verspricht dem Kaiser, wie wir im Journal de Florence gelesen haben, das Todesurtheil zu widerrufen, aber nur unter drei Bedingungen: Begnadigung Orsini's, Proklamation der Unabhängigkeit Italiens, und ein Heer, um gegen Oesterreich Krieg zu führen. Um dies Alles einzuleiten, wird ihm eine Frist von fünfzehn Monaten bewilligt. Napoleon ging auf diese Bedingungen ein, vermochte aber trotz seines Wunsches und seiner Bemühungen, die erste nicht zu erfüllen. Das Attentat hatte an seiner Stelle zu viele Opfer gefordert: Orsini mußte sterben.

Hierauf spielte sich in der Gefängnißzelle in Mazas eine Scene ab, die die ganze dämonische Macht des Geheimbundes enthüllt.

Der Kaiser kommt, seinem guten Freunde von dazumal, Lebewohl zu sagen und erneuert in den Armen seines Meuchelmörders die Schwüre seiner Jugend. Orsini opfert sein Leben für die Befreiung seines Vaterlandes und den Umsturz der gegenwärtigen Macht. Als Märtyrer der Freiheit besteigt er das Schaffot. Von den Alpen hallte sein letzter Ruf: „Es lebe Italien! Es lebe Frankreich!" wieder.

So wurde Napoleon der Testamentsvollstrecker Orsini's. Der Moniteur druckte den Brief ab, der sein politisches Programm enthielt und innerhalb der festgesetzten Frist rückte die französische Armee in Italien ein.

Kaiser ausübte nicht; er hatte damals sein Absteigequartier in der Cour des Cochés. Anm. d. Verf.

Herr L. Thouvenel, der Sohn des ehemaligen Ministers Napoleons III., schreibt:*)

„Es ist unmöglich nicht einzusehen, daß dieser Prinz (Napoleon III.) der einen so richtigen Blick für die inneren Angelegenheiten Frankreichs bewiesen, der von Anfang an seiner äußeren Politik einen Glanz zu leihen verstand, der den schönsten Zeiten unserer Geschichte würdig an die Seite zu stellen ist, so zu sagen die Fassung verlor, wenn er seinen verschleierten Blick nach Italien wandte.

Es gab unzweifelhaft ein Geheimniß des Kaisers, wie es früher ein Geheimniß des Königs gegeben hat. Muß man in dieser doppelsinnigen Politik die entscheidende Ursache der begangenen Fehler suchen? Es kommt uns in jedem Falle schwer an, dieser Ursache nicht zum großen Theil den Verlauf und Ausgang der Ereignisse zuzuschreiben: Die unterirdische Aktion lähmte die offizielle Aktion, indem sie letzterer alle Autorität nahm, die ihr bei Freund wie Feind von Rechtswegen zukam. An dem Tage, an dem Herr Thouvenel sich von dieser Wahrheit durchdrungen fühlte, demissionirte er, und entsagte so einer undankbaren Aufgabe an der Seite eines Monarchen, den er persönlich liebte und von dem er wieder geliebt wurde.

Kann es noch eine beredtere Bestätigung dessen geben, was ich so eben geschrieben habe?

---

*) Le Secret de l'Empereur, L. Thouvenel. 1889, I. vol. p. IV.

Dreißig Jahre nach dem Attentat vom 14. Januar, dessen unmittelbare Folge der italienische Feldzug war, richtete das mazzinische Komité in London an die Italiener folgendes Manifest: *)

An das italienische Volk!

„Mitbürger!

„Dreißig Jahre einer schlechten Regierung und sogenannter Freiheit; das Land mit den Deutschen verbündet; der Staatsschatz vergeudet; die drückenden Steuern zur Bereicherung einer Schaar sich an die oberste Macht klammernder Bettler verwendet; der Handel ruinirt; die Auswanderung gesteigert; die Schulden und Arbeitseinstellung im Zunehmen; das Gold verschwunden; die Schmach von Massaua; diebische Richter und pflichtvergessene Abgeordnete — das sind einige von den Resultaten, die uns die vielen Kämpfe eingebracht haben — das sind die Vortheile, die mit dem Blut so vieler Helden erkauft worden sind.

„Die äußerste Schmach, die uns noch zugefügt werden konnte, war der royalistischen Partei vorbehalten.

„Das wiedererstandene deutsche Reich hat uns einen kaiserlichen Lieutenant gesandt, uns zu regieren. Ein Savoyarde, ein Husar von jenseits der Berge, wird also die Geschicke unseres Landes nach den Befehlen leiten, die ihm aus Berlin zugehen werden? Werden

*) Intransigeant, 9. juin 1889.

wir knechtisch genug sein uns das gefallen zu lassen? Werden wir uns nicht Alle wie ein Mann erheben, wir, die Unterdrückten, um uns von unsern Unterdrückern zu befreien? Dieselben sind nicht sehr zahlreich und ihre Seele ist feig: der Kampf würde bald beendet sein.

„Weigern wir uns doch die Steuern zu bezahlen! Bankerott geworden, wird die königliche Regierung in den Schlamm versinken, der ihr würdiges Grab ist, und dann können unsere Kommunen sich zu freien verbündeten Republiken umgestalten, neutral wie die Schweiz und, wie sie, ohne Interesse an den auswärtigen Zänkereien.

„Dann werden die Vereinigten Staaten Italiens an dem moralischen, wie materiellen Fortschritt des Volkes arbeiten, was nur bei einem Budget möglich ist, das eine Milliarde nicht überschreitet.

„Das Mazzini-Comité in London
den 2. Juni 1889."

Daraus geht hervor, daß die Karbonari noch immer nicht ihr Ziel erreicht haben.

Was die Dankbarkeit Italiens für das französische Blut anbetrifft, das für seine Einigung und Unabhängigkeit vergossen wurde, so haben wir im Jahre 1870 das Maß derselben erkannt.

Der Gaulois vom 2. Juni 1889 setzt uns in den Stand, uns ein Urtheil darüber zu bilden, daß es seit jener Epoche nicht fortgeschritten ist.

(Von unserm Spezial-Berichterstatter.)

Rom, den 1. Juni.

Der König ist heute von Mailand hierher zurückgekehrt. Er wurde mit lebhaften Zurufen begrüßt: „Es lebe Deutschland! Hoch Wilhelm! Humbert hoch! Nieder mit Frankreich!“

In Mailand werden viele Verhaftungen vorgenommen. —

Zweites Kapitel.

Die Vermählung der Prinzessin Clotilde. — Mission des Prinzen Napoleon beim Zaren. — Kriegspräliminarien. — Abreise von Paris. — Die Intendantur in Phantasie und Wirklichkeit. — Die 2. Voltigeur-Kompagnie bezieht Quartier in Megnanigo.

Cavour hielt die Vermählung der Prinzessin Clotilde mit Prinz Napoleon für überaus wichtig.

Die Interessen des Hauses Savoyen mit denen der Bonaparte, welche damals eine bedeutende Machtstellung in Europa einnahmen, durch diese Verbindung zu verschmelzen, hieß nicht allein den Kaiser nöthigen, seine Verpflichtungen gegen Italien zu halten, sondern schuf dieser Nation in der Person des Prinzen Napoleon einen mächtigen Verbündeten, dessen Einfluß auf seinen Vetter, den Kaiser, bestimmend und fruchtbar wirken würde.

Aus dem Grunde war diese Heirath Cavour's glühendster Wunsch, aber trotz seiner politischen Intriguen, zogen sich die Verhandlungen doch sehr in die Länge.

Ohne diesem Projekt feindselig gegenüber zu stehen, sah Kaiserin Eugenie es doch nicht mit günstigen Augen an. Welche Rolle spielte Fräulein von Montijo neben der Tochter Victor Emanuels?

Eines Tages befand sich Prinz Napoleon im Arbeitskabinet des Königs von Sardinien in Turin. Natürlich kam das Gespräch wieder auf die Heirathspläne.

„— Nicht wahr?" fragte Victor Emanuel, „diese endlosen Vorbereitungen langweilen Dich?"

Die Antwort des Prinzen war Schweigen.

„— Nun, sprich nur frei heraus."

„Es ist nicht gerade das . . . aber . . ."

„— Warte einen Augenblick, wir wollen gleich die Entscheidung herbeiführen."

Der König saß vor seinem Schreibtisch und Prinz Napoleon ging, während der Unterhaltung, im Zimmer auf und ab.

Der König klingelt:

„— Ich lasse die Prinzessin Clotilde zu mir bitten."

Nach einigen Minuten tritt die Prinzessin ein, worauf Victor Emanuel sie mit den Worten anredet:

„— Ich habe Dir stets gesagt, daß Du Napoleon's Gemahlin werden würdest. Da ist er nun."

Und sie in seine Arme schiebend, rief er: „— Umarmt euch und damit abgemacht!"

Die Prinzessin, die auf eine so brüske Entscheidung nicht gefaßt war, ließ willenlos alles über sich ergehen.

Ihre Erzieherin, eine sehr adelstolze und vor allem sehr legitimistisch gesinnte Dame aus vornehmer Familie — ein Fräulein von Foresta — hatte großen Einfluß auf die Prinzessin, die ihr sehr zugethan war.

Cavour dachte als Politiker vom reinsten Wasser nur an diese Vermählung; an die Verbindung erlauchten Blutes mit französischem Gelde, welches man für die Einheit Italiens brauchte. Dabei genirte ihn die Erzieherin. Er ließ ihr sagen, sie möge ihre Koffer packen und traf seine Vorkehrungen so gut, daß sie Italien innerhalb vierundzwanzig Stunden verlassen hatte, ohne noch mit irgend jemand Rücksprache nehmen zu können.

Als er diesen wirklichen Staatsstreich dem König mittheilte, rief dieser:

„— Teufel auch! Was wird Clotilde sagen?"

Nach einem Augenblick des Nachdenkens fügte er hinzu:

„— Da es nun einmal geschehen ist . . . . ist's vielleicht so am besten."

Hierauf spielte sich dann im Arbeitskabinet des Monarchen die Scene ab, die ich eben geschildert habe.

Acht Tage später wurde die Trauung in der Schloßkapelle feierlich vollzogen.

Napoleon III., welcher wußte, daß diese Verbindung seiner Gemahlin nicht angenehm war und der ein wahres Entsetzen vor den nervenaufregenden ehelichen Scenen hegte, die bei der Kaiserin nichts Seltenes waren, wollte sie daher nicht mit der Wahl des Trousseau

und der für die Prinzessin bestimmten Juwelen beauftragen. Er wandte sich an Prinzessin Mathilde, mit der Bitte:

„Uebernehmen Sie es, alles Erforderliche zu besorgen; es geschieht ja für Ihren Bruder und ich zweifle nicht daran, daß Sie das besser verstehen werden als die Kaiserin."

Seit Beginn des Jahres 1859 — nach der im diplomatischen Korps am 1. Januar gehaltenen Rede — war man auf den Krieg mit Oesterreich gefaßt.

So lang es irgend in seiner Macht stand, hatte der Kaiser gezögert, seinen Versprechungen nachzukommen, aber endlich war sein Entschluß reif. In Biarritz wurden zwischen ihm und dem Prinzen Napoleon die ersten vorbereitenden Schritte gethan.

Zu jener Zeit war Prinz Napoleon Minister für Algerien und die Kolonien. Zwischen ihm und seinen Kollegen war eine Mißstimmung wegen der Zollschranken ausgebrochen, die auf der ganzen Grenzlinie Marokko's eingerichtet werden sollten. Dem widersetzte der Prinz sich, da er diese Maßregel für zwecklos und nur geeignet hielt, unnützerweise das Staatsbudget zu belasten.

„So wollen Sie also dem englischen Schmuggelwesen nicht entgegenarbeiten?" fragte man ihn.

„Nein," versetzte der Prinz. „Der Schmuggel ist nicht so bedeutend, das haben meine statistischen Erhebungen klar bewiesen. An unsrer Grenze Zollbeamte stationiren, heißt ein Heilmittel anwenden, das schlimmer ist als die Krankheit selbst."

Es ist allgemein bekannt — ich brauche mich also bei diesem Punkt nicht aufzuhalten — daß es damals zum guten Ton gehörte, sich zum Widersacher, ja fast zum Feinde des Prinzen Napoleon zu erklären. Für die Höflinge und Intimen in den Tuilerien waren solche Gefühle fast obligatorisch.

Eines Tages werden wir auch die Gründe enthüllen, welche die Kaiserin dazu getrieben hatten, einen solchen Zustand nicht nur zu dulden, sondern sogar zu ermuthigen. Heute wollen wir uns damit begnügen, nur die einfache Thatsache zu konstatiren.

Der Streit zwischen den Ministern und dem Prinzen war ein so erbitterter geworden, daß letzterer endlich dem Kaiser geschrieben hatte: Wenn er nicht mehr Herr sei, nach seinem Sinne zu handeln; wenn er beständigem Haß und täglichen Scherereien ausgesetzt sei — zöge er es vor, seine Demission einzureichen.

Als dies Schreiben in Biarritz anlangte, antwortete der Kaiser per Telegramm, indem er seinem Vetter gebot, sich unverzüglich zu ihm zu begeben.

Nur mit einem leichten Handköfferchen versehen, kam der Prinz zur Nachtzeit in Biarritz an. Der Kaiser hatte sich bereits in seine Gemächer zurückgezogen.

Da Prinz Napoleon seinem kaiserlichen Vetter also nicht sofort seine Aufwartung machen konnte, befahl er seinem Kammerdiener ihn am nächsten Morgen um halb acht zu wecken, weil er sich den Genuß eines Seebades gestatten wollte, bevor er sich dem Kaiser vorstellte.

Er lag noch im tiefsten Schlummer — es war gegen sieben — als sein Kammerdiener bei ihm eintrat.

„Wieviel Uhr ist es denn? Ich habe Ihnen doch befohlen, mich erst um halb acht zu wecken."

„Ja, Hoheit, aber der . . ."

„Was denn?"

„Se. Majestät der Kaiser steht vor der Thüre."

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als der Kaiser die Thüre aufstieß und sich ganz leise nach dem Bett des Prinzen hintastete, denn der Kammerdiener hatte noch nicht Zeit gehabt, die Fensterläden zu öffnen.

„Guten Morgen, Napoleon. Ich habe Deinen Brief erhalten, berief Dich telegraphisch hierher und habe Dich also erwartet. Steh auf, meine Anwesenheit braucht Dich nicht zu geniren. Ich bin ja kein schönes Weib; und angenommen ich wäre ein solches, so glaube ich, daß Dich das nicht gar zu sehr erschrecken würde."

Sich im Bette aufrichtend, bemühte sich der Prinz, trotz der fast kritischen Lage in der er sich befand, dem Kaiser eine so ehrfurchtsvolle Ergebenheit zu beweisen, wie sie dem Sohne Jerome's gegenüber dem Sohne Ludwigs, der Kaiser der Franzosen geworden war, zukam.

Napoleon III. war dem Prinzen Napoleon gewissermaßen ein zweiter Vater gewesen; sie hatten sich stets geduzt; erst kurz bevor Prinz Louis zum Präsidenten der Republik erwählt wurde, hatte das gute Einvernehmen der beiden Brudersöhne eine Trübung erfahren. Eine Weile schmollte Prinz Napoleon; als er dann

nach dem Schloß in den Champs-Elysées zurückkehrte, hielt er es für richtig, das zu familiäre Duzen fallen zu lassen. Seitdem er Kaiser geworden, hatte Napoleon III. also allein diese vertrauliche Anrede, seinem Vetter gegenüber, beibehalten.

In größter Hast kleidete der Prinz sich an; dann zog ihn der Kaiser, sich auf seinen Arm stützend, auf die Terasse der Villa hinaus, wo kein unbefugtes Lauscherohr zu fürchten war.

Seit einigen Minuten schilderte der Prinz mit Feuer die ganze Schwierigkeit seiner Lage: Zollschranken, englisches Schmuggelwesen, Statistik, 2c. 2c. — nichts wurde vergessen. Plötzlich unterbrach ihn der Kaiser, der mit der Miene eines Mannes zugehört hatte, dessen Gedanken ganz wo anders weilen:

„Ja, ja, das ist alles ganz schön! Aber höre endlich auf mit Deinem Marokko, Deinen Zollschranken, Deinen Gränzjägern . . . Ich habe Dich hergerufen, um mit Dir über eine viel wichtigere Angelegenheit zu reden."

„— Ah!" machte der Prinz, der sofort schwieg. „Ich bin ganz Ohr, Sire!"

„Ja, ich habe Dich herkommen lassen, um mit Dir eine Sache zu besprechen, von der niemand etwas ahnt und bei der ich Deinen Beistand brauche."

Nach einem Moment des Schweigens fuhr er fort: „Ich will Krieg führen."

Und nun erzählte der Kaiser in klarster Form, in den gewähltesten Ausdrücken, daß er einen Feldzug gegen

Oesterreich unternehmen und Italien befreien wolle; er sei fest dazu entschlossen und erwarte von ihm, seinem Vetter, seinem Freunde, die größtmöglichste und hingebendste Unterstützung.

Zu allererst wolle er ihn mit einer höchst delikaten Mission betrauen; es handele sich darum, dem Kaiser von Rußland Mittheilung von seinen Absichten zu machen, denn, nach dem geheimen Vertrage, der zwischen beiden Herrschern geschlossen sei, dürfe keine von beiden Nationen eine Kriegserklärung erlassen, ohne die andere im Voraus davon in Kenntniß gesetzt zu haben.

„Zar Alexander befindet sich in Warschau. Wir müssen zunächst in Erfahrung bringen, ob er dort noch so lange bleibt, daß Du ihn daselbst aufsuchen kannst. Wenn die Zeit dazu ausreicht, mußt Du unverzüglich nach Warschau abreisen."

Sofort wurde eine chiffrirte Depesche an einen der Adjutanten des Zaren abgesandt, mit der Frage, ob die Zeit es erlaube Sr. Majestät einen Boten des Kaisers, von Biarritz kommend, zu senden?

Der Dienst der Monarchen wird mit ganz anderer Geschwindigkeit vollzogen als der von Privatpersonen. Fünf Stunden später war nicht allein das Telegramm in Warschau eingetroffen, sondern die chiffrirte Antwort des Zaren war in der Villa zu Biarritz angelangt. Sie lautete:

„Der Kaiser wollte heute abreisen, aber mit Vergnügen wird er den Abgesandten Sr. Majestät noch erwarten. Wer ist das?"

Neues Telegramm von Biarritz nach Warschau:

„Prinz Napoleon wird sich die Ehre geben, Sr. Majestät dem Zaren seine Aufwartung zu machen. Er reist ohne Zeitverlust ab."

Letzte Depesche von Warschau nach Biarritz:

„Der Zar ist hoch erfreut, den Prinzen Napoleon begrüßen zu dürfen und erwartet ihn."

Die Mission des Prinzen bestand zunächst darin, den Kaiser von Rußland — dem zwischen beiden Herrschern geschlossenen geheimen Vertrag gemäß — von den kriegerischen Plänen seines Freundes in Kenntniß zu setzen; zweitens — und das war ein so delikater Punkt, daß zu seiner glücklichen Lösung eine diplomatische Kraft allerersten Ranges gehörte, wie Napoleon III. sie nur in seinem Vetter zu finden glaubte — Rußland zu einem Offensiv- und Defensivbündniß zu bewegen.

Prinz Napoleon begab sich sofort auf die Reise. Da der Zug des Abends spät in Warschau eintreffen sollte, nahm er der Vorsicht halber seine Uniform mit in den Waggon. — In Rußland darf man ja das hergebrachte Ceremoniell bei Leibe nicht außer Acht lassen. — Der Adjutant, mit dem der Depeschenaustausch stattgefunden, erwartete ihn an der Bahn und theilte ihm mit, daß der Zar so gespannt auf die Enthüllung des Zwecks dieser Reise sei, daß er ihn vermuthlich noch in dieser Nacht zu sehen wünschen werde — es sei also keine Zeit zum Umkleiden vorhanden.

In der That fand die Zusammenkunft auf der

Stelle statt. Der Prinz theilte dem Zaren Napoleons III. Pläne mit. Große Ueberraschung.

„Das scheint mir kein Projekt mehr. Es ist wohl schon alles entschieden?" fragte der Kaiser von Rußland.

„— Ja, Sire."

„Nun, trotzdem ich Selbstherrscher bin, muß ich doch, bevor ich Ihnen meinen Entschluß kund thue, mit meinem ersten Minister konferiren."

Hierauf zog sich der Zar zurück, kehrte aber bald wieder und es entspann sich nun in derselben Nacht eine neue Unterhaltung. Endlich, nach langem Hin- und Herdebattiren, Ueberlegen und Zustimmen, erhält der Prinz vom Kaiser Alexander die Versicherung einer Defensiv-Allianz.

Sofortige Rückreise nach Biarritz, wo Napoleon III. seinen Vetter mit solcher Ungeduld erwartete, daß er ihm schon in der Bahnhofsstraße entgegen kam und damals lag bekanntermaßen die kaiserliche Villa recht weit vom Bahnhof entfernt.

Sobald der Kaiser des Prinzen ansichtig wurde, rief er:

„— Nun, was bringst Du mir?"

„Nicht Alles, Sire, was Sie gewünscht."

„— So! Was ist's denn?"

„Nur ein Defensiv-Vertrag."

„— Das ist in der That nicht Alles, was ich wünschte, aber immerhin etwas. Ich danke Dir."

Wie ich schon erwähnt, wurde seit Beginn des

Jahres 1859 viel vom Kriege geredet. Namentlich bei Hof sprach man beständig davon. Im April schien die Sache entschieden zu sein. Eines Abends äußerte die Kaiserin in einer ihrer kleinen Gesellschaften, daß ihr Gemahl im Kriegsfalle sich der Armee nicht anschließen solle. Darüber entspann sich eine Diskussion, in der sie einen heftigen Ton annahm, als grade der Kaiser, eine Cigarette rauchend, eintrat.

„— Was bedeutet dieser Lärm?"

„Ach, Sire!" versetzte General Espinasse, „man behauptet, daß Sie in einem Kriegsfalle nicht den Oberbefehl über die Armee übernehmen würden.

„Wenn es wirklich zum Kriege kommt, so haben Sie ihn gewollt; denn alle Welt redet uns davon ab.

„Und, wenn Ew. Majestät sich nicht an die Spitze der Armee setzten, würde man Sie unter die Kategorie der Scheinkönige stellen und wir kennen Sie zu gut, um zu glauben, daß Sie sich jene zum Muster nehmen wollen."

Eine große Zahl der Freunde des Kaisers waren in der That gegen den Krieg und griffen offen seine Beschlüsse an, unter anderen auch Persigny, der ganz wüthend war.

Während der Abwesenheit des Kaisers sollte die Regierung ihren Sitz in Paris haben.

Laity, sein alter Freund aus der Straßburger Zeit, wurde zum Minister des Inneren vorgeschlagen, im letzten Augenblick jedoch durch Arrighi, Herzog von Padua, ersetzt.

Persigny führte Laity beim Kaiser ein, damit er seine letzten Instruktionen empfinge, als Napoleon sagte:

„— Ich habe mich anders besonnen und den Herzog von Padua zum Minister ernannt."

Heftig rief Persigny Laity zu:

„Kommen Sie, wir haben hier nichts mehr zu thun. Man hat uns das gegebene Wort gebrochen."

Auch im Kriegsministerium fand ein Wechsel statt. Im Augenblick, als die ersten Truppen Befehl erhielten über die Alpen zu marschiren, fand sich, daß nichts für einen Kriegsfall vorbereitet sei. Wegen des vollständigen Mangels jedweder Ausrüstung, wurde Marschall Vaillant seines Amtes entsetzt und Marschall Randon, vom Generalmajor, zum Kriegsminister befördert.

Vaillant bat den Kaiser nun, ihn wieder aktiv ins Heer treten zu lassen und aus gutmüthiger Schwäche gab Napoleon III. nach und ernannte ihn zum Generalmajor.

Da Marschall Vaillant aber schon alt und sehr schwerfällig war, wurde er ein wahres Hinderniß.

Vor der Abreise fand noch ein lebhafter Meinungsaustausch zwischen dem Herrscherpaare statt. Der Kaiser vertraute seiner Gemahlin die Regentschaft an und übertrug seinem Onkel, König Jerome, den Oberbefehl über die Nationalgarde und die Truppen in Paris.

Mit Recht weigerte die Kaiserin sich, eine unbewaffnete Regentschaft zu übernehmen; Jerome wurde der Oberbefehl also wieder entzogen, was ihn sehr

erbitterte — er machte aus seiner Unzufriedenheit auch kein Hehl.

26. April 1859. — Wir haben Marschordre erhalten. Das 1. und 3. Bataillon des 2. Garde-Voltigeur-Regiments verlassen Paris um 2 Uhr; unterwegs schließt sich das 2., in Fontainebleau in Garnison liegende Bataillon an, Am 30., um halb vier Uhr Morgens, kommen wir in Marseille an. Bivouak am Bahnhof und noch denselben Tag, Nachmittags 3 Uhr, Einschiffung des ganzen Regimentes im Hafen von La Joliette.

Der Generalstab — alle höheren Offiziere — 20 Pferde und 500 Mann des 3. Bataillons kommen an Bord des Indus, das 1. Bataillon und 2 Kompagnien des 3. an Bord des Osiris, die übrigen auf den Sinai.

Um 11 Uhr Abends weckt mich ein fürchterlicher Stoß; der Osiris ist — glücklicherweise bei langsamer Fahrt — auf eine mit der Wasserfläche gleich stehende Klippe aufgelaufen.

In großer Hast stehe ich auf und begebe mich auf's Verdeck. Das Meer ist ruhig, das Wetter herrlich. Friedlich streckt sich der Fels unter dem Bug des Schiffes vor, von dem zerrissene Holz- und Eisensplitter herabhängen.

Die steile Küste ist 2 bis 300 Meter entfernt; zwischen ihr und dem Schiff ragen noch eine Menge spitzer Klippen empor. Der Kapitän brüllt:

„Maschine rückwärts! Niemand rühre sich."

Dank unsrer geringen Fahrgeschwindigkeit kein großes Leck. Wir wenden uns nach Antibes, wo wir fünf Stunden bleiben, um die Havarie auszubessern.

Bei meinem Besuch in der Stadt begegne ich dem Kapitän des Osiris, der mich für die wichtigste Persönlichkeit des Detachements hält. Er entschuldigt sich wegen des Unfalles, den er seiner Handelsgesellschaft zur Last legt, die ihm befohlen hatte, sich so nahe wie möglich am Ufer zu halten.

„Ich mache Ihnen mein Kompliment, Herr Kapitän", sagte ich, „es fehlte nicht viel, daß Sie die Küste erkletterten, so treu haben Sie sich an die empfangenen Befehle gehalten ...." und damit kehren wir uns den Rücken.

Es giebt Kohlenersparnisse, die recht theuer zu stehen kommen können.

Das Komische bei der Sache ist, daß, da die 2. Voltigeurs den Proviant für den 30. an Land eingenommen hatten, unsre reglementsmäßige Lage als an Bord Befindliche erst vom folgenden Tage, dem 1. Mai datirte, grade wie die Eröffnung des Feldzuges. Wären wir also durch den Unfall des 30. umgekommen, so wäre die ganze Geschichte, vom administrativen Gesichtspunkte aus, als nicht vorgefallen anzusehen gewesen, denn alle Dienstbücher der Mannschaften, wie die Listen der Offiziere, waren offiziell vom 1. Mai — dem Datum der Einschiffung und Beginn des Krieges — ausgefertigt.

Die Debatte zwischen der Phantasie der Intendantur

und der Wirklichkeit des Schiffbruches, wäre sicher hoch interessant gewesen. Doch, man spart jetzt nicht mehr so sehr die Kohlen, und so kommt der Osiris, trotz der Verzögerung, fast gleichzeitig mit seinen Kameraden Indus und Sinaï in Genua an.

Genua, den 2. Mai. — Um 5 Uhr früh angelangt. Arabische Gastfreundschaft der Genuesen, was den Preis der Zelte, Unterbringung der Pferde, Provisionen, Lebensmittel 2c. anbetrifft.

Ueber die Paläste, Gemälde, Museen, Theater, Promenaden möge man in den Reisehandbüchern nachlesen.

5. Mai. — Divisionsbefehl: „Die Division wird Genua morgen, den 6. Mai verlassen. Der Marsch wird um 7 Uhr früh angetreten. Mein Hauptquartier wird sich in Ponte-Decimo befinden ..."

Gez. Camou.

In Folge dieser Ordre bezieht das 2. Voltigeur-Regiment in Megnanigo, 14 bis 15 Kilometer von Genua entfernt, Quartiere. Der Weg ist malerisch schön. Er zieht sich bald neben der Eisenbahnstraße, bald neben einem im Augenblick sehr wilden Bergstrom dahin. Bald taucht unser Quartier vor unsern Blicken auf, verschwindet wieder und erscheint — je nach den Windungen der Straße — wieder zwischen steilen Felsen, oder Olivensträuchern und Steineichen, die aus den Spalten der südlichen Abhänge des Apennin herauswachsen. Endlich ist man an Ort und Stelle und sucht sein Quartier auf. Wie schön wäre dieses Dorf ...

wenn es keine Häuser gäbe . . . wie angenehm wären die Häuser ohne Bewohner . . . und wie reizend die Einwohner, wenn sie reinlicher und nicht so mit Ungeziefer behaftet wären!

Mit einer wahren Wasserverschwendung und grünen Zweigen, die als Besen dienen müssen, gelingt es unsren Ordonnanzen, das Zimmer, in dem mein Kommandant und ich acht Tage hausen sollten, fast wohnlich zu machen. Trotz der Rathschläge des Stabsarztes und der Einwohner, schlagen einige Offiziere, um den häuslichen Plagen zu entgehen, ihre Zelte an den ungesunden Ufern des Baches auf. Einer von ihnen, Lieutenant Boscary, ein junger liebenswürdiger Offizier, der in der Krim für seine Tapferkeit und seine Wunden dekorirt worden, bekommt einen Rückfall des schon von Frankreich mitgebrachten Fiebers. Er wird nach Genua gebracht, dann mit dem ersten Dampfer nach Toulon geschafft. Bald darauf erhalten wir seine Todesnachricht. Das war das erste Opfer des Krieges und das bedauernswertheste in unserm Regiment.

Drittes Kapitel.

Abreise des Kaisers. — Erste Station Charenton! — Die Proklamationen sind noch nicht fertig. — Eine Mission in Turin. — Bei Victor Emanuel. — Was Marschall Canrobert denkt. — Der Prozeß des Kriegsministers. — Renault, Trochu, Bourbaki. — Kritische Lage des Generals Leboeuf. — Der Senarmont des zweiten Kaiserreichs. — Bei dem Kaiser.

Am 14. Mai. Der Kaiser verließ von seinen Haustruppen gefolgt am 10. Mai 1859, um 5 Uhr die Tuilerien.

In dem Augenblicke, als er unter der Vorhalle in den Wagen stieg, trat Persigny mit den Worten heran: „Ich komme Frieden zu schließen; meine besten Wünsche begleiten Ew. Majestät."

Die Kaiserin saß im offenen Wagen neben dem Kaiser. Das Wetter war prachtvoll. Von der Bastille bis zum Lyoner Bahnhof ein wahrer Triumphzug, unter enthusiastischem Zujauchzen des Volkes.

Ich möchte hier eine Anekdote einschalten, die sich auf die Abreise des Generals de Cotte, Adjutanten des Kaisers, bezieht — sie ist deshalb merkwürdig, weil sie

gleichzeitig die Güte und großmüthige Nachsicht Napoleons, seinen feinen Sarkasmus, so wie den originellen Charakter des tapferen, viel bedauerten Generals und die Gemeinheit einiger Persönlichkeiten aus der nächsten Umgebung des Monarchen beleuchtet.

Am 9. Abends, nach aufgehobener Tafel, begab sich General de Cotte mit dem Personal des Civildienstes nach dem Dienstzimmer, um dort eine Cigarette zu rauchen. Kaum hatte er dieselbe in Brand gesetzt, als er ganz laut und dabei, wie es seine Eigenthümlichkeit war, hell auflachend sagte: „Es steht also fest, wir reisen morgen nach Italien! Erste Station Charenton*!"

Eine viertel oder halbe Stunde später begab er sich wieder in den Salon der Kaiserin. Gleich nach seinem Eintreten, näherte sich ihm der Kaiser langsam, ein feines, gutmüthiges Lächeln auf den Lippen und sagte zu ihm: „Mein lieber General, ich achte die Ideen Anderer, selbst wenn sie mit den meinigen in Widerspruch stehen, doch zu sehr, um Sie einen Feldzug mitmachen zu lassen, der Ihre Ueberzeugungen verletzt. Sie werden bei der Kaiserin zurückbleiben."

Der arme General blieb sprachlos stehen; wie hätte er gedacht, daß sein derber Witz dem Kaiser — und gar so bald — wieder zu Ohren kommen würde. Als ihm derselbe entschlüpfte, befand sich kein Lakai im Dienstzimmer; ihm, der die Ehrenhaftigkeit selbst war,

*) Das bekannte Irrenhaus in der Nähe von Paris.
Anm. d. Uebers.

schien es unfaßbar, daß ein Mann, der das gestickte Hofkleid trug, eigentlich werth war in einer Livree zu stecken.

Der ehemalige Chasseur d'Afrique war jedoch nicht so leicht aus dem Sattel zu heben. Er war mäuschenstill, ließ am nächsten Tage seine Pferde und sein Gepäck nach dem Lyoner Bahnhof bringen, begab sich in einer Droschke auch dahin, stieg ganz allein in ein Coupé des kaiserlichen Zuges und kam erst auf dem Marseiller Bahnhof zum Vorschein.

Der Kaiser empfing ihn mit demselben feinen Lächeln, reichte ihm die Hand und am selben Tage übernahm er wieder seine Adjutantendienste bei der italienischen Armee.

Der Kaiserzug hatte Paris um 6 Uhr verlassen, in Monterau wurde gehalten und am Bahnhofsbüffet das Mittagessen eingenommen.

Nach demselben kehrte die Kaiserin, die ihren Gemahl bis hierher begleitet hatte, nach Paris zurück.

Am 11. Mai schiffte sich Napoleon in Marseille nach Genua ein.

Die Landung fand daselbst unter unbeschreiblichem Enthusiasmus statt. Fing doch jetzt das Glück Italiens an. Galavorstellungen, Diners, 2c. 2c.

Am 11. Abends reiste mein Freund und Kamerad, Kapitän Brady — einer der hervorragendsten Artillerieoffiziere und Ordonnanzoffizier des Kaisers — auch nach Marseille ab; er hatte auf einen Ballen mit Proklamationen warten müssen, die in Genua und Turin an-

geschlagen werden sollten und die von der Hofdruckerei nicht bis zum 10. hatten fertig gestellt werden können.

General Fleury sandte ihm eine Depesche, des Inhalts: daß ein segelfertiger Dampfer für ihn in Marseille bereit liege. So konnte er sich denn sofort einschiffen und ohne Zeitverlust in Genua landen, wo er schon ungeduldig erwartet wurde.

Die Abreise von Genua fand am Tage nach seiner Ankunft statt. Der Kaiser ertheilte ihm den Befehl, ihm zu folgen und über den Mont Cenis wieder nach Frankreich zurückzukehren, nachdem er durch Alessandria gekommen, wo das Hauptquartier aufgeschlagen und die Ankunft der Truppen, nebst Kriegsmaterial, die sich noch auf dem Marsch oder auf hoher See befänden, erwartet werden sollten.

Ich habe erwähnt, daß der Kriegsminister, Marschall Vaillant, vom Kaiser abgesetzt und zum Generalmajor im Heer ernannt worden war. Diese Absetzung hatte folgende Gründe:

Am 28. April 1859, um 11 Uhr Abends, an demselben Tage, an dem ich Paris mit zwei Bataillonen des 2. Voltigeur-Regiments verließ, wurde Kapitän Brady, Ordonnanzoffizier des Kaisers, durch ein Schreiben des Obersten Toulongeon, dem diensthuenden Adjutanten, davon in Kenntniß gesetzt, daß er auserwählt sei, eine wichtige Mission nach Turin zu übernehmen. Am folgenden Tage, den 21., um 10 Uhr sollte der Kapitän die Instruktion Sr. Majestät erhalten.

Nachdem der Kaiser ihm einen Brief an den König

von Sardinien eingehändigt, übergab er ihm mündlich folgende Verhaltungsmaßregeln:

„Zuerst begeben Sie sich zum Marschall Canrobert, der sich seit acht Tagen in Turin befindet, denn Sie sollen mich von den Dispositionen in Kenntniß setzen, die er — im Einvernehmen mit dem König und General de la Marmora — getroffen, um Turin Deckung zu schaffen, für den Fall, daß die österreichische Armee — bevor ich mein Heer zusammengezogen — einen Angriff auf die Stadt wagen sollte."

Der Kaiser fuhr fort:

„Mehrere Divisionen sind unterwegs. Die Division Renault muß zuerst italienischen Boden betreten haben. Die der Generäle Bourbaki und Trochu folgen ihr auf dem Fuße; sie müssen in diesem Augenblick den Mont Cenis passiren. Bei diesen Generälen haben Sie die eingehendsten Erkundigungen über die Lage und den Effektivbestand ihrer Truppen einzuziehen, die Sie mir dann schleunigst überbringen werden."

Der Ton, in welchem der letzte Theil der kaiserlichen Instruktionen ertheilt wurde, ließ vermuthen, daß er — wie das Postscriptum eines Briefes — nicht der unwichtigste sei.

An demselben Abend, Sonnabend den 19., verließ Brady Paris, nachdem er sich noch bei General Fleury besondere Anweisungen geholt hatte. Dieser theilte ihm mit, das eine Extrapost ihn in St.-Jean-de-Maurienne erwarte, die ihn so schnell nach Susa bringen werde, daß er Anschluß an den ersten Zug nach Turin habe.

Der Uebergang über den Mont Cenis geschah in der Nacht und schon Montag den 1. Mai, gegen 9 Uhr Morgens, erreichte Brady das Palais Victor Emanuels.

Zwei Reitpferde hielten auf dem Hof; ein dienstthuender Adjutant theilte ihm mit, daß der König, der eben sein Frühstück beendet habe, ihn noch vor seinem Fortreiten empfangen wolle.

Einige Minuten später trat Victor Emanuel, in Begleitung seines Generalstabes, in den Audienzsaal. Er ging dem Abgesandten des Kaisers entgegen, und drückte ihm mit der schlichten militärischen und doch fürstlichen Liebenswürdigkeit, die einer seiner Hauptcharakterzüge war, die Hand. Den Brief Napoleons III. ergreifend, las er ihn rasch, mit einem vor Befriedigung aufleuchtenden Blick, der keinen Zweifel über den Inhalt des Schreibens zuließ, dann wandte er sich mit den Worten zu dem Kapitän:

„Ich lasse Se. Majestät um Entschuldigung bitten, daß ich ihm keine schriftliche Antwort übersende. Aber ich muß sofort nach Casale, wo ich mich an die Spitze meiner Armee stellen will. Sie werden gewiß den Marschall Canrobert sehen. Bitten Sie ihn in meinem Namen, mir ein Regiment zu schicken. Vor Casale will ich einige Befestigungswerke ausführen lassen und ich halte es für nöthig, daß Gyulay auch Rothhosen unter meinen Arbeitern sieht."

Gleich nachdem er das Palais verlassen, begab sich Kapitän Brady zu dem Marschall, den er in eifriger Berathung mit Herrn von Cavour fand. Letzterer war

überaus erregt und sehr besorgt wegen der drohenden Haltung der österreichischen Armee; mit fieberhafter Ungeduld erwartete er das Eintreffen der französischen Truppen.

Nach Cavour's Verabschiedung ging der berühmte Marschall, als er sich mit seinem alten Ordonnanzoffizier aus dem Krimkriege allein sah, in einen ganz anderen Ton über. Lächelnd sagte er, in den leichten Gascogner Accent verfallend, den er nur annimmt, wenn er zum Scherz aufgelegt ist und den er, nebst der südlichen Lebhaftigkeit, sofort fallen läßt, sobald es sich um ernste Dinge handelt:

„Der große Minister ist sehr besorgt. Und es ist wahr, wäre der österreichische General ein tollkühner Kopf, so hätte er heute mit leichter Mühe einen Marschall von Frankreich und eine Infanteriedivision gefangennehmen können; und fürwahr, das wäre ein hübscher Fang für die Eröffnung des Feldzuges gewesen! Aber ich habe eine Disposition getroffen, die ihn vorsichtig machen und zum Nachdenken bringen wird. Anstatt den Versuch zu machen, Turin Deckung zu schaffen und den Uebergang über die Dora Baltea zu vertheidigen, die überall zu durchwaten und von den Wäldern, die sich an ihrem linken Ufer hinziehen, leicht zugänglich ist, will ich rasch die Divisionen meines Armeekorps nach Alessandria marschiren lassen. Und dort, eingeschlossen von dem berühmten Dreieck, welches der Po, die Bormida und der Tanaro bilden, können sie sich lange halten, ja sie bedrohen die linke Flanke des Feindes, in dem Falle,

daß derselbe einen Angriff auf Turin versuchen sollte. Dennoch ist keine Zeit zu verlieren und das Einrücken unsrer Truppen muß beschleunigt werden."

Nachdem der Kapitän dem Marschall noch die Bitte des Königs Victor Emanuel vorgetragen, verabschiedete er sich. Der erste Theil seiner Mission war erfüllt. Es blieb noch der zweite, den er für nicht weniger wichtig und eilig hielt, denn er hatte Grund zu der Annahme, daß er die Untersuchung in dem Prozeß des Kriegsministers zu leiten haben werde. Er war entschlossen, mit unbeugsamer Gewissenhaftigkeit seine Pflicht zu thun; zwei gleich mächtige Empfindungen geboten ihm das: Sein Patriotismus und seine Ergebenheit für seinen Kaiser. So suchte er denn die drei Generäle Renault, Trochu und Bourbaki auf. Es hätte genügt, nur einen von ihnen zu befragen, denn die Lage ihrer Truppen war ziemlich die gleiche. Diese drei Divisionen, welche zum Armeekorps des Marschall Canrobert gehörten und die Avantgarde des französischen Heeres bildeten, überschritten die Alpen *ohne Feldausrüstung*, *ohne Patronen* und *fast ohne Kanonen*. Es ist unglaublich, aber wahr!

Nachdem sie alle Einzelheiten und alle militärischen Aufklärungen gegeben, von denen sie wünschten, daß sie sicher und direkt dem Kaiser zu Ohren kämen, schlossen die Generäle Bourbaki und Trochu ihren Bericht mit den Worten, die wir ganz genau hier wiedergeben, weil sie den Geist und das Temperament der beiden Feldherren kennzeichnen.

„Um das Gesagte noch einmal kurz zusammenzufassen — schloß General Bourbaki — bitte ich Sie, lieber Brady, den Kaiser zu fragen, ob sein Kriegsminister ein Verräther, oder ob er blödsinnig geworden ist?"

General Trochu, den der Kapitän mitten in der Nacht in Susa aufsuchte, sagte, nachdem er seinen Klagen und dringenden Bitten um Abhülfe Ausdruck gegeben, wörtlich:

„Mein lieber Freund, man hat einst ein Sanscülottenheer ohne Schuhe und ohne Hemden in Italien einrücken sehen; aber noch nie dagewesen ist es, daß eine französische Armee dem Feinde ohne Patronen und ohne Kanonen entgegen geht!"

Hierauf nahm Kapitän Brady von dem General Abschied und beeilte sich, den Rückweg über den Mont Cenis einzuschlagen. Er hielt seine Mission für beendet, aber sie hatte noch ein Nachspiel; bei seiner Ankunft in St.-Jean-de-Maurienne fand er den General Leboeuf, den Oberbefehlshaber über die gesammte Artillerie, in Verzweiflung über die Schwierigkeiten jeder Art, mit denen er zu kämpfen hatte.

Auch für ihn war der Ordonnanzoffizier des Kaisers ein guter alter Bekannter. Sobald er ihn erblickte, eilte er auf ihn zu, öffnete seine Brieftasche und diktirte ihm, ehe er seine Aufträge entgegennahm, die Reklamationen, die er dem Kaiser überbringen sollte.

„Ich bin hier, um die Ankunft der Geschütze, die sich fast alle verspätet haben, zu erwarten und ihren

Divisionen zuzutheilen. Ich habe meinen Generalstabschef, den Obersten d' Ouvrier, nach Marseille und Genua entsandt, um die Ein- und Ausschiffung des Personals und Materials der Artillerie zu beschleunigen. Ueberall Verzögerungen. Ueberall sind die Anordnungen des Kriegsministeriums unvollständig und unzureichend. Ueberall fehlt es der Artillerie an Bedienung, und man erwartet die Ankunft der wieder einzuberufenden Urlauber, ohne die man die Kriegsausrüstungen nicht vollenden kann. Die Bildung der Reserveparks, die in Lyon, Grenoble und Marseille vor sich gehen sollte, ist noch sehr im Rückstand.

„Indessen wird der Theil der Munitionswagen, der der Infanterie zukommt, in wenigen Tagen angeschirrt werden können."

„Das 3. und 4. Korps — Canrobert und Niel — werden vor dem 5. ds. Mts. nicht mit ihren Geschützstücken versehen sein und die 90 nach Genua bestimmten Kanonen werden — selbst wenn in Marseille hinreichendes Schiffsmaterial vorhanden ist — nicht vor dem 10. dort ankommen."

Einer fast unglaublichen Thatsache, die der General dem Kapitän Brady mittheilte, muß hier Erwähnung geschehen: der Munitionsvorrath der gezogenen Kanonen, die in Italien zum ersten Mal zur Anwendung kommen sollten und die später so viel zum Erfolg des Feldzuges beitrugen, war nicht ausreichend und Oberst Suzanne, damals Arsenaldirektor in Metz, hatte — ohne Befehl des Kriegministeriums — und

ohne Autorisation des Artillerievorstandes — auf eigene Verantwortlichkeit die Initiative ergriffen und Munition wie Kanonen fertig stellen lassen.

Wir müssen uns hier etwas ausführlicher über die Artillerie auslassen, weil der Zustand derselben, noch mehr als der der Infanterie, im Augenblick als der Krieg beginnen sollte, unsern Leichtsinn und unsern Mangel an Umsicht — die seit 70 Jahren zur Gewohnheit geworden — verrieth, und bewies, daß wir wiederum eine der Hauptbedingungen für jeden Erfolg im Kriege, außer Acht gelassen hatten: Genügende Vorbereitung.

So zogen wir denn nach Italien mit einem neuen, fast unbekannten Material, denn die neuen Geschütze waren nicht im Voraus fabricirt und ihre Bedienung nicht eingeübt. Grade so, wie wir früher nach der Krim gegangen, mit der Haubitze des Kaisers, die kaum probirt war und mit einem Belagerungspark, der kaum ausgereicht hätte, das armseligste Nest zu zerstören; wie wir, elf Jahre später, mit einem unbekannten Geschütz in's Feld zogen, der Mitrailleuse, die den Regimentern erst am Tage vor dem Beginn des Krieges übergeben wurde, so daß fast überall, aus Mangel an Uebungen, ein falscher Gebrauch und eine unzeitgemäße Anwendung davon gemacht wurde.

Ohne des Weiteren bei dem Leichtsinn und den schlaftrunkenen Versäumnissen der Bureaux des Ministers und der Kriegsverwaltung, so wie bei der Unfertigkeit der Artillerie zu verweilen, muß ich hier eine Sache

von ganz anderer Wichtigkeit und anderer Art erwähnen: unsern Nationalcharakter. Bald sind wir nämlich apathisch, bald wieder Unruhestifter. Das kommt daher, weil wir geborene Revolutionäre sind, sowohl in militärischer wie politischer Beziehung, und ein solches Temperament — wenn es auch von Zeit zu Zeit glänzende Entdeckungen, leuchtende Erfindungen zu schaffen vermag — ist dem Fortschritt, der sich nur in aller Langsamkeit und bei den ernstesten Studien, in einer dauernden Ruhe und Sicherheit vollzieht, nicht günstig.

Die militärische, wie alle anderen Wissenschaften, beruht auf Grundregeln und die erste von allen ist die: man darf nie bei einer Sache unvorbereitet betroffen werden.

Zehn Jahre später verfiel Marschall Leboeuf, der glänzende Kriegsmann und Artillerieoffizier, in dieselben Fehler.

Er besaß alle Fähigkeiten, alle herrorragenden soldatischen Eigenschaften, um der Senarmont des zweiten Kaiserreiches zu werden; aber die Talente, welche bei einem Minister und mehr noch bei einem Politiker unerläßlich sind, fehlten ihm.

Von den drei großen Begebenheiten, in denen man Leboeuf gesehen: die Krim, Italien und Metz, darf man nur eine Erinnerung bewahren, ein Gefühl gerechter Bewunderung für den Kämpfer und Helden auf dem Schlachtfelde.

Die öffentliche Meinung ist von krankhafter Härte gegen ihn; sie hat ihm nie verziehen, daß er für den

Krieg von 1870 nicht genügend vorbereitet war, denn das war die Haupturſache unſerer Niederlagen. Aber die zeitgenöſſiſche Geſchichte iſt zum Glück nur eine proviſoriſche Geſchichte, und mit Hülfe der franzöſiſchen Großmuth, wird man ſpäter dem wenig umſichtigen Miniſter wegen der glänzenden Bravour, der opferfreudigen Hingabe des Soldaten, volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Am 4. Mai, um ſechs Uhr früh, traf Kapitän Brady in den Tuilerien ein; man benachrichtigte den Kaiſer ſofort von ſeiner Ankunft, und derſelbe ertheilte ihm auch auf der Stelle in ſeinem Schlafzimmer Audienz.

Mehr als je entſchloſſen dem Kaiſer die volle Wahrheit zu ſagen, las Brady ihm die Aufzeichnungen, die er ſich gemacht, vor, dieſelben noch durch eigene Bemerkungen ergänzend; dann ſchloß er mit dem Satze, den General Bourbaki ihm aufgetragen hatte, Seiner Majeſtät wörtlich zu übermitteln.

Ein faſt unmerkliches, flüchtiges Lächeln ſpielte in dieſem Augenblick um die Lippen Napoleons III.; es machte indeſſen ſofort dem Ausdruck tiefer Traurigkeit Platz, der ſich, wider ſeinen Willen ,auf ſeinem ehernen Antlitz abſpiegelte.

Dann erhob er ſich von ſeinem Seſſel, führte mit der ihm eigenthümlichen Bewegung die Hand an den Schnurrbart und ſagte:

„Ich danke Ihnen; das kann nicht länger ſo fort gehen. Ich werde den Kriegsminiſter abſetzen.“ *

*) Authentiſch.

Eine Stunde später überbrachte einer der dienſthabenden Ordonnanzoffiziere, der Lieutenant zur See von Cadore, dem Marſchall Vaillant ein eigenhändiges Schreiben des Kaiſers, welches ihm ſeine Abſetzung mittheilte.

Der tapfere und gewiſſenhafte Kapitän Brady hatte ſich mit einem Schlage zwei mächtige und erbarmungsloſe Feinde geſchaffen: den Marſchall Vaillant, der gezwungen wurde die otia jucunda der Straße St.-Dominique und des Gartens des Minimes zu verlaſſen, und den Marſchall Randon, der die freilich ſehr illuſoriſche Hoffnung, unter dem zweiten Kaiſerreich Fürſt von Neufchâtel zu werden, ſchwinden ſah.

Viertes Kapitel.

In Genua. — Mehr historische Vorurtheile als persönliches Unterscheidungsvermögen. — Ministerielle Unfähigkeit und Unvorsichtigkeit. — Auf Befehl des Kaisers. — Bei dem Kriegs- und dem Handelsminister. — Herr Paris de la Bollardière. — Rückkehr zur Armee. — Novi, Alessandria. — Die ersten Verwundeten bei Montebello. — Vor den Kugeln sind alle gleich.

In Genua gab es ein kleines Café „La Concordia" genannt, wo sich die Offiziere versammelten. Dort sahen wir zum ersten Mal den Herzog von Chartres, Unterlieutenant bei den Chevauxlegers — einen schönen Jüngling von 19 bis 20 Jahren, blond wie ein Deutscher. Seltsames Zusammentreffen!

In Genua war man mit der Heeresorganisation beschäftigt und dabei erkannte man erst, was noch alles fehlte.

Die neuen gezogenen Geschütze, Kaiserkanonen und Treuille de Beaulieukanonen genannt, waren noch nicht angekommen.

Einige Tage nach Brady's Rückkehr von Turin wurde ihm durch ein dienstliches Schreiben des General

Rolin mitgetheilt, daß Se. Majestät ihn während eines Monats, der Kaiserin-Regentin attachirt habe.

Das war eine bittere Enttäuschung, aber er sah ein, daß jede Berufung unmöglich sei und ergab sich in sein Schicksal. Seine Dienstbefugnisse waren ziemlich delikater Natur, denn er sollte gleichzeitig der Kaiserin in den rein militärischen Angelegenheiten, denen eine Frau naturgemäß fremd gegenübersteht, rathen, und zwischen der Regentin und den Kriegs- und Marineministern die Vermittlerrolle übernehmen. Und er konnte sich denken, daß diese erzwungenen Beziehungen zu dem Marschall Randon sich ganz besonders schwierig gestalten würden.

Ich wiederhole noch einmal, daß der Kaiser am 10. Mai Paris verließ und daß Kapitän Brady den Befehl erhielt, am folgenden Tage die schon erwähnten Proklamationen nach Genua zu bringen.

Nach einigen in Genua verbrachten Tagen, begab Napoleon III. sich nach Alessandria. Im Osten gewährte ihm das Armeekorps von Baraguey d'Hilliers Deckung; von vorn schützte ihn Montebello; an den Ufern des Tanaro und des Po befand sich das Heer Niels, und in Casale die piemontesische Armee.

Man wußte, daß die Oesterreicher in Piacenza standen. — Marschall Niel that den Ausspruch: „Das Schicksal Piemonts wird sich in der Gegend von Montebello, vor Stradella, entscheiden. Gyulay kann dies Terrain nicht verlassen, ohne eine Schlacht zu liefern."

Der Punkt zur ersten Zusammenziehung der Armee

konnte nicht besser gewählt sein. Die Ebene von Marengo, die sich an die Apenninen lehnte und von den sie abschließenden Gebirgswassern beschützt war, gestattete dem Heer in voller Sicherheit hier den Tag abzuwarten, an dem es zum Angriff übergehen konnte.

Brady hoffte, daß man ihn bei den im Augenblick so wichtigen Beschäftigungen vergessen und daß es ihm dadurch möglich werden würde, die erste Kriegsthat mitzumachen. Aber schon wenige Tage nach der Einrichtung des Hauptquartiers, ließ ihm der Kaiser sagen, er möge sich jetzt zur Kaiserin begeben und ihm alle Nachrichten, die er unterwegs sammeln könne, zusenden.

Während der kurzen Zeit in Alessandria, hatte sich der Kapitän nur sehr unvollständig über unsere Position und die des sardinischen Heeres, das um Casale herum sein Lager aufgeschlagen hatte, unterrichten können. Zudem war es unmöglich sich über die Stellung der Oesterreicher klar zu werden, da sie durch den zufälligen Charakter der Landschaft maskirt waren, so daß nur die am linken Ufer des Po zerstreute Plänklerlinie sichtbar war, die mit unsern Vorposten einzelne Schüsse wechselten. Diese Plänklerkette ließ dennoch ahnen, daß Gyulay seine Schlachtlinie gerade so aufgestellt hatte, in der Voraussetzung, daß die französische Armee mit Gewalt den Durchmarsch über den Theil des Flusses erzwingen würde, der sich längs des Engpasses von Stradella, von Valencia nach Piacenza, hinzieht. Außerdem war es noch bekannt, daß am 11. eine Rückzugsbewegung des rechten feindlichen Flügels, aus den Po-

sitionen von Vercello und San-Germand stattgefunden hatte, um sich in Mortara zu concentriren. Allem Anschein nach würde der österreichische Befehlshaber sein Augenmerk mehr und mehr auf die Vertheidigung der Po-Uebergänge richten und die Offensiv-Recognoscirung, die er am 20. nach Montebello richtete, bewies seine Taktik noch deutlicher. Diese Defensivdispositionen, die Gyulay am rechten Ufer des Tessin traf, und die mehr historische Voreingenommenheit als persönliches Urtheilsvermögen bekunden, waren absolut fehl gegriffen. In der That, als im Jahre 1796 General Bonaparte bei Stradella den Po überschritt, wollte er der österreichischen Armee, die ihn am linken Ufer des Tessin erwartete, in den Rücken fallen. Als dann der erste Konsul, 1800, den Po zum zweiten Male am selben Ort, nur in umgekehrter Weise überschritt, schnitt er General Melas von seiner Operationslinie ab, indem er ihn in der Ebene von Marengo angriff.

Im Jahre 1859 waren die Bedingungen ganz andere und, an welchem Punkt auch das französische und sardinische Herr den Uebergang über den Fluß ausführen würde, in jedem Falle war General Gyulay genöthigt, wieder über das rechte Ufer des Tessin zu setzen, um beide Vertheidigungslinien die Mailand deckten, zu behaupten. Wenn sich der Kaiser, gleichzeitig mit der sardinischen Armee, rasch auf Vercello warf, mußte das österreichische Herr, welches noch die Provinz Novara besetzt hielt und auf seinem rechten Flügel hart bedroht war, einen Frontwechsel ausführen und den

rechten Flügel rückwärts dirigiren, um wieder das rechte Ufer des Tessin zu passiren, ein Manöver, das in solcher Nähe des Feindes zeitraubend und schwierig ist, so daß die verbündete Armee, während seiner Ausführung, fast ohne einen Schuß abzugeben, den Wasserspiegel überschreiten und so eine der Hauptvertheidigungslinien Mailands zerstören konnte. Es schien übrigens alles zusammenzutreffen, um diese Bewegung noch wahrscheinlicher zu machen.

Am 16. reiste Kapitän Brady aus Alessandria ab, ganz eigene Eindrücke, die freilich sehr in Eile gewonnen waren, mitnehmend; aber ein besonderer Umstand gab denselben bald darauf eine weitaus größere Bedeutung.

Am 17. früh traf er wieder in St. Jean de Maurienne ein und fand dort einen Intendanturbeamten, Namens Rousseau, in größter Verlegenheit, welche wieder der ministeriellen Unfähigkeit zur Last zu legen war. Dieser unglückliche Intendanturbeamte war eiligst nach St. Jean de Maurienne gesandt, um Proviant jeder Art in Empfang zu nehmen, wie Lebensmittel, Mehl, Biscuits und Heu, welche von verschiedenen Punkten, besonders von Chambery und Genf geschickt waren und die er, immer in höchster Eile, über den Mont Cenis nach Susa spediren sollte. Als er ankam, fand er wohl einen Theil dieses Proviantes unter freiem Himmel aufgestapelt vor, aber kein Magazin, um denselben vor der Unbill des Wetters zu

schützen, keinen Soldaten der Verwaltung, keinen Trainwagen, keine Gespanne.

Als der Intendanturbeamte Rousseau den Kapitän erblickte und seine Uniform erkannte, eilte er auf ihn zu und flehte ihn in höchster Bedrängniß an, in Paris den Minister zu ersuchen, seine Befehle doch so zu ertheilen, daß sie auch ausführbar seien. Der Kapitän that mehr als das und viel rascher: da er zwei Stunden Zeit vor sich hatte, telegraphirte er den Konsuln in Genf und Chambery — ja, er wagte es sogar zu zeichnen: Auf Befehl des Kaisers — bis auf neue Ordre die Lebensmittelsendungen einzustellen. Zu gleicher Zeit sandte er ein ausführliches Telegramm an den General Fleury, in welchem er, nachdem er die Lage der Dinge und die Ueberhäufung auf dem Bahnhof von St. Jean de Maurienne geschildert, eine rasche und praktische Lösung der Schwierigkeit vorschlug, nämlich: in den benachbarten Alpendistrikten ein- bis zweitausend von den dort gebräuchlichen kleinen Karren zu requiriren, um den Proviant auf diese Weise vom Bahnhof nach Susa zu befördern. Die Depesche endigte ungefähr folgendermaßen:

„Die Stadt Susa kann durch ihre Lage — im Falle daß die Armee die Offensive ergreifen und sich rasch nach dem oberen Lauf des Tessin hinziehen würde — ein unschätzbares Depot werden, wegen der leicht zu bewerkstelligenden Eisenbahnverbindung mit Vercello."

Nachdem das geschehen war und er von dem armen jetzt vollständig beruhigten Intendanturinspektor Ab-

schied genommen, reiste der Ordonnanzoffizier des Kaisers nach Paris ab, wo er am folgenden Tage die Antwort des Generals Fleury erhielt. Dieselbe lautete:

„Der Kaiser billigt alle Ihre Vorschläge. Setzen Sie sich mit dem Kriegs- und Handelsminister ins Einvernehmen. Senden Sie mir Lemasson's Buch über den Feldzug Carl Alberts im Jahre 1848; es ist betitelt: Custozza und Novara."

Für den, der die wunderbare Intelligenz und den feinen Geist des General Fleury gekannt hat, war diese Depesche eine wahre Offenbarung.

Auf der Stelle, nachdem er die Befehle der Kaiserin eingeholt hatte, begab Brady sich zum Kriegsminister, dem er die Situation ausführlich, aber ohne jeden Erfolg, auseinandersetzte. Marschall Randon wollte die Verfügungen, die er getroffen, den größten Theil der Munitionsvorräthe, des Kriegsmaterials und des Lebensmittelproviants über Genua nach Alessandria zu befördern, nicht umstoßen. Er beschränkte sich darauf, nach St. Jean de Maurienne nur das ganz unerläßliche Detachement von Trainsoldaten und die nothwendigen Regendecken (getheerte Leinwand) um die im Freien lagernden Proviantthaufen zu bedecken, zu entsenden.

Nicht ohne Grund hatte General Fleury befohlen, sich mit dem Minister der öffentlichen Bauten und des Handels in's Einvernehmen zu setzen. Im Jahre 1859 hatte Rouher dieses Portefeuille inne und, ohne die besonderen Eigenschaften des Marschall Randon anzu-

greifen, war Kapitän Brady doch überzeugt, daß seine zweite Unterredung günstiger verlaufen würde als die erste. Sie war in der That nicht von langer Dauer, denn der Minister fiel ihm mitten in seinen Erklärungen in's Wort:

„Einverstanden! Benachrichtigen Sie den Kaiser, daß ich sofort den drei Präfekten der St. Jean de Maurienne zunächst gelegenen Orte telegraphiren und ihnen den Auftrag geben werde, schleunigst 2000 Wagen mit Pferden und Fuhrmännern zu requiriren, sie durch die Eisenbahn an Ort und Stelle zu befördern und dem Intendanturinspektor Rousseau zur Verfügung zu stellen. Das wird in vier Tagen zu machen sein."

Herr Rouher, der an der Spitze des Ministeriums für öffentliche Bauten und Handel stand, befand sich in dem Element, zu welchen ihn seine seltenen Anlagen für das Geschäftliche am meisten befähigten. In der Politik stand der berühmte Geschäftsmann oft hinter dem gewandten Redner und Advokaten zurück und die Leidenschaft, die ihn auf der Tribüne hinriß, verdunkelte manchmal die wunderbare Klarheit dieses großen Geistes.

Etwa am 10. oder 12. Juni berief der Kaiser die Generäle, die sich dem Hauptquartier zunächst befanden, zu einem großen Rapport nach Mailand. Der Generalintendant der Armee, Herr Paris de la Bollardière, wohnte dieser Versammlung bei. Nachdem der Kaiser an die Generäle einige Fragen gerichtet, bat er Herrn Paris über den Verwaltungsdienst und die all-

gemeine Lage, mit Bezug auf die Verproviantirung, Bericht zu erstatten.

Die Antwort des Generalintendanten lautete wörtlich: „Sire, ich hege nur die eine Befürchtung, daß Ihre Soldaten an Ueberfluß sterben. Zweitausend Wagen fahren Tag und Nacht ununterbrochen über den Mont Cenis; ferner habe ich bedeutende Magazine in Susa und ich brauche nur die Hand auszustrecken, um ihre Vorräthe hieher zu schaffen."

Lächelnd und mit einer Bewegung der Befriedigung wandte sich der Kaiser wieder zu seinen Generälen.

Beeilen wir uns zu erwähnen, daß der Intendant Paris in der That ein gediegener tüchtiger Mann war, und wir wollen noch hinzufügen, daß es im Kriege häufig so zugeht.

Am 21. brachte ein Telegramm die Nachricht von dem Gefecht bei Montebello und dem ersten Siege der italienischen Armee; dann am 31. folgte das Gefecht bei Palestro.

Kapitän Brady's Dienst bei der Kaiserin hatte noch zehn Tage zu dauern, am 31. des Abends nahm Ihre Majestät eine strenge Miene an, rief ihn zu sich und sagte vor dem ganzen Hof:

„Brady, ich mag Ihr verdrossenes Gesicht nicht mehr vor Augen haben. Treffen Sie Ihre Vorbereitungen sich wieder zum Kaiser zu begeben. Morgen können Sie reisen."

Lächelnd winkte Eugenie ihn dann näher heran, überreichte ihm ein offenes Schreiben und fügte hinzu:

„Diesen Brief übergeben Sie dem Kaiser. Sie dürfen ihn lesen. Schreiben Sie mir, sobald Sie können und theilen Sie mir mit, wie es unsern braven Soldaten geht."

Der Kapitän sprach der Kaiserin seinen von Herzen kommenden Dank aus und begab sich am folgenden Morgen auf die Reise. Aber da er jetzt als einfacher Kapitän reiste und nicht als Ordonnanzoffizier des Kaisers, stand keine Extrapost in St. Jean de Maurienne für ihn bereit; kein Dampfer harrte seiner im Marseiller Hafen und so sehr er sich auch beeilte, traf er doch erst am Abend von Magenta, in San-Martino beim Kaiser ein.

Was den Marsch des Heeres von Alessandria nach Vercello anbetrifft, so muß man sagen, daß die drei Hauptbedingungen, welche den berühmten Flankenmärschen Friedrichs des Großen stets den Sieg sicherten: Schweigen, Ordnung und Schnelligkeit, nicht dabei vorherrschten.

Doch ich nehme mein Tagebuch wieder auf:

Cassano-Spinola, den 15. Mai. — Durch ein Dekret vom 5. ist Herr Stroltz zum Bataillons-Chef des 91. Linienregiments, 1. Korps, Division Forey, ernannt worden. Der Oberst gibt mir den Auftrag, sein dienstliches Schreiben diesem Offizier zu überbringen. Er war der Sohn des Generals, Baron Stroltz, dessen Name unter dem Bogen des Arc de l'Etoile eingeschrieben ist.

Novi, den 16. Mai. — Ich besuche das, durch die Schlacht vom 15. August 1799, berühmt gewordene Schlachtfeld. Ein kleines, trockenes, behendes Männchen,

ehemaliger Notar, bemächtigt sich meiner Person und dient mir bei diesem historischen Ausflug zum Führer. Im Jahre 1799 zählte er 12 Jahre, aber er erinnert sich noch genau Jouberts, Moreaus*) und Suwaroffs.

In einem Französisch, das durch meine oberflächliche Kenntniß der italienischen Sprache hinreichend verständlich war, erklärt er mir den Verlauf der Schlacht und des schließlichen Mißgeschicks, als unsre rechte Flanke in der Schlucht des Riasco angegriffen und von den 30,000 Mann frischer Truppen, die Gortschakow, „der Blücher dieser Schlacht" führte, zum Rückzug gezwungen wurde. Er setzt seiner Liebenswürdigkeit als Cicerone durch eine Einladung zum Mittagessen die Krone auf; leider muß ich dieselbe, wegen dienstlicher Verpflichtungen, ablehnen.

Alessandria, den 16. Mai. — Ich bin bei dem piemontesischen Genieoberst einquartirt, der die von dem französischen General Chasseloup-Laubat geschaffenen Festungswerke zu vertheidigen, zu überwachen und zu vervollständigen hat. Der Oberst hat seiner Pflicht mit Eifer gewaltet, und die von einem Handstreich bedrohten Zugänge zur Stadt, so wie die Ufer des Tanaro, sind mit Barrikaden, spanischen Reitern,**) Querwällen, kurz allen Hilfsmitteln der flüchtigen Kriegsbefestigungen bedeckt.

---

*) General Joubert fiel in der für die Franzosen unglücklichen Schlacht bei Novi; Moreau wurde bei Cassano geschlagen; die Russen waren Sieger. Anm. d. Uebers.

**) Holzblöcke mit Spitzen. Anm. d. Uebers.

Das im Sommer geschlossene Theater ist geöffnet, um den Monarchen eine Vorstellung von einzelnen Akten (ich weiß nicht von welcher Oper, da meine Augen mehr beschäftigt waren als meine Ohren) und hübschen Nationalliedern vorzuführen.

Während eines Zwischenaktes tritt ein Herr in Frack und weißer Halsbinde vor und recitirt, oder vielmehr mimt ein endlos langes Gedicht, von dem ich nicht ein Sterbenswörtchen verstehe, mit solchem Pathos trägt er es vor. Ein grenzenlos enthusiastischer Beifall bricht nach jeder Strophe los.

König Viktor Emanuel kommt mir, seit den Pariser Festen von 1855, nicht sehr verändert vor. Dieselbe stattliche Erscheinung, mit der militärischen Haltung, der große gewaltige Schnurrbart (sui generis), der bis zu den Ohren reicht; dieselben Bewegungen des Kopfes beim Erwidern der Grüße, nach rechts und links. Ferner gab es einen ungeheuren Reichthum an Blumen, Fahnen und Standarten beider Nationen, viel Beifall und strahlende Gesichter bei beiden Majestäten zu sehen.

Zu Pferde, als Tourist, besuche ich das Schlachtfeld von Marengo und das alte Museum, welches von einem Bewunderer der „großen Epoche" angelegt ist. Es sind wahre Anhäufungen von Gerümpel, alten Zierrathen, zerbrochenen Waffen, eine Büste von Desaix,*) Statuen verschiedener Feldherren, besonders Bonaparte's,

*) General Desaix trug wesentlich zum Siege bei Marengo bei und fand in dieser Schlacht, 14. Juni 1800, den Heldentod. Anm. d. Uebers.

im Garten wie im Hause; überall Inschriften in Blei, auch mit dem Messer eingeschnitten, manche davon sehr respektwidrig, je nach dem Sinn und den politischen Empfindungen der zahlreichen Besucher. Wenn ich auch dem Geschmack des Gründers dieses Museums keine Bewunderung zollen kann, so muß ich doch seinen guten Willen rühmen.

Am 21. Mai. Bei einer Wanderung durch die Stadt, an die uns der recht schwierige Dienst — durch die Anwesenheit der gekrönten Gäste und der vielen Generäle bedingt — fesselt, wohne ich der Ankunft der ersten Verwundeten vom Schlachtfeld von Montebello bei.

Seit dem Abend vorher ist der Sieg bekannt; einige Häuser hatten sogar illuminirt. Eine ungeheure Menge begleitete die Munitionswagen und Tragkörbe, in denen die Verwundeten beider Nationen, Seite an Seite, ruhten. Die größte Theilnahme zeigte sich allenthalben. Frauen weinten, die Stimmung war ernst und gehalten. . . . Die Blessirten können zufrieden sein und sich durch den französisch-italienischen Empfang getröstet fühlen. Das Herz zog sich mir vor diesem Kontrast von Freud und Leid zusammen — hier blutbefleckte Mäntel und Matratzen; dort mit Blumen und Grün bekränzte Fahnen, die aus allen Fenstern herauswehten.

Noch ein anderes schmerzliches Gefühl bewegt mich. Bedauern darüber, daß ich bei dieser ersten Bluttaufe nicht zugegen war; aber die Hoffnung, bald auch an die Reihe zu kommen, wirkt tröstlich.

Ein alter Kamerad aus Saint-Cyr begegnet mir,

d'Houdetot, Kapitän und Bataillons-Adjutant der dritten Gardegrenadiere. Den italienischen Feldzug nicht aus politischem, sondern von sehr materiellem Gesichtspunkt ansehend, theilt er mir mit: Erstens, daß Alessandria wegen seiner Nußtorten und Confitüren berühmt sei; zweitens, daß er Paris in der sicheren Hoffnung auf baldige Beförderung verlassen habe. Die Kugel, die einige Tage später seine Bärenmütze und seine Stirn bei Magenta durchbohrte, ließ ihm nicht die Zeit, seine Hoffnung in Erfüllung gehen zu sehen oder die Leckereien zu verzehren, die er in seinem Tornister mitgenommen hatte. Seine bisherigen Dienste, sein Alter im Range, sein persönliches Verdienst hätten sein Avancement sicher schon befürwortet, auch ohne seine Eigenschaft als Neffe des Divisionsgenerals Grafen d'Houdetot, des ehemaligen Adjutanten des Königs Louis Philipp Egalité. Ja . . . vor den Kugeln sind wir alle gleich.

Fünftes Kapitel.

Ein Schreiben des General von Autemarre. — Oberstlieutenant Mangin. — Die Pflicht gebietet sich direkt ins Feuer zu begeben. — Plötzlicher Angriff. — Anerkennung von Moltke. — Zu große Verantwortlichkeit. — Warum die Unterbeamten keine Initiative besitzen. — General Bazaine wird gehindert rechtzeitig Hülfe zu bringen. — Die Legende.

Ich bitte den verehrten Leser um Erlaubniß, das Tagebuch unseres tapferen und geehrten Kapitäns auf einige Minuten unterbrechen zu dürfen. Es scheint mir an der Zeit, hier ein Schreiben einzuschalten, mit welchem Herr General d' Autemarre d' Erville mich beehrte. Dasselbe setzt mich in den Stand zwei Dokumente anzuführen, die nicht ohne Interesse sind, wie auch die Leser finden werden.

Paris, den 18. Mai 1888.

Geehrter Herr!

„Ich bedaure, Ihren Erwartungen nicht besser entsprechen und Ihnen keine noch ungedruckten Details über die Rolle geben zu können, welche das 5. Armeekorps und die Division, die ich während des ita-

lienischen Feldzuges von 1859 auf 60 befehligte, gespielt haben.

„Diese Rolle, mein Herr, ist längst in Vergessenheit gerathen; man kann sie in den strategischen Beschreibungen, die ich nicht mehr besitze, die Sie aber ohne Mühe zu erlangen im Stande sein werden, aufsuchen. Das 5. Korps bildete ein wirkliches Reservekorps, und wir hofften endlich auch bessere Dinge als nur Märsche auszuführen, als die Friedenspräliminarien unterzeichnet wurden. Meiner Division fiel besonders die Aufgabe zu, die Oesterreicher nach Venetien zu locken, indem sie zu der Annahme veranlaßt werden sollten, daß wir eine Invasion beabsichtigten und den Wunsch hegten, den Sieg Macdonald's an der Trebbia*) zu wiederholen, während die Armee in Wahrheit eine ganz andere Richtung einschlug. Wir haben nur einen Ablenkungsangriff gemacht — weiter nichts.

„Meine Division, welche aus fünf afrikanischen Regimentern, zu 1200 Mann jedes Bataillon, bestand, war in Genua zusammengestellt worden; die zweite Division des Armeekorps dagegen, die General Uhrich befehligte, wurde später in Florenz, mit dem Generalstab des Prinzen Napoleon zugleich, gebildet.

„Diese Situation war die Ursache, daß ich immer isolirt an der äußersten Rechten des Heeres, nach einem

*) d. h. die Niederlage Marschall Macdonalds, Herzogs von Tarent, der am 18. und 19. Juni 1799 von den Oesterreichern, unter Melas, und den Russen, unter Suwarow, an der Trebbia geschlagen wurde. Anm. d. Uebers.

oder zwei Marschtagen, handelnd auftrat und am häufigsten direkte Befehle vom Kaiser erhielt.

„Unter diesen Bedingungen konnten sich zwei meiner Regimenter auszeichnen: das erste Bataillon des 93. Linienregiments, vom Oberstlieutenant Mangin geführt, hat einen ehrenvollen Antheil an dem Gefecht von Montebello genommen; und dem 3. Zuavenregiment, unter Oberst von Chabron (gegenwärtig Senator) kommt fast allein die Ehre des Sieges bei Palestro zu. Leider war ich bei keiner dieser beiden Schlachten betheiligt.

„Das Gefecht von Palestro ist allgemein bekannt. Se. Majestät, König Victor Emanuel, hat übrigens der Tapferkeit des 3. Zuavenregiments, welches ihm durch Akklamation den Rang eines Ehrenkorporals verlieh, volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

„Die ehrenvolle Haltung des Oberstlieutenant Mangin am Tage von Montebello ist in einem Artikel des „Temps" vom 15. ds. Mts. ausführlich beschrieben worden."

„Mit Ausnahme eines Irrthums und einer Auslassung ist der Bericht ganz korrekt. Der Irrthum besteht darin, daß Mangin nicht den Kommandanten des 1. Armeekorps, sondern General Bazaine fragte ob man denn nicht in's Gefecht eingreifen dürfe? So wie, daß er erwiderte, er habe von Marschall Baraguey d'Hilliers keine Befehle zu erbitten, da derselbe nicht zu seinem Kommando gehöre.

„Ausgelassen ist in jenem Bericht: daß der Sieger nach dem Gefecht Mangin mit Inbrunst umarmte und

ihm seinen Dank aussprach. In seinem Rapport hat er dessen kaum Erwähnung gethan und in seinen Vorschlägen zur Beförderung Mangin ganz vergessen.

„Daß ich diese Thatsachen hier erwähne, geschieht, um den hervorragenden, viel zu jung gestorbenen Offizier zu ehren. Er war ein Sohn des Polizeipräfekten, zur Zeit der Restauration.

„Genehmigen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung.

„General d' Autemarre."

Der Artikel des „Temps," dessen Genauigkeit — bis auf den einen Irrthum und die eine Auslassung — Herr General d'Autemarre anerkennt, möge hier folgen. Die Thatsache an sich ist allgemein bekannt; weniger aber sind es die kleinen Vorfälle, die, wie man gleich sehen wird, auch von Wichtigkeit waren:

„Fangen wir mit dem Beginn des italienischen Feldzuges von 1859 an. Das 93. Infanterieregiment (altes 18. der Chevauxlegers), das sich seit langer Zeit in Algerien befand, war der Division d' Autemarre, der ersten des 5. vom Prinzen Napoleon befehligten Armeekorps, zugetheilt worden. Dieses Armeekorps, welchem eine ganz besondere Bestimmung in dem Feldzugsplan zugewiesen war, war noch gar nicht organisirt, als die Offensivbewegung der Oesterreicher den Anfang der Feindseligkeiten herbeiführte. Die Bataillone, die dazu gehörten, landeten erst in Genua und der Generalstab beschloß sie zu verwenden, um — am äußersten

rechten Flügel der Armee — die Truppen des 1. Armeekorps, welche an der großen Schwenkung nach links theilnehmen sollten, zu ersetzen und diese Bewegung zu maskiren, indem sie das österreichische Heer in seinen Positionen zurückzuhalten und der Stadt Genua Deckung zu verschaffen hatten.

„Demgemäß erhielt das 1. Bataillon der 93er, das, von Algier kommend, am 10. Mai ausgeschifft wurde, Ordre, am 20. Mai um 6 Uhr Morgens, mit der nach Stradella führenden Eisenbahn abzureisen. In Voghera sollte es den Zug verlassen und sich nach Varzi und Bobbio begeben. Der Oberstlieutenant Mangin, einer der tapfersten Offiziere, der später Brigadegeneral wurde und nach dem mexikanischen Krieg ein vorzeitiges Ende fand, marschirte mit diesem Bataillon, das auf diese Weise unter sein Kommando gestellt wurde. Bei Tortone, an der Brücke über die Scrivia, war die Eisenbahnlinie unterbrochen; die Kolonne mußte also etwa 17 Kilometer, die diesen Punkt von Voghera trennen, zu Fuß zurücklegen.

„Etwa 2 Kilometer von Pontecurone, das heißt $4^1/_2$ Kilometer jenseits Voghera, ließen sich plötzlich vorn und auf der rechten Seite Schüsse hören. Der Oberstlieutenant trug nun dem Bataillonsadjutanten auf, sich in Galopp zu setzen und so rasch als möglich nach Voghera zu reiten, um ihm Nachricht über die Situation zu bringen. Der Bataillonsadjutant traf auf dem Marktplatz von Voghera einen höheren Stabsoffizier der Division Forey in höchster Unruhe an. Sein

General, der eine Rekognoscirung mit seiner Division, der ersten des von Marschall Baraguey d'Hilliers befehligten Armeekorps, vorzunehmen hatte, war auf überlegene Streitkräfte gestoßen; er befand sich im lebhaften Gefecht und seine Operationslinie war bedroht. Er hatte von dem Marschall Hülfstruppen verlangen lassen, aber dieser schien nicht gesonnen ihm dieselben zu bewilligen; sei es, daß er das Gefecht nicht weiter ausgedehnt haben wollte; sei es, daß er seinem Lieutenant den Vorwurf machte, sich weiter vorgewagt zu haben als nothwendig war. Der nach Voghera entsandte Stabsoffizier kannte den Oberstlieutenant Mangin, seine Tapferkeit und seine Energie, er schien glücklich über dessen bevorstehende Ankunft, was er auch dem Bataillonsadjutanten nicht verhehlte, der sofort umkehrend, zu seinem Bataillon, das ein bis zwei Kilometer von Voghera entfernt war, zurückgaloppirte.

„Von dem Vorgefallenen unterrichtet, verlor der Oberstlieutenant keinen Augenblick, sondern beschleunigte den Marsch seiner Truppe.

„Das Bataillon, so sagt er, „wird sich in Voghera nicht aufhalten; unsere Pflicht gebietet, bis zur feindlichen Schußlinie vorzudringen, wir können dort von Nutzen sein. Braucht man unsere Hilfe nicht, so kehren wir einfach um; es handelt sich nur um einige Kilometer." Die Entfernung von Voghera nach Montebello, wo die Division Forey kämpfte, beläuft sich auf $7\frac{1}{2}$ Kilometer. Es handelte sich also nur um einen Extramarsch von 15 Kilometer und das Bataillon,

welches 5 Jahre in Afrika gestanden, war ausgezeichnet disciplinirt.

„Unterdessen stand Marschall Baraguey d' Hilliers diesseits Voghera, mit der 2. Division seines Armeekorps, deren Soldaten, Gewehr bei Fuß, vor Ungeduld zitterten, als sich das Geräusch der Schlacht bis in ihre Nähe zog. Der Marschall war sehr erstaunt, ein Bataillon in der Richtung nach Voghera marschiren zu sehen, während er Befehl gegeben hatte sich nicht zu rühren; er wollte wissen, was diese Bewegung bedeute und ließ den Oberstlieutenant Mangin zu sich bescheiden. Auf die an ihn gerichteten Fragen, antwortete dieser, daß das unter sein Kommando gestellte Bataillon ein Theil der Division d' Autemarre sei und zum 5. Armeekorps gehöre, daß er die Instruktion habe, sich auf Voghera zu werfen und daß er sich auf dem Wege dahin befinde. Der Marschall setzte ihm auseinander, daß es gut wäre, bevor er seine Bewegung fortsetzte, das Resultat der Rekognoscirung General Forey's abzuwarten. Der Oberstlieutenant der 93er blieb fest; sich achtungsvoll vor dem Marschall verbeugend, erklärte er, daß er unter allen Umständen seine Mission ausführen werde. Während dieser Unterredung plauderten die Offiziere des Bataillons mit denen des 1. Zuavenregiments, die ihre Unzufriedenheit über die Rolle, zu der man sie zwang, nicht verhehlten.

„Es wurde jetzt eine lebhaftere Gangart angeschlagen und rasch Voghera durchschritten, wo ein Adjutant des General Blanchard, des Kommandanten der 2. Brigade

der Division Forey, Hülfe suchen kam; er schilderte die Lage seines Generals als höchst bedenklich, wenn ihm nicht in kurzer Zeit Hülfe würde. Einen neuen Beweis von Schneidigkeit lieferte der Oberstlieutenant durch den Entschluß, den er sofort faßte und über dessen Ernst er sich vollkommen klar war. Es handelte sich darum, nicht allein auf dem Schlachtfelde einzutreffen, sondern auch mit möglichster Geschwindigkeit. Er ließ die Tornister ablegen, um den Geschwindschritt anzunehmen und schickte den Bataillonsadjutanten voraus, um General Forey sein Eingreifen zu melden. Der General befand sich aber so weit entfernt, daß der Oberstlieutenant sich mit den Befehlen des General Blanchard begnügen mußte, nach welchen er sofort seine Angriffsdispositionen traf. Diese plötzliche kühne Attacke eines Bataillons, das in die rechte Flanke des feindlichen Armeekorps eindrang, wurde von augenblicklichem Erfolg gekrönt. Die Oesterreicher ergriffen die Flucht, da sie — wie es auch ihr Kommandant in seinem Bericht über dies Gefecht angab — glaubten, daß die Avantgarde eines großen Truppenkörpers an dem Kampfe theilnehmen käme.

„Feldmarschall Moltke fügt in seiner Geschichte des Feldzuges von 1859, nachdem er dies Beispiel angeführt und den Einfluß des Eingriffs der 93er auf den Ausgang des Gefechtes geschildert, hinzu: „Dieses Bataillon gehörte nicht zu dem im Feuer befindlichen Armeekorps; es war, nach der schönen Sitte, die seit lange in der französischen Armee üblich ist, beim Don-

nern der Kanonen zum Beistand herbeigeeilt." Hätte man sich, nach dem Kriege von 1870, wohl mit Recht noch so aussprechen können? Wir sind leider genöthigt diese Frage mit nein zu beantworten. Woher kam denn — trotz so viel guter Eigenschaften, die selbst die Niederlage der französischen Heere noch ruhmvoll machen — der Mangel an Initiative, der mehr als einem Befehlshaber während des letzten Krieges zum Vorwurf gemacht werden konnte. Ich, für mein Theil, zögere nicht, das auf eine zweifache Ursache zurückzuführen: Die Uebertreibung des Prinzips der Verantwortlichkeit und die zu häufige Einmischung der höheren Autorität in die Einzelheiten des untergeordneten Kommandos. Die Verantwortlichkeit! das war das Wort, welches von allen Lippen, aus allen Federn floß.

„Wenn irgend ein unbedeutender Vorfall, ein Hinderniß sich der Ausführung eines ertheilten Befehles in den Weg stellte, im täglichen Dienst ein kleiner Fehler vorkam, so beschäftigte man sich weniger damit, dem Uebelstand abzuhelfen und denselben für die Folge zu vermeiden, als einen dafür verantwortlichen Urheber zu finden, den man tadeln, ja im Nothfalle strafen konnte. Dieses Wort wurde auf die höchst- wie auf die niedrigststehenden Vorgesetzten angewendet, wie wenn es nicht ganz selbstverständlich wäre, daß ein Chef für den Befehl, den er ertheilt, auch die Verantwortlichkeit übernimmt; wie wenn es nöthig wäre, ihn bei jeder Gelegenheit daran zu erinnern . . .

„Ich möchte die Bemerkung, die ich mir hier er-

laubt habe, durch ein recht auffallendes Beispiel erläutern. Als bei Beginn des italienischen Feldzuges im Jahre 1859, das dritte Armeekorps anfing die Alpen zu überschreiten, wurde die Spitze der Colonne dieses Armeekorps in Susa aufgehalten und der Kommandeur, der niemand Anders war als Marschall Canrobert, erhielt den Befehl, hier die vollständige Bildung seines Korps abzuwarten, ehe der Weitermarsch angetreten würde. Gesetzt den Fall, der König von Sardinien würde ihn um seinen Beistand bitten, so sei er autorisirt — doch nur unter seiner eigenen Verantwortlichkeit — der piemontesischen Armee Unterstützung zu gewähren.

Auf gut deutsch heißt das: der Kommandeur des 3. Armeekorps ist nicht gezwungen dem etwaigen Wunsch des Königs nachzukommen; es bleibt ihm überlassen, falls ein solcher Appell an ihn gelangte, zu handeln wie es ihm gut dünkt.

„Eine in solchen Ausdrücken abgefaßte Instruktion wäre hinreichend klar und verständlich gewesen; warum also noch das Wort Verantwortlichkeit, das sich doch von selbst versteht, hinzufügen? Es ist wahr, dies Wort konnte einen Soldaten vom Schlage des Marschalls nicht beunruhigen und er machte sich auch keine Gedanken darüber. Der in seinen Instruktionen vorgesehene Fall trat ein: Turin wurde durch das Vorrücken der österreichischen Armee bedroht. Der Held von Zaatcha, der ehemalige Oberbefehlshaber der Orientarmee, traf, von Victor Emanuel um Unterstützung gebeten, die geschicktesten Dispositionen, um dem Feinde

Schach zu bieten. Aber eine Menge Anderer haben sich, seit jener Zeit, durch das so beharrlich wiederholte Wort Verantwortlichkeit verblüffen lassen. Indem man sich unaufhörlich damit beschäftigte, seine Verantwortlichkeit ins Treffen zu führen, oder dieselbe von sich abzuwälzen, machte man daraus eine Art Popanz, vor dem sich jeder zu schützen suchte, indem er sich darauf beschränkte die erhaltenen Befehle ganz strikt durchzuführen, um nachher das Recht zu dem Ausspruch zu haben: „Ich war dafür nicht verantwortlich." Es ist so einfach und leicht nichts zu thun!

Andrerseits haben die Kommandeure, die im Frieden rasch befördert wurden, ohne auf dies vorzeitige Avancement ein anderes Recht zu haben, als die Anmassung eines Verdienstes, das noch nicht Gelegenheit hatte sich zu zeigen und die berufen wurden ein Bataillon oder ein Regiment zu kommandiren, bevor sie gelernt hatten eine Kompagnie zu führen, in ihrem Uebereifer und in dem edlen Feuer, das sie beseelte, jede Initiative bei ihren Untergebenen ertödtet, weil sie sich beständig in deren Befugnisse einmischten und sie zu gehorsamen Maschinen herabdrückten. Heute scheint man in dieser Hinsicht viel gesündere Ideen eingesogen zu haben. Um so besser! Ein guter Kapitän soll seine Lieutenants ihre Sektionen kommandiren lassen; ein guter Oberst soll seine Kapitäns nicht beim Kommando ihrer Kompagnien genieren. So wird jeder seines eigenen Werthes und der Wichtigkeit der ihm anvertrauten Rolle bewußt, und er erlangt das wahre Gefühl der Verant-

wortlichkeit, das eine natürliche Folge der Initiative ist. „Da wo die Unterbeamten keine Initiative zeigen," sagt von der Goltz mit Recht in der „Bewaffneten Nation", „liegt die Schuld gewöhnlich an den höheren Offizieren. Das Oberkommando muß eine großmüthige Toleranz gegen die unabhängigen Handlungen der Unterbeamten üben."

Zu Ausgang des letzten Krieges nahm General Manteuffel, der bestimmt war gegen unsere Ostarmee zu operiren, es in Folge der eingetretenen Ereignisse auf sich, den Plan, der ihm von dem Großen Generalstab vorgezeichnet war, vollständig umzustoßen. Sobald Feldmarschall Moltke davon hörte, sagte er, Manteuffel habe recht gehandelt. Selbst Napoleon I., dieser eigenmächtige Herrscher, zeigte sich in der Stunde des Unglücks voller Milde für die Fehler seiner Offiziere. Die Marschälle Ney, Oudinot, Macdonald, die seine Pläne nicht zu unterstützen verstanden und sich bei Dennewitz, Großbeeren und an der Katzbach hatten schlagen lassen, hörten keinen Vorwurf aus seinem Munde. „Er nahm auf das Mißgeschick Rücksicht", bemerkt der Herzog von Fezensac in seinen merkwürdigen Souvenirs militaires, „er entschuldigte die Irrungen und verzieh sogar die Fehler.

„General Thoumas."

Der Oberstlieutenant Mangin, Kommandant des 1. Bataillons der 93er hatte sich also nicht an den Marschall Baraguey d'Hilliers gewandt, wie General d'Autemarre so zutreffend sagt, sondern an den General Bazaine.

Indem ich die Wahrheit zu Worte kommen ließ, füge ich noch hinzu, daß dieser Vorfall zu einer der Legenden Anlaß gab, die im Geist der Soldaten nur zu leicht Boden gewinnen.

Marschall Baraguey d'Hilliers befand sich also nicht — wie General Thoumas sagt — am 20. Mai in Voghera, sondern in Ponte-Curone. Bazaine stand in Voghera.

Die Ordre lautete denn auch, den Feind zu beschäftigen, während das Gros der Armee die Schwenkung ausführte, die zum Siege von Magenta beitrug. Es war ausdrücklich verboten worden, sich auf einen Kampf einzulassen.

General Forey, der die fatalen Eindrücke, die sein Verhalten in der Krim — mit Recht oder Unrecht — hervorgerufen, wieder auslöschen wollte, hatte ganz laut gesagt, daß er die Gelegenheit seine Tapferkeit zu beweisen, nicht versäumen, ja nöthigenfalls mit Gewalt herbeiführen werde.

So griff er die Oesterreicher, trotz der ausdrücklichen Befehle seines Vorgesetzten, bei Montebello an.

Als General Bazaine durch den Adjutanten Forey's, den Kapitän Piquemal, erfuhr, daß Ersterer mit dem Feinde zusammengerathen war, begab er sich eiligst zum Marschall Baraguey d'Hilliers und bat ihn, ihm zu gestatten Forey Hülfe zu bringen.

Wüthend über den Ungehorsam seines Generals, wollte der Marschall nichts davon hören.

„Hat er meine Befehle so wenig beachtet, so geschieht ihm Recht. Sie bilden meine Reserve und ich verbiete Ihnen, sich von der Stelle zu rühren."

Bazaine ließ nicht ab und bat so dringend, daß der Marschall ihm schließlich gestattete, aber nur mit einem einzigen Regiment, den 1. Zuaven, abzumarschiren, jedoch mit dem ausdrücklichen, gebieterischen Befehl — was auch geschehen möge, nicht über Voghera hinauszugehen. Man schlug sich aber, sechs Kilometer davon, bei Montebello.

Als Bazaine Voghera erreichte, ließ er Halt machen und auf dem Manöverfeld dieses Ortes die Gewehre zusammenstellen. Die Offiziere und Mannschaften, die darauf brannten, an dem ersten Gefecht in diesem Kriege theilzunehmen, murrten laut, denn sie begriffen nicht, weshalb sie hier zur Unbeweglichkeit verurtheilt wurden, während ihre Kameraden im Feuer waren.

In diesem Augenblick marschirte ein Bataillon ab, um sich mit den andern wieder zu vereinigen. Mit seinem gewohnten Scharfblick nahm Bazaine sich die Freiheit, den Kommandeur dieser Truppe anstatt ihn die Marschroute einschlagen zu lassen, auf die Eisenbahnstraße zu schicken, die ihn direkt dem Feind in die Flanke führen mußte.

Der Offizier folgte dieser Weisung; er wie seine Leute aber fanden das Verhalten des Generals sehr seltsam, der, statt sich selbst auf den Kampfplatz zu begeben, sich darauf beschränkte Rathschläge zu ertheilen

und 6 Kilometer davon, mit seinen Truppen zurück zu bleiben.

Bei dem so lebhaften, eindrucksfähigen Charakter des französischen Soldaten, entstand hieraus die Legende, daß Bazaine Forey nicht zu Hülfe kommen gewollt, ja den geheimen Wunsch gehegt habe, demselben eine Niederlage zu bereiten. Dies absurde Gerücht verbreitete sich mit so blitzartiger Schnelligkeit, daß es noch an demselben Abend dem Kaiser zu Ohren kam.

Die Schlacht war gewonnen; dennoch hatte Forey, da er ohne Unterstützung blieb, nicht den Vortheil daraus gezogen, den man mit Recht erwartet hatte.

Am 21. wollte der Kaiser das Schlachtfeld besichtigen, auf welchem zwei Bataillone der Division Bazaine beschäftigt waren, die Todten aufzusuchen. Bazaine war zwar nicht davon benachrichtigt, fand sich aber doch ein.

Napoleon III. empfing ihn mit gewohnter Güte, konnte sich aber doch nicht enthalten, in Gegenwart des Marschall Baraguey d'Hilliers, der ihn begleitete, zu sagen:

„Es thut mir leid, General, daß es Ihnen nicht möglich war zur rechten Zeit zu kommen, um Forey Hülfe zu bringen!"

Anfangs schwieg Bazaine, weil er glaubte, der Marschall werde ihn in Schutz nehmen; da derselbe aber den Mund nicht aufthat, hielt er es für nothwendig dem Kaiser zu berichten, daß er auf ausdrücklichen Befehl nicht in der Lage gewesen, Voghera verlassen zu dürfen.

Hierauf fand eine ziemlich lebhafte Auseinandersetzung des Kaisers mit dem Marschall statt, der die Thatsache zugestehen mußte; er verzieh es Bazaine nie, daß dieser ihn, vor seinem Monarchen, der Treulosigkeit gegen einen Untergebenen in flagranti überführte.

Das hat er in der Folge bewiesen.

Sechstes Kapitel.

Man hält mich für einen Dottore. — Ritterlicher Streich. — Die Intendantur in Novara. — Folgen des Durchzugs der Afrikaner. — Es ist nicht mehr Pflicht sich ins Feuer zu begeben. — Blinder Lärm. — Uebergang über den Tessin. — Eine Jugenderinnerung. — La Cascina podregnana. Ein unglücklicher Tirolerkapitän.

Am 28. Mai Abmarsch nach Occimiano. — Seit dem Gefecht bei Montebello sind mir die Tage in der Festung Alessandria recht lang geworden; die Trompetensignale zum Aufbruch scheinen mir eine herrlichere Musik als die offiziellen Concerte, als die Musik bei den durchlauchtigsten Empfangsabenden und in den Theatern.

In Occimiano gerathe ich in ein Zimmer, wo, auf zwei Stühle gebettet und von mehreren Weibern umringt, eine Frau im Begriff war, einem künftigen Helden Italiens das Leben zu geben. Meine goldene Brille verschafft mir die Ehre, für einen Signor Dottore der sardinischen Armee gehalten zu werden; ich ergreife die Flucht, bemüht, den sich an meine Uniformschöße

klammernden Gevatterinnen, ihren Irrthum klar zu machen. Das ist der Lauf der Welt: Dort der plötzliche unerwartete Tod und die Zerstörung; hier: Geburt und neues Leben. So will es das System der Ausgleichung!

Am 29. Mai. Casale. — Eine große schöne Stadt; viel alte und neue Festungswerke. Der hier sehr breite, mit vielen Inseln bedeckte Po, kommt mir nicht so majestätisch vor, wie die Rhone bei Lyon und später der Tessin vor Magenta. Eine strahlende Sonne beleuchtet die heitere, hübsch gebaute Stadt. Vor einem der eleganten Cafés hat sich eine Schaar von Offizieren versammelt, die einen jungen Offizier in piemontesischer Kavallerieuniform umringen. Mir fällt sein langer blonder, schön zugespitzter Schnurrbart auf. Er drückt sich in reinstem Französisch, ohne fremden Accent aus. Bald darauf, als ich an einem Tische in seiner Nähe sitzend, ein Sorbet koste, erfahre ich, daß dieser junge, so gefeierte Offizier der Herzog von Chartres, zweiter Sohn des Herzogs von Orleans und Enkel Louis Philipp's sei, den schon mehrere Kameraden in Genua gesehen hatten.

Er kämpfte gegen seine österreichischen Verwandten, im Schatten der zwei vereinigten Standarten. Ich mußte unwillkürlich denken, daß, wenn eine der in Frankreich üblichen unvorhergesehenen Revolutionen seine Familie einst wieder auf den Gipfel der Macht zurückführen sollte, die österreichische Regierung ihm wegen seines ritterlichen Abenteuers unter Befehl des Schwieger-

gevaters des Prinzen Napoleon, des Verbündeten Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen, wohl gewaltig zürnen würde.

Am 1. Juni. Novara. — Wieder mit der Eisenbahn bis Novara, was bei den anderen Armeekorps, die über die Privilegien der Garde neidisch sind, der Behauptung Vorschub leistet, daß die Garde stets in der Eisenbahn reist. Ich bewundere die Sorgfalt, mit welcher die Oesterreicher die Bahnstrecke unfahrbar zu machen geglaubt haben. Die aufgerissenen Schienen sind sorgsam, theils vereinzelt, theils in kleinen Haufen, zu beiden Seiten der Straße aufgeschichtet, so daß nur einige Arbeiter nöthig sind, um sie Stück für Stück an Ort und Stelle zu legen und zu sofortiger Benutzung zu verwerthen.

Gegen fünf Uhr Abends in Novara eingetroffen; vollständiger Scenenwechsel; keine Blumen, überall Schweigen, geschlossene Läden und nur hie und da ein offenes Fenster. Ob man uns für Feinde hielt? Dennoch bemerken wir auf einem Balkon den stattlichen Intendanturrath der Voltigeurs, Herrn Viguier, der in Gala-Uniform, mit weißen Handschuhen, seine Londrés rauchend, sich das Vergnügen machte, seine Division vor seinem Palais vorüberdefiliren zu sehen. Der dem Zahlmeister attachirte Lieutenant, Herr Adam, steigt vom Pferde und benutzt dies glückliche Begegniß, Herrn Viguier zu fragen, an welchem Orte und zu welcher Stunde die Austheilungen vor sich gehen würden, worauf ihm die feine, geistreiche Antwort wird:

„Ich wäre sehr glücklich, wenn Sie mich davon in Kenntniß setzen könnten".

Als er das vernahm, zuckte Oberst Douay die Achseln und wir setzten unsern Marsch nach den Festungswällen fort. Um 7 Uhr, halb todt vor Hunger, finde ich endlich ein albergo, das der drei Könige, wo mir nach langem Warten eine große Portion lasagna*) vorgesetzt wird, in einer Sauce, die etwas zu stark nach Hammel schmeckte.

Notabene mußte ich auch noch im Voraus bezahlen!

In diesem Wirthshaus erzählt man sich, daß vor der Garde schon das zweite Armeekorps (Mac-Mahon), das fast ganz aus Afrikanern bestand, in Novara eingerückt sei.

Die Zuaven — nach den Einen die ersten Soldaten der Welt, nach den Andern die ersten Lumpenkerle der Armee, — gefolgt von den Elitekorps, Turcos genannt. Diese beiden Regimenter der Fremdenlegion hatten den brüderlichen Empfang der Einwohner durch eine wahrhaftige Plünderung der Magazine, Cafés ꝛc. erwidert. Daher auch bei unserem Eintreffen das düstere schweigende Abwarten der Novaresen.

Wir alle, Offiziere wie Soldaten, müssen die Folgen des Durchmarsches der Afrikaner tragen. Um 8 Uhr, als ich gerade heißhungrig die lasagna mit der Hammelsauce hinunterschlang, ließ sich plötzlich die Marseillaise und die Milanaise hören, die aus den benachbarten

*) Eine Art Nudeln. Anm. d. Uebers.

Straßen so laut herüberklangen, als kämen sie zu uns. Der König war es, der sich zum Kaiser begab, um mit ihm über die in den nächsten Tagen einzuschlagenden Maßregeln zu berathen; denn alles roch nach Pulver und der Kanonendonner der beiden Tage von Palestro hallte noch in meinen Ohren wieder. Abermals ein Sieg, der für die Voltigeurs verloren war. Werden wir denn nie an die Reihe kommen?

In Palestro war die Lage König Victor Emanuels einen Augenblick so kritisch geworden, daß General Trochu es für unerläßlich hielt, vorzugehen. Marschall Canrobert schickte ihm einen Offizier mit der Meldung, daß er unrecht habe und Palestro nur der Gegenstand seiner Beobachtungen bleiben dürfe.

Der General bemerkte hierauf, daß die Lage des Königs eine sehr ernste sei; daß der Marschall sich unmöglich ein so genaues Bild von der Situation machen könne und daß er — so viel er davon verstände — es für seine Pflicht halte, dem König Hülfe zu bringen.

Schon hatte er etwa einen Kilometer nach rechts mitten durch Felder zurückgelegt, als ein zweiter Offizier ihn einholte und ihm sagte, der Marschall sei sehr ungehalten und habe mehrmals wiederholt:

„Sagen Sie dem jungen General, daß er die Ereignisse nicht zu beurtheilen, sondern die Befehle auszuführen hat, die ihm ertheilt werden."

Es blieb nichts übrig als zu gehorchen und der General sah sich zum Rückmarsch gezwungen, als nun

ein Ordonnanzoffizier des Königs, dem das 3. Zuavenregiment zur Disposition gestellt war, auf der Bildfläche erschien. Der König bat ganz ausdrücklich um Sukkurs.

„Ach, Gott sei gelobt!" rief Trochu, „nun hat das Zögern ein Ende!"

Canrobert gab jetzt auch von seiner Seite den Befehl dem König zu Hülfe zu eilen, aber viel kostbare Zeit war verloren und noch unterwegs kommt Contreordre, denn das Gefecht ist beendet.

Die Truppen waren mit diesem ewigen Kommen und Gehen nicht einverstanden; nur mit Mühe unterdrückten sie ihren tiefen Unmuth. Sie hatten sich dem Feinde so nahe befunden, ohne ihn zu sehen, daß eine Streifkugel den Bataillonschef Duhamel tödtete und eine ganze Reihe des 88. Regiments mitraffte.

Unter dem Dach der Tre Re hielt ich mich für ganz geborgen und verzehrte ruhig mein bescheidenes Mahl. Nicht ohne Mühe suchte ich gegen 9 Uhr das Zelt auf, wo ich mich eines friedlichen Schlummers zu erfreuen hoffte.

Eitle Hoffnung! Um Mitternacht furchtbarer Tumult, aus dem der gellende Ruf: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!" heraustönte. Ich fahre empor und durch die Spalten meines Zeltes dringt heller Lichtschein, der wieder verschwindet. Eiligst, ich hatte mich gestiefelt und gespornt niedergelegt, werfe ich die Uniform über und gehe hinaus . . . Alle Zelte der Voltigeurs waren schon abgeschlagen, die Mannschaften kampfbereit

und das Stroh ihrer Lagerstätten brannte hier und da in kleinen Haufen, auf die Gefahr hin, daß die Patronen explodirten. Oberst Douay in Unterhosen, bloßem Kopf, aber Stiefel an den Füßen, hielt in jeder Hand eine Kerze und schrie seinen Soldaten zu:

„Wollt ihr wohl ruhig bleiben? Legt euch nieder, ihr Schwerenöther" . . . Ich näherte mich ihm, um seine Befehle einzuholen, und nun fragte er mich:

„Was halten Sie davon?"

„Ich glaube, Herr Oberst, daß von beiden Seiten, von der Stadt wie vom Lande her, alles ruhig ist und daß dies nur eine sehr charakteristische Panik ist."

„Gehen Sie einmal nachsehen, was bei den Grenadieren los ist," sagte er, sein Beruhigungswerk fortsetzend. Wir hatten in umgekehrter Weise, Division nach Division, das Lager bezogen; die Grenadiere befanden sich daher links von uns.

Ich durchschreite die 3. und 4. Voltigeurkompagnie und da der Tumult und Wirrwarr immer noch von rechts nach links im Zunehmen begriffen ist, höre ich wie höhere Offiziere unserer Regimenter rufen: „Nehmt nichts mit als eure Patronen und Zwieback."

Endlich gelange ich bis zu unsrer Artilleriebatterie; einige gesattelte und gezäumte Pferde stehen schon bereit, denn die Offiziere, die, glücklicher oder gewandter als wir, in Novara ein gutes Abendessen, gutes Quartier und alles was dazu gehört, gefunden hatten, sollten von dem Aufruhr in Kenntniß gesetzt werden.

Ich trete an den Eskadronchef heran und nehme es

auf mich, ihm zu sagen: „Es ist nichts. Oberst Douay schickte mich ab die Regimenter zu beruhigen . . . Wenn Ihre Pferde um Mitternacht durch die Straßen galoppiren, wird die ganze Stadt und das ganze Heer in Aufruhr gerathen."

Der ruhige und vernünftige Kommandeur ertheilt sofort Gegenbefehl und ordnet nur an, daß für alle Fälle einige gesattelte Pferde in Bereitschaft gehalten werden sollten.

Etwa 150 bis 200 Meter von der Batterie entfernt, hatten die Gardezuaven ihr Lager aufgeschlagen. Bis zu ihnen war der Lärm noch nicht gedrungen. Die Köche kochten ruhig die Suppe ab; ihre nächsten Kameraden, die Bärenmützen, halfen ihnen dabei. Ich lasse mich mit ihnen in Unterhaltung ein, setze sie kurz von dem Vorgefallenen in Kenntniß und rathe ihnen, indem ich mich auf ihre alte militärische Erfahrung berufe, sich nicht von dem Tumult mitreißen zu lassen. Dann stattete ich dem Oberst Bericht über alles ab, was ich gesehen, gehört, gesagt, gethan, befohlen hatte ꝛc. Es wurde allmälig wieder ruhig; die Zelte wurden von neuem aufgebaut und der Oberst erzählte mir, daß ein Unteroffizier des Jägerbataillons im Schlaf, unter dem sehr verzeihlichen Einfluß eines kriegerischen Traumes, gerufen hatte: „Zu den Waffen!" und daß dieser Unglücksruf von einer Person ausgehend, aber von hundert Kehlen wiederholt, den Aufruhr bewirkt hatte.

Das Seltsamste an der Sache ist aber, daß Andre schrieen: „Auf die Bäume!" so daß man bis in die

Gräben hinab — unbegreiflich, wie sie da hinuntergekommen waren — eine Menge Soldaten auf den Bäumen sitzen sah, die hier — wie überall— die Festungswälle zu schönen Promenaden umgeschaffen hatten.

21. Juni. Uebergang über den Tessin. — Um 10 Uhr Vormittags Abmarsch von Novara. Ich scheide mit Bedauern darüber, daß es mir nicht möglich gewesen, den Schauplatz der blutigen Schlacht vom 23. März 1849 aufzusuchen.

Wir folgen dem Wege, der direkt auf den Tessin zuführt. Die Sonne brennt heiß und der Marsch durch den wirbelnden Staub vollzieht sich nur langsam. Man wartet auf etwas, was auch endlich ankommt, nämlich das Geräth zum Schlagen der piemontesischen Brücken. Wir machen Halt und lassen dasselbe neugierig durch unsere geöffneten Reihen durchpassiren. Gegen zwei Uhr erreichen wir den Tessin, der breit, mit rascher Strömung, tief, durchsichtig, majestätisch dahinfließt. Die Pontons liegen im Wasser, auf ihre Schlachtordnung wartend; Jäger zu Fuß fahren in kleinen Barken voraus.

Der Ort, wo die Brücke geschlagen werden soll, wird nach militärischen Regeln gewählt. Unser rechtes Ufer beherrscht das linke — das feindliche Ufer. Es hat den Fehler bewaldet zu sein, so daß es den Plänklern, die uns den Uebergang streitig machen möchten, Schutz bietet. Drei unsrer Geschütze sind im Stande das gegenüberliegende Ufer zu bestreichen; danach leitet Oberst Douay die Aufstellung seiner Kompagnie. Vor uns nichts vom Feinde zu sehen; nur ein schwarzgelber

Grenzpfahl mit dem zweiköpfigen Adler und neben demselben eine einzige uniformirte Persönlichkeit, mit einer Kopfbedeckung, ähnlich der unsrer Gendarmen — wahrscheinlich ein Grenzjäger.

„Plötzlich ertönt der Donner einer unsrer Kanonen, dem bald die zweite folgt. Es war unsere Halbbatterie, die, auf Befehl des General Camou, diesem unglücklichen Zollbeamten die Ehre erwies, ihn mit der ersten Salve der Gardekanonen zu begrüßen.

Ganz erstaunt sehe ich wie der Oesterreicher verschwindet und während der dritte Schuß vorbereitet wird, höre ich eine laute Stimme stromabwärts rufen:

„Aber, General, was fällt Ihnen denn ein . . . auf wen schießen Sie denn? Sie haben ja glücklicherweise niemand vor sich . . . Sie wollen wohl grade den Feind herbeilocken! . . . und Ihnen, Lieutenant, werden die zwei Kanonenschüsse theuer zu stehen kommen."

Es war General Leboeuf, der Oberbefehlshaber der Gardeartillerie, der ganz blaß und erhaben in seinem Zorn zu Fuß herbeieilte, um unsren Divisionsgeneral mit diesen Vorwürfen niederzuschmettern. Ob der Lieutenant sein Versehen büßen mußte, weiß ich nicht; General Camou aber ließ den Kopf zerknirscht auf die Brust hängen und fand kein Wort der Erwiderung.

Wie ein Blitz tauchte in mir die Erinnerung auf, wie im Café Napoleon in Oran, im Jahre 1847 General Lamoricière ganz ungenirt mit lauter Stimme zu seinen Freunden, dem Oberst Bosquet und Kom-

mandanten Charras sagte: „Ah! dieser alte Regiments-tambour! dies Produkt der verunglückten Popularität Poulots! Alle Welt hängt dem langen Pfahl einen bunten*) Lappen an!"

Poulot war, wie es scheint, der Herzog von Orleans, das Opfer des 13. Juli 1842.**) Der lange Pfahl war die Hünengestalt des Generals, damals aber erst Obersten Camou, des schlauen Bearners, Landsmannes Heinrichs IV. und der Bernadottes. Mit den „bunten Lappen" waren die Orden und Ehrenzeichen gemeint, die unter der großen Zahl von Auszeichnungen, welche die auf einander folgenden Gouverneure Algeriens vertheilten, auch an diesem „Pfahl" hängen geblieben waren.

1847 war ich noch jung und legte diesen Witzeleien keinen großen Werth bei. Ich wußte, daß die Herren von der Artillerie, dem Geniekorps, dem Generalstab, die — in Folge eines zu elastischen Paragraphen im Gesetze über das Avancement, namentlich bei Formirung von Zuaven-, Turco- oder Spahi-Regimentern — zu zwanzigen in die Infanterie und Kavallerie übergingen, vor ihren Kameraden, die entweder von der Pike auf gedient oder aus St.-Cyr hervorgegangen waren, keinen großen Respekt hegten. Als ob Louis Philipp unter

*) Püppchen.

**) An diesem Tage fand Louis Philipps ältester Sohn, der Herzog von Orleans, seinen Tod durch einen Sturz aus dem Wagen. Anm. d. Uebers.

Letzteren nicht ebenso tapfere, geschiedte, ergebene Obersten oder Generäle gefunden hätte, als diese Legitimisten oder Republikaner in spe. Jetzt, mit der Erfahrung des Alters, war ich auch zum Nachdenken gekommen. Ich wußte, daß unser General 67 Jahre alt war; aus seinen Inspicirungen war mir ferner bekannt, daß er französisch sprach wie ein Basque espagnol; dennoch hatte ich bis zu jenen unglücklichen Kanonenschüssen zu der alten Erfahrung des ersten Kaiserreichs Zutrauen gehabt. Mit dem Pulverdampf entwichen auch all meine Illusionen; es fröstelte mich bei dem Gedanken, was in den Händen eines Mannes aus uns werden könnte, der einen einfachen, an seinem schwarzgelben Pfahl Wache haltenden Grenzjäger in dem Augenblick mit Kanonenschüßen regalirt, wo wir eine so wichtige und gefährliche Operation, wie den Uebergang über einen breiten, tiefen, reißenden Strom, vor uns hatten.

Dennoch wurde die Brücke nach und nach, von einem Boot zum andren, ohne Hinderniß fertig gestellt; unsere Plänkler befanden sich auf dem linken Ufer; dem 2. Voltigeurregiment fiel also die Ehre zu, zuerst in corpore den feindlichen Boden zu betreten.

Es war ungefähr halb sieben Uhr Abends geworden. Jetzt schickt der Oberst mich mit zwölf Mann auf Rekognoscirung aus. Vor uns liegt ein dichtes, von einigen Fußpfaden durchkreuztes Gehölz. Dasselbe bis auf 1500 Meter vom Ufer durchsuchend, finde ich das Terrain sumpfig und überschwemmt; hier das Lager

aufzuschlagen wird schwierig sein. Vom Feinde keine Spur; nur ein zertretener Strohhaufen, wahrscheinlich das Lager des armen Grenzjägers, den wir so rauh begrüßt haben.

Bei meiner Rückkehr finden keine Austheilungen statt; nichts zu essen, absolut nichts; die Soldaten rühren sich und suchen ihr Lager auf. Unmöglich in meinem Soldatenmantel zu schlafen, so peinigen mich die Mücken. Ich stehe auf und lege mich in die Nähe eines von grünen Zweigen genährten Feuers nieder, dessen Rauch auf Kosten unsrer weißen Haut, die Mücken vertreibt.

3. Juni. Schon um 3 Uhr Morgens auf dem Marsch. Das 2. Voltigeurregiment kommt in Naviglio Grande mit der Mission an, eine Brücke über den Kanal aufzusuchen und zu vertheidigen.

Dieser Ort heißt Cascina podregnana; es ist eine Meierei, die aus zwei am rechten Ufer gelegenen Häusern besteht und einen Theil des Dorfes Robecchetto ausmacht. Die Brücke ist unversehrt, die Oesterreicher haben nicht daran gerührt. Oberst Douay wird die Meldung gemacht, daß sie wiederkommen und das Versäumte nachholen werden. Zwei Kompagnien des 1. Bataillons quartieren sich in den Häusern rechts ein und setzen dieselben rasch in Vertheidigungszustand. Matratzen werden vor die Fenster gelegt. Schießscharten gemacht ꝛc. Der Rest des Bataillons steht auf dem linken Ufer, hinter den zackigen Gartenmauern; andre Soldaten schaffen sich Deckung, indem sie einen großen Fouragehaufen zerstören und sich dahinter verschanzen;

unsre verhungerten Pferde sind hinter dieser Schutzwehr glücklich . . . viel glücklicher als wir.

Es war Zeit! Bald kommt eine Kolonne von 4—5000 Mann an; ein Tirolerbataillon voraus, und nun eröffnen sie das Feuer. Von beiden Ufern erhalten sie Antwort. Kurz, in dieser kleinen Affaire werden 6 Mann getödtet und etwa 12 verwundet.

Die Tiroler waren gute Schützen; alle Verwundungen befanden sich an Kopf und Armen, als an den Theilen, die allein auf Augenblicke sichtbar wurden und als Zielpunkte dienen konnten.

Von dem Wunsch getrieben, zu sehen was da vorgehe, strecke ich den Hals, um unter dem Brückenjoch durchzusehen. Sogleich schlägt eine Kugel neben meinem linken Ohr gegen die Mauer, an die wir, der Oberst, unser Major, ein Lieutenant und ich gelehnt standen. Ich fuhr zusammen, der Oberst lachte und sagte:

„Sie war an Ihre Adresse gerichtet; behalten Sie sie zum Andenken.

In den Mörtel eingedrungen, war es unmöglich ihre ursprüngliche Form zu erkennen; sie glich einem schönen, breiten sternförmigen Orden.

Während dieser kleinen gegenseitigen Beschießung, trug Mac Mahon bei Turbigo den Sieg davon.

Sein anfangs entferntes Geschützfeuer zog sich näher zu uns heran; die feindliche Kolonne sah die Zwecklosigkeit ihres Angriffs ein und entschloß sich — in der Besorgniß abgeschnitten zu werden — zum Rück-

zug. Das geschah um 7 Uhr Abends. Unsre Plänkler verfolgen die Tiroler. Man zählt etwa dreißig Todte und nur einige Verwundete, da die meisten mit fortgeführt werden konnten.

Unter den Schwerverletzten befand sich ein großer wunderschöner, ganz junger Offizier, der in seiner weißen Jacke und hellblauen Hose eine prachtvolle Erscheinung bot. Es war der Bataillonsadjutant der Tiroler.

Während sein Fuß beim Absteigen vom Pferde die dazu nothwendige Kurve in der Luft beschrieb, traf ihn eine unsrer Kugeln von unten, die oben wieder herauskommend, ihm die Sehnen, Knochen und das Fleisch derartig zerrissen hatte, daß sein Bein eine unkenntliche Masse bildete. Eine Verwundung so seltener Art kommt auf Millionen von Schüssen und vielleicht noch mehr, nicht zum zweiten Male vor.

Man bettet ihn auf Decken, die über Heu gelegt werden. Ganz leise murmelt er einige Worte, unter denen ich nur mit Mühe das Wort Säbel unterscheide. Ich verstehe sofort, was er meint, er wünscht seinen Säbel wieder zu haben, den ihm Oberst Douay auch einhändigte. Mit lebhafter Freude ergreift er ihn und legt ihn quer über seinen Körper. „Armer junger Mann!" sagt Dr. Gaullet zu mir, „er ist verloren; es ist schon zu spät zur Amputation . . . der Starrkrampf wird ihn bald dahinraffen."

Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Man

brachte ihn nach einer Ambulanz . . . und ich, der ich todtmüde und erschöpft bin, da ich nichts im Leibe hatte als die scharfe Polenta, die hier üblich ist, stürze mich in den Heuschober des einen der beiden Häuser der Meierei.

Ich glaube nicht, daß ich je in meinem Leben so rasch eingeschlafen bin.

Siebentes Kapitel.

Das zweite Voltigeurregiment greift zu den Waffen. — Schließt die Glieder! Richtet Euch! — Mac Mahon. — Die Trommeln wirbeln zum Angriff. — Moralische Wirkung. — Unbekannte Helden. — Eine Ambulanz. — Wie man einen zu strengen Offizier los wird.

Magenta, 4. Juni. — Ein Tagesbefehl wird ausgegeben: die Voltigeurdivision ist seit vorigen Abend dem General Mac Mahon uneingeschränkt zur Disposition gestellt. Seiner Befehle harrend, ergötzt das 2. Voltigeurregiment sich an dem Zauber einer vollkommenen Villegiatur. Improvisirtes Angelvergnügen, große Wäsche, Bäder im Kanal . , . nichts fehlt dem ländlichen Fest als . . . die Oesterreicher. Wo mögen sie stecken?

Da sind sie! Zwischen zehn und halb elf ertönt von vorn, rechts und links von unsrem Feldlager Kanonendonner, der bald von Kleingewehrfeuer begleitet wird. Das ist die Schlacht! Die Sprache des Pulvers! Und das der Voltigeurs ist gut; schon in der Krim hat sich seine Beredsamkeit bewährt.

Das ganze Regiment greift zu den Waffen und be-

giebt sich auf das linke Ufer des Noviglio. Dort erhalten die drei Bataillone Ordre auf den Kirchthurm von Magenta loszumarschiren; jedes Bataillon, durch Divisionen in geschlossenen Gliedern zur Kolonne formirt und in der richtigen Entfernung von einander, um ausschwärmen zu können. Die drei andren Regimenter scheinen dieselbe Formirungsordre, dasselbe Ziel erhalten zu haben.

Auf unsrer äußersten Rechten zerstreuen sich die Tirailleurs des Gardejägerbataillos. Der Weg, welchen das Regiment zurückzulegen hat, ist trocken, die Reisfelder sind niedergelegt und nur nach Magenta zu bildet das Terrain eine kleine Steigung. Dasselbe scheint viele Eigenthümer zu besitzen; wir sehen zahlreiche Maisfelder, zwischen denen Maulbeerbäume in regelmäßigen, durch Eisendrähte verbundenen Reihen stehen; Weinranken schlingen sich malerisch um die Drähte.

Jedes Feld ist von seinem Nachbar durch dichte stachlige Akazienhecken getrennt. Unser Marsch, durch die hohen Maiskolben, die Eisendrähte und Akazienhecken, geht nur langsam von statten, trotzdem das Beil der Sappeurs und das Säbelbajonett der Soldaten kurzen Prozeß mit diesen Hindernissen machen.

Entschlossen dringen wir immer weiter vor, bis plötzlich — als wir aus einem dieser dichten grünen Vorhänge heraustreten — uns eine bekannte Stimme entgegenschallt:

„Halt! Richt' Euch! Schließt die Glieder! Nicht aus den Reihen treten — auch die Führer nicht."

Diese Ausführung kostet uns eine gute Viertelstunde und wiederholt sich fünf bis sechs Mal, das heißt so oft, wie ein freier Raum dem General Camou Gelegenheit gab, die dreizehn stattlichen Bataillone, die er kommandirte, zu übersehen.

Bei der dritten oder vierten Wiederholung dieser klugen Maßregel, zieht Oberst Douay den Degen und ich weiß nicht ob der Blitz, der aus seinen Augen flammte, nicht ebenso funkelte, wie der, den die Sonne seiner gezogenen Klinge entlockte.

„Richt' Euch!" rief er, „schließt die Glieder! Führer in Reih und Glied!"

Die Kanonen, die einen Augenblick geschwiegen, fingen mit erneuter Macht an und parallel mit unsrer Schlachtlinie flogen ungeheure Wurfgeschosse, die berühmten Kriegsraketen, die Hoffnung der Oesterreicher, in die Luft.

3 Uhr. — Dies ist der Augenblick, in dem die Schlacht am heißesten wüthet und wir erleiden wieder einen neuen langen Aufenthalt.

„Schickt eine Kompagnie als Plänkler aus!" rief der General.

Jetzt sammelte Oberst Douay — großartig in der Ruhe, mit der er seine Wuth unterdrückte — die diese drei Kompagnien befehligenden Kapitäne um sich und sagte ihnen:

„Machen Sie, bitte, keine Dummheiten; sagen Sie Ihren Soldaten, daß sie das 2. Armeekorps, das Korps

Mac-Mahon vor sich haben, das uns vom Feinde trennt. Schießt nicht auf die Rothhosen."

Gegen halb fünf sprengte im Galopp, die Uniform in Unordnung, Mac-Mahon mit drei oder vier Stabsoffizieren plötzlich aus den Akazien und Maulbeerbüschen heraus. Das Gerücht verbreitete sich, daß er sich, um zu uns zu stoßen, großen Gefahren ausgesetzt hätte, und daß seine Eskorte Feuer geben mußte, um ihn aus einer Ulanenschwadron herauszuhauen.

„Ah, da sind Sie General!"

Nach einigen mit gedämpfter Stimme gewechselten Worten, verschwand er ebenso rasch wie er gekommen war, unsrem General mit der Hand den Kirchthurm von Magenta zeigend.

Wir hatten fast sechs Stunden zu einer Wegstrecke von 7 bis 8 Kilometern gebraucht.

Nun rühren die Tambours die Trommeln, die Signalhörner erschallen, die gezogenen Degenklingen blitzen . . . aber, gegen 5 Uhr läßt sich nur noch vereinzelter Kanonendonner hören; das Kleingewehrfeuer schien sich in der Ferne zu verlieren und als mein Bataillon, das 1. des 2. Voltigeurregiments, nachdem wir 7 bis 800 Meter zurückgelegt, auf gleicher Höhe mit dem Bahnhof von Magenta ankam, klang das Schießen noch seltener, noch entfernter herüber und nur einige unschädliche Kugeln, die nicht die Kraft hatten uns zu verwunden, sausten uns um die Ohren.

Sobald zum Angriff geblasen wird, trete ich an den Oberst heran, salutire respektvoll mit dem Degen

und frage ihn, ob es nicht der passende Moment sei, die in ihrer Lederhülle steckende Fahne frei im Winde flattern zu lassen?

„Das ist auch meine Idee," rief er, „sagen Sie es dem Fahnenträger."

In fünf Minuten war ich wieder zurück und die drei Banner entfalteten sich im Winde, der Kugeln harrend, die auch an diesem Tage noch ausblieben.

Zum Trost sagte man uns, daß der österreichische Generalstab, der sein Quartier in der Kirche von Magenta aufgeschlagen, sich entschlossen hätte, beim Anblick dieser dreizehn Bataillone, die zwar langsam, aber in bester Ordnung vorrückten, wie es alten Soldaten zukommt, denen der glorreiche Name „die Garde" vorauseilte, zum Rückzug zu blasen.

Wenn der immer schwächer werdende Kanonendonner nicht gewesen, wenn die Luft nicht durch die Splitter der Prallschüsse zerrissen worden wäre, hätte das 1. Bataillon auf seinem Marsche die Nähe eines schrecklichen, hartnäckigen Kampfes nicht einmal geahnt. Das Terrain bot nur den friedlichen Anblick wie bei gewöhnlichen Militärmärschen dar; keine Leichen, keine Verwundeten, kein Kämpfer — weder Freund noch Feind! Ganz sanft wie ein Festungsglacis, stieg der Weg zu dem großen Flecken Magenta an.

Etwa um 5 Uhr sind wir noch 150 Meter vom Bahnhof entfernt, den wir von der Seite und ganz mit Kugeln gespickt, vor uns sehen. Es ist ein sehr gewöhnliches, von einem ziemlich hohen, rechtwinkeligen

Thurm überragtes Gebäude. Von der Höhe des Belvedere konnte der Stationsvorsteher, über die Maisfelder hinweg, zu seinem iemontesischen Kollegen, auf der andern Seite des Tessin hinüberschauen, und umgekehrt. Denn in Magenta wie am Tessin, hörten plötzlich — das Verbindungsnetz erwartend — die piemontesischen und österreichischen Eisenbahnen auf.

Vor uns war die Bahnstrecke durch eine Böschung, die für militärische Bewegungen vorgesehen sein mochte, tief eingeschlossen. Der Abhang war von dem Uebergang der Angreifer wie der Vertheidiger zerstampft. Beim Hinabsteigen bemerke ich in einigen Bodensenkungen verschiedene Leichen, fast alle in französischer Uniform. Auf ihren Knöpfen waren die Nummern des 65. und 70. Regiments eingravirt; auch mehrere Turcos befanden sich darunter.

Alle diese Tapferen waren von den Kugeln der Oesterreicher, die sich im Bahnhof und den umliegenden Häusern verschanzt hatten, hingestreckt worden.

Es gab keine großen Wunden, keine Blutlachen, wie sie durch die Granatsplitter oder das Gefecht mit blanker Waffe hervorgebracht werden.

Beim Vorübermarsch salutiren wir achtungsvoll vor diesen Hunderten unbekannter Helden; dabei kommt uns der Gedanke, daß — wenn wir nicht so viel Zeit mit dem Richten, dem in Reihundgliedtreten, dem Zerstreuen der Tirailleurs verloren hätten — wir zwei Stunden früher auf dem Schlachtfeld eingetroffen sein und viel französisches Blut gespart haben würden.

Endlich im Städtchen angelangt, betreten wir die Kirche. Außer einigen, von Kugeln beschädigten Gemälden, sind alle dem Cultus geweihten Gegenstände verschwunden.

Auf Strohhaufen ruhten die Verwundeten, Sieger wie Besiegte, friedlich neben einander; durchdringender Blutgeruch erfüllte das Gebäude, die Aerzte walteten ihres Amtes. Wenn in der Hitze des Gefechtes der Anblick dieses Elends auch noch den Muth anfeuert, hier zog sich uns das Herz zusammen, und angesichts dieser Schmerzen und Leiden verließen wir ernst gestimmt die Ambulanz, wo uns alles mit Bedauern daran erinnerte, daß wir zum zweiten Male, ohne daran Theil zu nehmen, dem erhabenen Schauspiel einer großen Schlacht beiwohnten. Denn das Regiment hatte nicht eine einzige Patrone verschossen, und ich glaube den drei anderen der Division, die Tirailleurs mit einbegriffen, war es ganz ebenso ergangen.

Langsam, in Begleitung seiner drei Adjutanten, die ihn seinem Befehl gemäß nie verließen, durchschritt Oberst Douay, den Kompagnien seines Regimentes voraus, das ganze mit todten Weißjacken übersäete Städtchen. Dann, nach einem: „Rechtsum kehrt!" machten die drei Bataillone, etwa 1000 Meter entfernt, in Feldern und Gärten Halt und nun wird die Ordre, ein Bivouak aufzuschlagen, gegeben.

Sieben Uhr Abends. Es wird zum Appell getrommelt. Alle Offiziere sind anwesend, mit Ausnahme eines Unterlieutenants des 2. Bataillons, eines Corsen,

Namens Coltelloni. Er war der einzige der beim Appell fehlte. Er war gefallen, aber wo? auf welche Weise? durch eine Kugel oder einen Bajonettstoß? Niemand konnte oder wollte darüber Auskunft geben.

„Gut, so grabe man ihm sein Grab!" sagte der Oberst.

Das war das ganze Todtengebet für den armen Teufel, der erst drei Monate beim Regimente stand und sich, durch den Besitz vieler, nach der Straße von Jerusalem riechender Goldstücke bei demselben sehr verdächtig gemacht hatte. Besonders verhaßt aber war er bei seinen Untergebenen wegen seines dünkelhaften Betragens und seiner übertriebenen Strenge.

Nachdem wir lange vergeblich auf unsere Bagagewagen gewartet haben, gehe ich zur Korporalschaft meines Bataillons, um mir eine Mahlzeit und Nachtquartier auszubitten. Ein knappes Essen ist bald verzehrt; eine Nacht auf ebener Erde bald verbracht. Die vom 4. auf den 5. Juni war eine der ruhigsten, ungestörtesten Nächte.

Achtes Kapitel.

Napoleon III. in Novara. — Unthätigkeit des Feindes. — Eine Mission bei Victor Emanuel und Mac Mahon. — Bericht vor dem Kaiser. — Unangenehme Ueberraschung. — Lebhafte Unruhe. — Neue Mission bei Mac Mahon. — Das Dörfchen Bicocca. — Das Schlachtfeld. — Erster Rapport Mac Mahons. — „Große Schlacht, großer Sieg."

Nach dem Gefecht bei Palestro, begab sich der Kaiser nach Novara, um dort Nachrichten vom Feinde abzuwarten, der sich nach seiner Niederlage zurückgezogen hatte.

In Novara angekommen, beschäftigte sich Napoleon III. damit, die Truppen in der Umgegend zusammenzuziehen, derart, daß er sich dort gegen einen Angriff des gesammten österreichischen Heeres, den man als nahe bevorstehend ansah, vertheidigen konnte.

Drei Stabsoffiziere, Oberst Waubert de Genlis, Kommandant Schmitz und Kapitän de Clermont-Tonnerre, brachten die Nacht damit zu, die Positionen der Truppen

auf mehrere Blätter zu zeichnen, welche den Kommandeuren der verschiedenen Armeekorps übersandt zu werden bestimmt waren. Es war das eigentlich der Plan einer Defensivschlacht, unterhalb Novara's.

Der Kaiser nahm an, daß Gyulay sich an den Erinnerungen von 1849 begeistern und sich bemühen würde, uns in Novara eine entscheidende Niederlage zu bereiten.

Da uns kein unvermutheter Angriff überraschte, befahl der Kaiser an einem Ort, Namens La Dogana (das Mauthhaus), vor der großen Steinbrücke von Buffalora, Brücken über den Tessin zu schlagen. General Leboeuf ließ drei schlagen, über welche das Korps Mac Mahon — Division Espinasse, Division Lamotterouge und dann unsere Division, Division Camou — den Uebergang über den Tessin ausführten.

Noch an demselben Tage traf Mac Mahon bei Turbigo auf die Oesterreicher; es gab einen heftigen Zusammenstoß. Die Turcos verjagten den Feind, der ziemlich rasch das Terrain räumte. Mac Mahon befand sich gerade mit seinem Adjutanten Borel auf dem Kirchthurm von Turbigo; es blieb ihm nur die Zeit hinunter zu eilen, sich auf sein Roß zu werfen und zu fliehen, wollte er nicht von einem Trupp Kavallerie, der in Turbigo einfiel, gefangen genommen werden.

So war man auch im Besitz des linken Tessinufers, bis zur Höhe von La Dogana.

Mac Mahons Truppen, nebst der Division Camou, fuhren fort über die Brücken zu marschiren und quar-

tirten sich so gut es ging am linken Ufer ein. Die Garde, mit Ausnahme der Voltigeurdivision, erhielt Befehl, den Tessin auf der Buffalorabrücke zu überschreiten. Dieselbe hatte durch Minen zerstört werden sollen; da die Explosion aber nur theilweise stattgefunden hatte, genügten einige Eichenbohlen, um die unterbrochene Verbindung von einem Brückenpfeiler zum anderen wieder herzustellen.

König Victor Emanuel stand noch hinter La Dogana; aber auch er sollte bald nach der Division Camou — mit der Division Fanti an der Spitze — die Brücken passiren.

Die anderen Armeekorps sollten sich in der Gegend von Novara vereinigen und der Garde, auf der Mailänder Chaussee, die über Trecate führt, bevor sie an der Buffalorabrücke mündet, folgen.

In dieser Weise war die ganze Offensivbewegung genau vorgezeichnet; sie war beschlossen worden, weil der Feind in Unthätigkeit verharrte, so daß man in Novara keinen Angriff von ihm erwartete.

Am 4. Juni ließ der Kaiser den Kommandanten Schmitz schon um sechs Uhr Morgens zu sich bescheiden und ertheilte ihm folgende Instruktionen:

„Begeben Sie sich zum König und theilen Sie ihm mit, daß ich vorwärts marschire; ich lasse ihn bitten, sich auch in Bewegung zu setzen und Camou auf das rechte Tessinufer zu folgen.

„Dann kehren Sie über die Brücken bei La Dogana zurück. — Ich lasse zwei davon wieder abreißen, um

sie nach Buffalora mitzunehmen und so den Uebergang unserer Truppen — Divisionen Canrobert, Niel, Baraguey d'Hilliers — der sehr viel Zeit brauchen wird, zu beschleunigen.

„Begeben Sie sich hierauf zu Mac Mahon, der sich schon jenseits von Turbigo befinden wird, fragen Sie ihn, was er zu thun gedenkt und ob er den Feind vor sich hat?

„Unterrichten Sie ihn von dem Marsch und der Stellung der Garde, die er zur Rechten hat. — Pünktlich um 12 werde ich selbst in Trecate eintreffen. Machen Sie diese ganze Rundreise und kommen Sie mir dann um die bestimmte Zeit Bericht erstatten."

Kommandant Schmitz begab sich in der That unverzüglich zum König und wiederholte ihm des Kaisers eigene Worte.

„S'ist gut!" versetzte Se. Majestät. „Ich mache mich sofort auf den Weg."

„Sire, es ist von höchster Wichtigkeit, keine Zeit zu verlieren; der Uebergang über die Brücken — und vielleicht finden Sie nur noch eine vor — wird sehr lange dauern."

Im Galopp davonjagend, überschritt der Kommandant bei La Dogana den Tessin. Die ganze Division Camou war schon am anderen Ufer und sperrte die Straße nach Turbigo. — Es kostete große Mühe Mac Mahon einzuholen, der wie es hieß, sich an der Spitze seiner Kolonne befände.

Endlich, um halb 11 Uhr Mittags, traf er auf den General, der an der Tete der Division Lamotterouge ritt.

„Der Kaiser läßt fragen, was Sie zu thun gedenken, wenn Sie auf den Feind stoßen?"

Antwort: „Bis zur Stunde habe ich noch nichts vom Feinde gehört; kein Angriff auf meine Front hat stattgefunden. Sagen Sie Sr. Majestät dem Kaiser, er könne ruhig sein, meine Dispositionen sind gut getroffen.

„Da die Straße hier so schmal ist, habe ich nur die Division Lamotterouge hinter mir. Espinasse habe ich einen parallel laufenden Seitenweg zu meiner Linken, etwa eine halbe Marschstunde von mir entfernt, einschlagen lassen. Camou folgt mir. Theilen Sie dem Kaiser mit, daß ich gegen zwei Uhr, auf der Mailänder Chaussee, in Magenta einzureiten gedenke."

„— Ist weiter nichts auszurichten, Herr General?"

„Nein, nichts."

„— So verabschiede ich mich von Ew. Excellenz hier, denn ich muß um zwölf Uhr in Trecate sein, wo der Kaiser in Person anwesend ist; ich werde ihm mündlich Bericht über die Mittheilungen erstatten, die Sie und der König mir gemacht."

„Ah! Was thut der König?"

„— Er hat noch nicht die Uebergangsstelle erreicht; aber er ist hinter Ihnen im Marsch begriffen."

Um ein Viertel auf zwölf hatte Kommandant Schmitz zum zweiten Mal den Tessin passirt und setzte seinen Weg von La Dogana stromabwärts fort, um Trecate

zu erreichen, welches etwa in der Mitte zwischen Novara und der Buffalorabrücke liegt. Während seines ganzen Rundrittes begleitete ihn lebhafter Kanonendonner. Punkt zwölf Uhr, in dem Augenblick als der Kaiser aus dem Wagen stieg, traf er in Trecate ein.

„— Sire," meldete er, „Mac Mahon's Heer ist noch nicht engagirt; aber vor der Brücke findet ein großer Zusammenstoß zwischen der Garde und dem Feinde statt."

„Ja, aus dem Kanonendonner läßt sich auf eine ernste Affaire schließen. Was hat Ihnen Mac Mahon mitgetheilt?"

„— Daß er gegen zwei Uhr in Magenta sein wird."

„Lassen Sie die Pferde vorführen; die Eskorte soll folgen."

General Fleury ertheilte die entsprechenden Befehle und schon eine Viertelstunde später, ritt der Kaiser aus dem Thor von Trecate hinaus.

Rasch kam er an der Buffalorabrücke an, nahm die Rapporte der in lebhafter Aktion befindlichen Garde entgegen, ließ die noch zurückgebliebenen Truppen — einen Theil des Armeekorps Niel und des Marschall Canrobert — herbeirufen.

Der ganze Generalstab war, jenseits der Brücke, unterwegs. Der Kampf der Garde wüthete heftig. Die Truppen kamen nicht an, denn die Straße war gesperrt.

Endlich ist die Brigade Picard, er selbst an der Spitze, auf der Brücke zu sehen.

„Wohin soll ich mich begeben?"

Kommandant Schmitz zeigt auf den Eisenbahndamm, der mit der Brücke und links mit der Chaussee in Verbindung steht.

„Maschiren Sie da oben zwischen den Schienengeleisen; es ist nur ein kurzes Stück, nachher können Sie sich ausbreiten."

Es war drei Uhr. Die Garde, unter Berckheim, befand sich in heißem Gefecht. Mit Unruhe und Besorgniß sah der Kaiser ganze Reihen Verwundeter auf dem Rückzug, unter Anderen den Gardegeneral Wimpfen, dessen Kopf mit einem blutigen Taschentuch verbunden war.

Der Kaiser hielt ihn auf und redete ihn an. Wimpfen war zu Fuß. Er stattete ausführlichen Bericht ab, sagte daß Mellinet sich noch hielte, daß aber unbedingt eine bedeutende Verstärkung nöthig sei.

In Folge dieser Aufschlüsse steigerte sich die Unruhe des Kaisers. Zum dritten Male wandte er sich zum Kommandanten Schmitz und rief:

„Sie müssen sich geirrt haben! Mac Mahon hat Ihnen nicht gesagt, daß er gegen zwei Uhr in Magenta sein werde. Jetzt ist es halb fünf und ich höre seine Geschütze nicht; ich weiß nicht, wo er sich befindet."

Der in Gegenwart des General Fleury, des Oberst Toulongeon, des Ordonnanzoffiziers Champagny de Cadore in lebhaftester Weise solchergestalt angeredete Kommandant Schmitz versetzte:

„Zum dritten Male habe ich die Ehre, Ew. Majestät

die Versicherung zu geben, daß kein Irrthum meinerseits vorliegt. Ich habe General Mac Mahon's eigene Worte angeführt. Wo er sich in diesem Augenblick befindet, kann ich leider nicht sagen, aber ich allein kenne den Weg und will ihn aufsuchen."

„Das ist unmöglich. Vor uns, an den Kanälen, wüthet die Schlacht; Sie können nicht hinüber."

„— Sire, mein Pferd ist seit sechs Uhr früh auf den Beinen. Wenn Ew. Majestät den General Fleury ersuchen wollen, mir ein anderes und einen Mann zur Eskorte zu geben, so will ich bei La Dogana von neuem über den Tessin setzen und General Mac Mahon aufsuchen."

„Wie viel Zeit brauchen Sie dazu?"

„— Davon habe ich keine Ahnung. Der Weg ist weit; ich muß eine ungeheure Strecke zurücklegen."

„— Fleury überwies dem Kommandanten ein großes kräftiges Pferd; derselbe schwang sich in den Sattel, galoppirte davon, passirte wieder die Brücke und traf um 6 Uhr bei La Dogana auf den König.

„— Wie! Ew. Majestät befinden sich noch nicht am anderen Ufer?"

„Nein. Fanti marschirt im Augenblick hinüber; die Bewegung erlitt eine Verzögerung. Das ist wohl Canrobert, der sich in der Schlacht befindet?"

„— Nein, Sire, es ist die ganze Armee. Haben Ew. Maj. keine Nachricht vom General Mac Mahon?"

„Ja, einen von dem Adjutanten Borel unterzeich-

neten, mit Blei geschriebenen Zettel; es ist nichts Eiliges."

„— Sire, ich flehe Ew. Majestät an, keinen Augenblick zu verlieren. Was mich betrifft, ich ruhe nicht, bis ich den General treffe. Wollen Ew. Majestät die Gnade haben, mir einen Offizier mitzugeben, damit wir an einander größere Sicherheit haben?"

Sofort erbot sich ein Stabsoffizier des Königs Schmitz zu begleiten — sie machten sich augenblicklich auf den Weg.

Die Brücken bei La Dogana waren von der piemontesischen Infanterie versperrt. Auf den Inseln kochten verschiedene Korps ihre Suppe ab, andere rüsteten sich zum Weitermarsch, wieder andere machten Halt. Ihre wiederholten Rufe: „Evviva l'Italia!" begleiteten den fernen Kanonendonner.

Der Weg, den Mac Mahon nach Magenta verfolgt hatte, war nicht nur sehr schmal und enge, sondern auch durch vereinzelte Wagen gesperrt.

Endlich gegen acht Uhr, als die Sonne sich zum Untergange neigte, gelangte Schmitz auf die Eisenbahnstraße von Mailand, etwas vor Magenta.

Mitten auf dem Wege lag ein, mit einem blauen Mantel zugedeckter Leichnam, neben dem ein Stabsoffizier in Thränen Wache hielt.

Der Todte war der Divisionsgeneral Espinasse, der ebenso wie Froidefond — einer der Kolonnenführer — angesichts der ersten Häuser von Magenta gefallen war.

Der weinende Adjutant war Kommandant d'Ornans.

Am Vorabend hatte General Trochu Bicocca besetzt, einen kleinen Marktflecken, der durch die Kriege des ersten Kaiserreichs berühmt geworden ist. General Espinasse zog vor seinem Feldlager vorüber und wurde von Trochu heiter mit den Worten begrüßt:

„Du kommst hier Deinen Marschallsstab suchen, das weiß jeder; aber ich sage Dir, ich halte jetzt den Ort besetzt, nach dem Du benannt werden wirst — Du wirst Herzog von Bicocca werden."

Wie groß war der Schmerz des Generals, als er am nächsten Tage den neben seinem Ordonnanzoffizier hingestreckten Leichnam seines alten Freundes fand! Der General fiel von einer Kugel der Tirolerjäger; sein Ordonnanzoffizier fand den Tod in der Bemühung seinen Vorgesetzten zu rächen. Er mußte diese Pflicht den Zuaven überlassen, welche das Haus, aus dem gefeuert worden war, stürmten und die dreihundert Tiroler, die es vertheidigten, über die Klinge springen ließen.

Um Magenta herum, an der Seite der Bahnstrecke, herrschte ein ungeheurer Wirrwarr: Verwundete, Sterbende, Todte, alles bunt durcheinander. Französische und fremde Uniformen in buntem Gemisch. Man ersah daraus, wie heiß der Kampf gewesen war.

Bei jedem Schritt fragte Kommandant Schmitz die Offiziere, wie die Soldaten, wo der General Mac Mahon zu finden sei; aber die Antworten, die er erhielt, lauteten sehr widersprechend und unbestimmt. So ritt er denn in Magenta ein und bahnte sich unter einer Unzahl Infanteristen den Weg nach der Stelle, wo

noch immer ein ziemlich lebhaftes Schießen unterhalten wurde.

Bald erreichte er die Kirche, um welche der Kampf noch fortgesetzt ward.

Wieder umkehrend, an der Möglichkeit den General in diesem Handgemenge anzutreffen, verzweifelnd, wandte er sich nach links, und gerieth in die piemontesische Division Fanti hinein, die endlich auf dem Schlachtfeld erschien und zu unserer äußersten Linken aufmarschirte.

Sich nun nach der rechten Seite zurückziehend, traf er richtig auf Mac Mahon, der ihm mittheilte:

„Die Action ist so gut wie zu Ende; ein hartnäckiger Widerstand am Ausgang Magenta's wird in wenigen Minuten besiegt sein."

„— Aber," unterbrach ihn der Kommandant, „was hat sich zugetragen, seit ich Sie verließ? Der Kaiser befindet sich in höchster Unruhe. Gegen 2 oder 3 Uhr, als die Garde bei Buffalora und am Naviglio Grande so lebhaft engagirt war, hat man von Ihren Geschützen nichts vernommen."

„Geben Sie dem Kaiser die Erklärung meiner Operationen. Ich ritt an der Spitze der Division Lamotterouge, als die Tete meiner Kolonne vor dem Dorfe Buffalora auf den Feind stieß. — Die algerischen Tirailleurs und das 49. Linienregiment griffen mit Ungestüm an. In diesem Augenblicke wurde ich auf meiner rechten Flanke von einer großen österreichischen Kolonne überfluthet. Da ich einsah, daß nur von dieser Seite Gefahr drohte, machte ich große Anstrengungen

die Turcos und die Infanterie von der Attaque auf Buffalora zurückzuhalten. Es kostete viele Mühe sie um mich zu sammeln; sie wollten von dem Angriff nicht abstehen, als sie die Grenadiere des Oberst d'Alton im Dorfe im Gefecht sahen. Dann ließ ich meine ganze Kolonne Halt machen und Espinasse, zu meiner Linken, auffordern, eine Rechtsschwenkung ausführen zu lassen, um sich mit mir zu vereinigen.

„Endlich sah ich mich mit Camou's Voltigeuren in Verbindung und marschirte nun auf den Feind los, der zwischen Espinasse und mir in ein Kreuzfeuer gerieth.

„Er leistete einen heftigen, ja fast verzweifelten Widerstand; aber ich siegte, und meine Kolonnen wieder sammelnd, kam ich nach Magenta, wo wir uns blindlings hineinstürzten.

„Wir sind Herren des Schlachtfeldes geblieben, aber noch weiß ich nicht um welchen Preis. Alle Armeekorps befinden sich augenblicklich in einer unentwirrbaren Konfusion; während der Nacht ist es unmöglich Ordnung zu schaffen, aber mit Tagesanbruch werde ich mich wieder zurecht finden." —

„— Ich eile zum Kaiser zurück und werde ihm über Ihre Anstrengungen und den großen Sieg Bericht erstatten. Sie müssen jetzt auch in Verbindung mit der Garde sein, die ihre Positionen auf der Chaussee nicht verlassen durfte. Noch eins! Wen schlagen Sie als Ersatz für den Divisionsgeneral Espinasse vor?"

„Ach ja! Ich brauche denselben schon morgen."

„— Bei den Gardevoltigeuren sind Manèque und Décaen vielleicht vorzuschlagen."

„Manèque ist der ältere und ein vorzüglicher Soldat; aber zu der Arbeit, die ich vor mir habe, brauche ich einen mir ganz ergebenen Mann. Schlagen Sie dem Kaiser Décaen vor."

„— Guten Abend, Herr General."

„Wie wollen Sie zum Kaiser gelangen?"

„— Das weiß ich noch nicht; es ist stockfinstere Nacht, aber ich werde schon hinkommen. Ich schlage den Weg rechts, vor Ihrer Front, ein."

„Glück auf!"

Um halb 11 Uhr Nachts, nach einem Ritt im Dunkeln, fand Schmitz sich am linken Tessinufer, mitten in einer Wiese, in der Nähe der Buffalorabrücke. Zum Glück traf er auf das Bivouak des Gardestabes, wo er auch den Oberbefehlshaber, General Regnauld de St.-Jean d'Angely und seinen Generalstabschef, Oberst Raoult, antraf. Er berichtete ihnen, von wo er käme, was Mac Mahon gethan und daß die Schlacht durch das Zusammentreffen beider Armeekorps gewonnen sei.

Beide wollten Mac Mahon's Intervention nicht zugeben und glaubten allein die Schlacht gewonnen zu haben.

Um halb zwölf befand sich der Kommandant am rechten Ufer, an der Thüre eines kleinen, vor der Brücke gelegenen Wirthshauses, wo der Kaiser sein Quartier aufgeschlagen hatte.

Er steigt vom Pferde, betritt den unteren Saal,

wird vom Marschall Vaillant begrüßt, der ihm sagt, der Kaiser habe sich im ersten Stock zur Ruhe begeben und dürfe nicht gestört werden.

Der Kommandant kehrte sich nicht an dies Verbot, stieg die Treppe hinauf, öffnete eine kleine niedrige Thüre und sah sich dem Kaiser gegenüber, der völlig angekleidet auf einem schlechten Wirthshausbette lag; eine brennende Kerze stand vor ihm auf einem Tischchen.

„— Sire, Sie haben die größte, je in Italien gelieferte Schlacht gewonnen! Ich habe den Bericht General Mac Mahon's mitgebracht."

Der Kaiser stand sofort auf, rief seine Telegraphenbeamten und schickte der Kaiserin folgendes Telegramm, das sie am 5. Juni in Paris erhielt:

„Große Schlacht — großer Sieg!"

Neuntes Kapitel.

Stellung der Armee. — Zusammenkunft Napoleons III. und Victor Emanuels. — Wie Mac Mahon Herzog von Magenta und Marschall von Frankreich wurde.— General Regnauld de Saint Jean d'Angely wird zum Marschall ernannt. — Ein Gesundheitsbad. — Der Nutzen einer Niederlage. — Spärliche Versuche. — Der Marquis von Cadore. — Der Kaiser ist ganz allein. — Moralische Wirkung. — Ein noch unbeschriebenes Gefecht. — Die Belagerung Alessandria's. — Militärkonferenzen.

Nach der Schlacht, am Abend des 4. Juni, stand das Armeekorps Canrobert am linken Ufer des Tessin, die Division Vinoy rechts, die Gardegrenadiere auf der Mailänder Chaussee; im Centrum der Armee das Korps Mac Mahon; die Voltigeure Camou's um Magenta herum.

Die piemontesische Division Fanti bildete die linke Flanke.

Die italienische Armee setzte noch immer den Marsch über die Brücken bei La Dogana fort.

Napoleon III. selbst hielt sich in einem kleinen, auf

dem rechten Tessinufer, an der Buffalorabrücke gelegenen Wirthshaus auf.

Am 5. Juni, in aller Frühe, schickte der Kaiser zu Victor Emanuel und ließ ihn zu sich bitten. Man fand den König in einer Mühle, am Ufer des Tessin, zwischen La Dogana und Buffalora. Er lag auf dem Bett des Müllers, in dem Stübchen über dem Mühlenrade. Se. Majestät erhob sich sofort und begab sich nach dem Hauptquartier.

Der Kaiser empfing ihn mit auffallender Kälte, beklagte sich über die Langsamkeit, mit der seine Befehle vollzogen würden, und tadelte es, daß die piemontesische Armee an der Schlacht vom Tage vorher nicht theilgenommen habe.

Der König nahm diese Vorwürfe mit Ergebung hin; sich tief vor seinem Chef verneigend, versprach er alles zu thun, um diesen Unglückstag, für sich selbst wie für sein Heer, wieder wett zu machen.

Während Mac Mahon seine Truppen sammelte, sie neu verproviantiren ließ; während die Garde das nämliche that, passirte das Korps Baraguay d'Hilliers und das ganze Kriegsgeräth die Buffalorabrücke; der Uebergang nahm fast vierundzwanzig Stunden in Anspruch. Der ganze Zug bewegte sich nach der Mailänder Chaussee.

In seinem Hauptquartier stand der Kaiser den ganzen Tag vor seinem Hause, ließ die Truppen an sich vorüber defiliren und empfing verschiedene Führer.

Es verlautete, daß ein feindliches Korps sich von

dem Gros der Armee getrennt und sich links nach dem Berge gewandt hätte. Es wurde von Urban befehligt.

Die Kavallerie Desvaux—Chasseurs d'Afrique — verfolgte dies versprengte Korps, und am sechsten früh, sah der Kaiser vor der Thür seines Wirthshauses stehend, das Korps Mac Mahon vorbei defiliren, um Urban zu verfolgen.

General Mac Mahon befand sich, seinen Generalstabschef General Lebrun zur Seite, an der Spitze. Er sprang vom Pferde und eilte dem Kaiser entgegen. Dieser führte ihn in den unteren Saal und sagte:

„Ich danke Ihnen für das, was Sie gethan, und ernenne Sie zum Marschall von Frankreich und Herzog von Magenta."

So und nicht anders wurde Mac Mahon seine Rangerhöhung mitgetheilt.

Er stieg jetzt wieder zu Pferde und setzte seinen Marsch inmitten seiner Truppen, die dem Kaiser fortgesetzte Hochs darbrachten, fort.

Kaum war er verschwunden, als General Fleury sich mit den Worten an den Kaiser wandte:

„— Wir hegen die Erwartung, daß Ew. Majestät sich selbst in der Person Ihrer Garde, die aufs tapferste gekämpft hat, ehre. Es wäre nicht gerecht, wenn General Mac Mahon allein belohnt würde."

„Aber was soll ich denn noch mehr thun?"

„— Sire, Sie haben die Pflicht, auch den Höchstkommandirenden der Garde zum Marschall von Frankreich zu ernennen."

Nach einem Augenblick des Zögerns sagte der Kaiser: „Ja, Sie haben recht."

Ohne eine Minute zu verlieren, schwang sich Fleury auf's Roß und suchte in Begleitung Kapitän Brady's, Regnauld de St. Jean d'Angely in seinem Bivouak an der Brücke auf, und theilte ihm die Erhebung zur Marschallswürde mit.

Das Alles vollzog sich in kürzerer Zeit, als man braucht, diese Begebenheiten zu erzählen.

Wie ich schon früher gesagt habe, mußte die Zusammenziehung sämmtlicher französischen, wie sardinischen Truppenkörper um Novara herum, nothwendigerweise ihre Aufmarschirung in Schlachtordnung erschweren, Hindernisse und Verzögerungen verursachen.

So wurde z. B. der Marsch des 3. Armeekorps lange gehemmt, und erst um 6 Uhr Abends konnte es sich in Reih und Glied stellen.

Wer das feurige Temperament und das Ungestüm des Marschalls kennt, wird sich denken können, daß er durch die Gewalt seines Angriffs, so viel wie möglich, die bedauernswerthe Verspätung wieder gut machen würde, die durch die Verworrenheit und Umständlichkeit der Befehle des großen Generalstabs verschuldet war.

Das Hauptziel des 3. Armeekorps war Ponte Vecchio di Magenta.

An der Spitze einiger Bataillone, sich selbst, seiner Gewohnheit gemäß, immer inmitten der Tirailleurs haltend, schritt der Marschall zum Angriff. Das Dorf

wurde mehrmals genommen und wieder geräumt, und einmal, bei einer Offensiv-Rückkehr des Feindes, sah sich der Marschall einen Augenblick umringt und nahe daran, von einem heranstürmenden ungarischen Kavallerieregiment zum Gefangenen gemacht zu werden.

Sein Stabschef, Oberst de Senneville, fiel; das Pferd seines alten Adjutanten, des Obersten de Cornely, stürzte und der Marschall entkam fast wie durch ein Wunder.

In den ergreifendsten Dramen finden sich oft auch einige komische Scenen, und unter diesem Titel mag das seltsame Abenteuer des Magazinverwalters des 3. Armeekorps hier seine Stelle finden.

Marschall Canrobert hat stets eine besondere Zuneigung zu seinen alten Kameraden aus Afrika gehegt; daher hatte er auch Mallarmé, der vor fünfzehn Jahren als Kapitän unter seinem Kommando stand, zum Verwalter seines Armeekorps gewählt.

Mallarmé, der stets ein tapferer Soldat gewesen war, blieb nur mit schwerem Herzen bei seinem Proviantmagazin und folgte dem Marschall, sich unter dessen Stab mischend, so oft es ging, überall hin.

Bei dem ungarischen Angriff leicht verwundet, blieb ihm nicht die Zeit wieder zu Pferde zu steigen und die Brücke zu erreichen; so faßte er denn den verzweifelten Entschluß, sich in den Kanal zu werfen. Da er ihn aber nicht durchschwimmen konnte ohne erschossen zu werden, griff er mit beiden Händen nach einem Weidenast, der unter diesen Umständen wahrlich nichts

vom Lorbeer an sich hatte, und bis an den Hals im Wasser stehend, den Kopf unter dem Ufervorsprung versteckend, blieb er während der ganzen Schlacht in dieser Stellung, fest entschlossen, nur der Gewalt der österreichischen Bajonette zu weichen.

Erst Abends, nach dem definitiven Rückzug des Feindes, wagte es der arme Magazinverwalter lautes Hilfegeschrei auszustoßen, bis endlich einige Soldaten erschienen, die ihn mitleidig und doch über seine komische Lage lachend, wieder auffischten.

Welche Rolle hatte die Division Trochu an dem Tage gespielt? Welchen Theil an dem Kampfe genommen? das wird man gleich sehen; doch muß ich zuvor nochmals konstatiren — und es ist ein Unglück, daß ich das sagen muß — noch nie wurde ein Heer so schlecht über die vorzunehmenden Schritte aufgeklärt als das französische in dem italienischen Feldzuge. Man wußte niemals wo der Feind stand; der Erfolg war nur unvorhergesehenen Umständen, glücklichen Zufälligkeiten zu verdanken, an denen das militärische Talent nicht den geringsten Antheil hatte. Vielleicht war es auch ein Unglück, daß es so und nicht anders kam. Hätte man uns geschlagen, so wäre das wohl kaum ein großes Mißgeschick zu nennen gewesen, denn die Oesterreicher selbst waren nicht so ausgerüstet, um großen Vortheil daraus zu ziehen; dann wären wir von der italienischen Einheit befreit geblieben und die deutsche Einheit würde sich nicht vollzogen haben. Oft ist eine verlorene Schlacht vortheilhafter als ein Sieg: man braucht nur

die italienische Geschichte zu lesen, um sich davon zu überzeugen.

Bei Magenta fehlte nicht viel — dann hätten uns die Oesterreicher diesen merkwürdigen Dienst erwiesen.

Am Abend vorher wußte man noch nicht, ob Gyulay sich zurückgezogen habe. Wie schon erwähnt, hatte der Kaiser die Nacht in Novara damit zugebracht, einen Schlachtplan für diesen Ort selbst zu entwerfen. Man sagte, der Feind sei noch fünfzehn Meilen entfernt, und doch vernahm General Trochu am folgenden Morgen auf dem Marsch Kanonendonner. Was hatte das zu bedeuten?

Das Schießen nimmt zu, man begegnet einem Offizier, der sein Pferd tränkte. Dieser sagte:

„Auch wir glaubten an eine Schlacht, aber es ist General Leboeuf, der seine neuen Kanonen probiren läßt."

„Nein," entgegnete der General, „das kann nicht sein; beim Probiren klingt die Kanone ganz anders. Diese Geschütze sind nicht nur mit Pulver geladen — es ist ein Gefecht."

Das war auch eine der unheilvollen Manieren des Kaisers, den Truppen erst auf dem Schlachtfelde eine neue Geschützgattung zu übergeben; und da sie dieselbe noch nicht zu bedienen verstanden, ging aller Vortheil verloren.

So war es auch im Jahre 1870 mit den Mitrailleusen.

In Italien hatte die französische Armee zum ersten

Male gezogene Kanonen erhalten. Sie thaten bei Solferino Wunder, wo ihre spitzen Geschosse, die die runden Kugeln der alten Kanonen ersetzten, die prachtvolle österreichische Kavallerie in einen wahren Brei verwandelten, und noch außer den Kämpfenden, die Reserven niedermähten. Diese Resultate vollzogen sich nur langsam, denn mag eine Waffe noch so gut sein, man muß erst mit ihr umzugehen verstehen, und solche Erfahrungen soll man nicht erst auf dem Schlachtfelde machen.

Während der General sich, wie ich annehmen möchte, diesen Reflexionen hingab, schwieg der Donner der Kanonen nicht, und jetzt war kein Irrthum mehr möglich — es war eine Schlacht, die immer heißer wüthete. Man mußte von den Oesterreichern überrumpelt sein.

Endlich auf dem Wege nach Novara begegnete man einem hellblauen Offizier — das war die Farbe des kaiserlichen Hauses. Eine zweite Eigenthümlichkeit, er hatte keinen Schnurrbart, was ihm etwas Ungewöhnliches verlieh. In der That war es ein Marinelieutenant, der Marquis de Cadore, der erst kürzlich zum kaiserlichen Generalstab übergetreten war.

„Ah!“ rief er, „mein General! Welch' fürchterliche Ueberraschung! Im Augenblick, da er es am wenigsten erwartete, befand sich der Kaiser im Kampf mit den Oesterreichern. Wir sind beinahe geschlagen.“

„— Wo ist denn Mac Mahon?“ fragte der General hastig.“

„Mac Mahon hat den Befehl erhalten, was auch

geschehen möge, auf den Kirchthurm von Magenta zuzumarschiren."

„— Dann ist noch nichts verloren. Mac Mahon ist zwar kein Cäsar, aber ein Starrkopf. Wenn ihm befohlen ist, auf den Kirchthurm von Magenta loszurücken, so thut er es unter allen Umständen, und wenn seine Bewegung glückt, so werden wir die österreichische Armee in die Flucht schlagen."

„Ja, aber jeder Augenblick ist kostbar; wir müssen vorwärts."

Sogleich ließ der General seine Division — die Artillerie blieb hinten — im Laufschritt vorrücken. Er wußte, daß bei diesem forcirten Tempo sich sechs von seinen neun Bataillonen unterwegs zerstreuen würden; die aber, welche in Magenta eintrafen, waren naturgemäß Elitetruppen, die trotz ihrer geringen Anzahl, fähig sein würden, den Sieg zu entscheiden.

In der That, als er am Tessin ankam, hatte er nur noch drei Bataillone bei sich.

Wie groß aber war sein Staunen, als er sich jetzt dem Kaiser gegenüber sah, der ganz allein, zu Fuß, vor dem Brückenwärterhäuschen mit seinen grünen Fensterläden stand.

Der Kaiser ganz allein!

Die Gefahr mußte sehr groß gewesen sein, daß der Herrscher eines mächtigen Staates die zahlreichen, seiner Person attachirten Offiziere in alle Windesrichtungen entsandt hatte und sich in der vollkommensten Einsam-

keit befand. Dieses scheinbare Verlassensein hatte etwas Herzbewegendes.

Der General schwang sich vom Pferde, näherte sich und sagte:

„— Sire, ich habe vernommen, was vor sich geht. Ich komme im Trab mit meinen drei Bataillonen an, die übrigen werden mich im Laufe einer halben Stunde eingeholt haben. Geruhen Ew. Majestät mir die Richtung zu bezeichnen. Ich werde unversehens mit frischen und bewunderungswürdig geschulten Truppen auf dem Schlachtfelde eintreffen und ich kann, glaube ich, versprechen, daß wir in dieser Schlacht Sieger bleiben werden."

Vergebens erwartet der General eine Antwort. Erstaunt über dies Schweigen, erhob er die Augen zum Kaiser und sah, daß derselbe so weiß war wie ein Blatt Papier. Der Mann, der bisher in kritischen Momenten für ganz unempfindlich gegolten hat, war jetzt unfähig auch nur einen Laut hervorzubringen.

Endlich, nach unglaublichen Anstrengungen, gelang es ihm die Hand zu bewegen; er zeigte auf die Brücke und murmelte mit einer fast unhörbaren Stimme das eine Wort!

„Passez!"

Das war alles.

Unterdeß hatte der General alle seine Bataillone um sich gesammelt und trat den Marsch über die Brücke an.

Ein Kilometer jenseits des Tessin traf er auf Ge-

neral Regnauld de St.-Jean d'Angély, der ihn aufforderte, sich für die morgende Schlacht frisch zu erhalten. Weiter entfernt zeigte ihm General de Martimprey das Dorf von Ponte Vecchio di Magenta, das schon mehrmals genommen und wieder verloren worden war und das unbedingt gehalten werden müsse.

General Trochu wußte aus Erfahrung, daß die tapfersten Truppen, nach einem so hartnäckigen Kampfe alle ihre militärische Bravour verloren haben und es mit frischen Kräften nicht aufnehmen können. Anstatt also seine Zuflucht zur Gewalt zu nehmen, wollte er den Feind vollends durch eine mehr moralische als materielle Demonstration vernichten.

Er vertraute das Kommando seiner Angriffskolonne einem jener beschränkten Offiziere an, die unfähig sind selbständig einen Befehl auszudenken, die einen solchen aber buchstäblich erfüllen. Diese Art ist heutzutage in unsren Armeen zu wenig geschätzt; man beschäftigt sich zu viel mit der Kriegstheorie und nicht genug mit der Praxis.

Der in Rede stehende Oberst erhielt den Befehl, mit schmetternden Trompeten, das Gewehr geschultert, und im Laufschritt auf das Dorf los zu marschiren. Es wurde ihm verboten das feindliche Feuer zu erwidern. Wohl wurden ein Kapitän und einige Soldaten von den Oesterreichern getroffen, aber diese kriegerische und siegesbewußte Haltung schüchterte sie so ein, daß sie definitiv den Rückzug antraten und auch nicht wiederkehrten; dies war das Ende, womit die blutige Schlacht gekrönt wurde.

Um Mitternacht läßt Marschall Canrobert durch seinen Adjutanten bei Trochu anfragen, ob er morgen früh im Stande sein werde sich zu halten?

Der General erwidert, daß der Feind nicht mehr hält, daß seine ganze Division — bis auf die noch nicht angekommene Artillerie — in diesem Augenblick vor dem Dorfe Aufstellung in Schlachtordnung nimmt und daß er mit Tagesanbruch angreifen werde.

Um 4 Uhr Morgens beginnt er in der That den Angriff auf den Feind, der sich tapfer vertheidigt, besonders durch sein Infanteriefeuer; aber die Truppen rücken staffelweise heran; die Oesterreicher kommen in's Weichen und werden, unter Zurücklassung von tausenden von Gewehren und Tornistern, bis 4 Kilometer von Ponte Vecchio di Magenta zurückgetrieben.

Der Kampf war ein für Trochu verhältnißmäßig leichter; die armen Teufel, die am Tage zuvor unausgesetzt in der Schlacht gewesen, konnten nicht mehr. Der General hatte nur 229 Todte und Verwundete.

Nirgends mehr, außer vor ihm, waren noch Oesterreicher zu sehen.

Nun nahm der Sieg die epischen und in militärischem Sinn besprochenen Proportionen an, die allgemein bekannt sind.

Man kam überein, daß man über dies kleine Gefecht nicht reden würde, und für dies Schweigen, welches General Trochu vollkommen billigte, wurden seine Truppen durch einen wahren Ordensregen entschädigt.

Der Feind war von dem regelmäßigen, sektions-

weisen Aufmarsch von 9000 Mann überrascht worden; er glaubte die ganze Armee sei da. So räumte er denn eiligst Abbiate Grasso und Castelletto, wo er sich fest verschanzt hatte. Und als am 5. Juni das 3. und 4. Armeekorps — 50000 Mann — erschienen, um ihn zu verjagen, war alles leer.

Nach Fug und Recht kommt die Ehre des Sieges der Kaisergarde, besonders den Gardegrenadieren zu, deren Widerstand bei der Ueberrumpelung durchaus heroisch war, und dieser energische Widerstand ermöglichte es den andren in der Nähe befindlichen Truppen, besonders denen des General Mac Mahon, zur rechten Zeit zu kommen und einzugreifen.

Das Uebrige that die Vorsehung!

Man hat der Attacke von Ponte Vecchio di Magenta, bei der General Trochu — und das hat nicht wenig zu bedeuten — ebenso viel strategisches Talent wie Muth gezeigt hat, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Vielleicht wäre es nicht uninteressant, einen kleinen Rückblick auf den Beginn des Feldzuges zu werfen und zu sehen, was die wundervolle Präcision seiner Truppen bewirkte, die mehrere Geschichtsschreiber zu dem Ausspruch veranlaßte, daß Trochu's Heer auf dem Schlachtfelde grade so manöverirte, wie auf dem Exerzierplatz.

Am 18. April verließ General Trochu Paris und kam nach Lyon, wo ihm der Marschall von Castellane erklärte, daß seine Truppen, in Etappen marschirend, sich nicht vor dem 1. Mai in Briançon vereinigen

würden. Die andren, bis zu den Alpen in der Eisenbahn beförderten Divisionen würden bedeutend früher ankommen. Der Marschall ist im höchsten Grade unzufrieden über die Unordnung, in der sich sein Kommando befindet.

„So kann man doch nicht Krieg führen," wiederholt er unaufhörlich.

Er glaubt übrigens auch nicht recht an den Feldzug und liest mehreren Offizieren einen Artikel des Moniteur vor, der die größte Friedensliebe ausspricht.

Von Briançon begibt General Trochu sich nach Susa und übernimmt das Kommando der Division Bonat, die er am 4. Mai in Alessandria einholt.

Victor Emanuel befindet sich in Alessandria und der General wohnt einem ersten Kriegsrath bei, bei dem der Begründer des Königreichs Italiens den Vorsitz führt.

Er war ein großer starker Mann, mit gewöhnlichen Manieren und einem phänomenalen Schnurrbart; er schien sehr erregt, denn man hatte ihm eben mitgetheilt, daß die Oesterreicher in ganz unbedeutender Entfernung von der Stadt ständen. Diese Nachricht erwies sich als falsch; dennoch glaubt der König, daß ein Angriff nahe bevorstehe, daß er die Wälle in Vertheidigungszustand setzen, und da bei einer Belagerung alle Geschäfte aufhörten, sofort zu diesen Arbeiten schreiten müsse.

General Trochu wandte ehrerbietig ein, daß die Oesterreicher, selbst wenn sie sich in solcher Nähe be-

fänden, woran er sich zu zweifeln erlaubte, keine Vorbereitungen für eine Belagerung getroffen hätten; daß er jede Truppenbewegung gegen einen solchen Festungsgürtel für illusorisch halte, und daß es ihm unnütz erscheine, Vertheidigungsvorbereitungen zu treffen, denn die Lage der Stadt bedinge es, daß ein unbedeckter Angriff entschiedene Niederlage erleiden müsse.

Diese Bemerkungen eines so erfahrenen Offiziers beruhigten den König keineswegs; derselbe wurde immer aufgeregter und verlangte, daß man sofort zu den speziellsten Vertheidigungsmaßregeln schreite.

Vor dem Willen des Herrschers mußte der französische General sich beugen, aber diese Scene flößte ihm keinen hohen Begriff von den militärischen Fähigkeiten des künftigen Königs von Italien ein.

Da die Oesterreicher gar nicht da waren und der General so viel übrige Zeit hatte, bat er den Bürgermeister, ihm das Theater zur Verfügung zu stellen, damit er sich mit seinem Offizierkorps in Verbindung setzen und demselben seine Ansicht über die Art dem Kriege in's Auge zu schauen, vortragen könne — ein Beispiel, welchem jeder Korpskommandant bei Beginn eines Feldzuges folgen sollte.

Es gab in Folge davon eine Generalversammlung mit bildlicher Demonstration.

Nach General Trochu's Ansicht geht es im Kriege um so besser, je weniger Manöver vorher gingen. Jede auf dem Manöverterrain ausgeführte Bewegung ist

zur Ausbildung der Truppen vortrefflich, aber mehr als nutzlos auf dem Schlachtfelde. „Vereinfacht Eure Manöver so viel als irgend möglich," fügte der berühmte Stratege hinzu. „Wir werden in diesem Feldzuge immer nur dieselben drei Bewegungen ausführen. In staffelweiser Aufstellung vorwärts marschiren, halt machen, sich zurückziehen, bald die rechte Flanke voran, bald die linke. Sie wissen im voraus, welchen Platz jedes Bataillon einzunehmen hat und es bleibt mir also nur noch — ein für alle Male — Ihnen zu sagen, wohin jeder von Ihnen, meine Herren, sich zu begeben hat."

Diese Konferenz, die, wir betonen das nochmals, obligatorisch werden müßte, vereinfachte auf die glücklichste Weise die weitschweifige Verquickung der wunderlichsten Theorien, mit denen man gewöhnt ist das Hirn der armen Offiziere zu überladen. Ihr war es zu verdanken, daß der General seine Division auf dem Schlachtfelde mit solcher Präcision manövriren ließ, daß — ich wiederhole es — mehrere Militärschriftsteller in ihren Werken anführen, daß die Division Trochu, auf dem Schlachtfelde eingetroffen, mit solcher Präcision eingriff, wie man sie gewöhnlich nur bei den Manövern findet.

Unglücklicherweise war General Trochu eine Ausnahme unter den hohen Offizieren dieser Epoche. Man hielt ihn für einen Revolutionär, der das Kriegshandwerk verdarb und die süße Sorglosigkeit störte, in der man sich erging, indem man alles von der Initiative des Soldaten verlangte, nicht mehr und nicht weniger

als früher, in den Menschenjagden — denn Kriege kann man sie nicht nennen — in Afrika.

Man konnte übrigens in dem italienischen Feldzuge große Gleichgiltigkeit und einen Mangel an Kollegialität unter den Generälen konstatiren, wodurch beinahe alles auf's Spiel gesetzt, und wir oft nur um Haaresbreite vor einem verfrühten Sedan bewahrt wurden.

Zehntes Kapitel.

Unfähigkeit und Unzulänglichkeit des großen Generalstabs. — Der Spionendienst. — Ein Scherz des Kaisers. — Mangel an Unparteilichkeit. — Die Attacke bei Buffalora. — Die Generäle de La Motterouge und Espinasse. — Mac Mahon schildert die Schlacht bei Magenta. — Ein großer Verlust für Napoleon III. — Ein endloser Bericht. — Kommandant Schmitz hat den Muth der eigenen Meinung. — Verdiente Belohnung. — Sie sind prachtvoll! — Philips Tod.

Ich bitte um die Erlaubniß, hier einige allgemeine Bemerkungen über die Schlacht von Magenta einschalten zu dürfen.

Am 2. Juni war es also, daß der Kaiser, vor einer unvermeidlichen Schlacht stehend, seine ersten taktischen Dispositionen traf.

Sich das Oberkommando über alle Armeekorps vorbehaltend, welche sich den Uebergang über den Naviglio Grande erzwingen und die vom Feinde stark besetzten Positionen nehmen würden, — Positionen, deren sichere Stütze Buffalora und Magenta waren — hatte er General Mac Mahon einen Operationsplan anver-

traut, der die direkten Angriffe der verbündeten Heere mächtig unterstützen sollte, und hatte ihm die Division der Gardevoltigeure, die ihm als Reserve dienen sollte, zur Disposition gestellt.

Die Aufgabe des zweiten Armeekorps war zeitraubend, schwierig und gefährlich. Sie wurde dadurch so verwickelt, daß zwei Uebergänge über Ströme nothwendig waren, worauf das 2. Armeekorps nach dem rechten Flügel abschwenken sollte, um an dem Angriff der verschanzten Positionen, denen der Kaiser sich nähern sollte, theilzunehmen.

Die Division Espinasse, welche den linken Flügel der Schlachtlinie bildete, hatte daher eine lange kreisförmige Bewegung auszuführen, um vor Magenta in Schlachtordnung anzurücken.

Endlich hatte General Mac Mahon keine Nachricht über die Dispositionen des Feindes und die Kräfte, die derselbe ihm gegenüberstellen würde.

Die Unfähigkeit und Unzulänglichkeit des Großen Generalstabes machten sich bereits bemerklich, und verleugneten sich während der ganzen Dauer des Feldzuges auch nicht mehr.

Es gab wohl ein politisches und topographisches Bureau, aber man kann dreist behaupten, daß seine hervorstechendste Eigenschaft Verschwiegenheit war, denn nichts verlautete von seinen strategischen Unternehmungen.

Ein ähnliches Bureau befand sich auch in dem kaiserlichen Privatstabe. Sein Vorsitzender war ein

Artillerieoffizier, ein technischer Militärschriftsteller, der, wie seine beiden Amtsgehilfen, zum ersten Male im Leben einen Feldzug mitmachte.

Von diesen beiden Gehilfen war einer ein Stabskapitän, ein ebensolcher Neuling wie sein Präsident; der zweite ein ausgezeichneter Marineoffizier, der sich noch weniger in seinem Elemente befand, wie seine beiden Kollegen.

Was nun das Personal des Kundschafterdienstes anbetrifft, so bestand dasselbe aus einem armen Teufel von Italiener, dem ein Pferd und ein zweirädriges Wägelchen übergeben war, worauf er in unserm Standquartier spazierenfuhr, denn er hütete sich wohlweislich, unsre Vorpostenlinie zu überschreiten. Es wäre ihm wahrscheinlich ergangen wie den Spionen Karl Albert's, die ihm schriftliche Berichte und Aufklärungen übergaben, unter denen das Visa Radetzki's stand.

Dies arme strategische Bureau, dessen Mitglieder gute liebenswürdige Kameraden waren, hatte während des ganzen Feldzuges unsre Witzeleien auszuhalten, die es heiter aufnahm. Selbst der Kaiser machte bei der Rückkehr nach Frankreich, seine Scherze mit demselben.

Der kaiserliche Zug hatte in Montereau Station gemacht, wo der Kaiser mit seinem militärischen Gefolge das Frühstück einnahm. Kaum hatte man Platz genommen, als Napoleon III. einen Lakaien heranwinkte, dem er einige Worte in's Ohr flüsterte.

Derselbe ging hinaus, kehrte jedoch gleich wieder

zurück und sagte mit lauter Stimme: „X . . . — ich habe den Namen des Spions vergessen — wünscht auf der Stelle mit Oberst Favé zu sprechen." Letzterer wollte als gewandter Höfling auf den Scherz des Kaisers eingehen; er erhob sich von der Tafel und that, unter allgemeinem Gelächter so, als wolle er sich wirklich zur Thüre begeben.

Ja, bei der Rückkehr aus Italien ging's lustig zu, durften wir doch alle glücklich und stolz auf den glänzenden Sieg unsrer Waffen sein. Dennoch möchte ich nicht behaupten, daß sich unter uns nicht mancher ganz heimlich sagte: Ende gut, Alles gut, aber . . .

Nach dieser kleinen Abschweifung, zu der mich die Lust, die Anekdote von Montereau zu erzählen, verführte, kehre ich zu meinem Thema zurück.

Am 5. Juni strahlten in San Martino alle Gesichter vor Freude, und mehrere Tage bildete die glorreiche glückliche Schlacht vom 4. den Gegenstand der Unterhaltung.

In einer Schilderung des italienischen Feldzuges,*) von der ich schon gesprochen habe und die von einer übertriebenen Strenge und fast systematischen Parteilichkeit überfließt, ist Marschall Mac Mahon der Gegenstand einer Kritik, die man sich von einem Schriftsteller, der gewissenhaft und wahrheitsliebend zu sein bemüht ist, nur durch ein blindes Vertrauen auf die

*) Alfred Duquet, La guerre d' Italie, 1859.
Anm. d. Verf.

Aufschlüsse erklären kann, die er aus Quellen schöpfte, welche nicht die unerläßliche Bürgschaft der Unparteilichkeit darboten. Eine Anzahl von seinen Beweisstücken sind Berichten entnommen, die der österreichischen Armee auffallend günstig gesonnen waren, wie z. B. die des Feldmarschall Moltke und eines Schweizer Kapitäns. Andre, die unzweifelhaft von französischen Generälen herstammen, zeugen von dem beklagenswerthen Gefühl der Eifersucht und dem Geist der Verleumdung, von denen nicht immer alle Kriegsmänner frei sind.

Derselbe Mangel an unparteiischem Urtheil, dieselben irrigen Angaben finden sich in der Histoire du Consulat et de l'Empire wieder; sie haben dieselbe Ursache und stammen aus derselben Quelle. Es ist vielleicht zu kühn und anmaßend, wenn man nicht Turenne oder Napoleon I. heißt, anzunehmen, daß Urtheile, die aus einem Arbeitskabinet über kriegerische Ereignisse gefällt werden, an denen man nicht theilgenommen hat, immer Gesetzeskraft haben können oder sollen.

Die Kriegswissenschaft ist eine furchtbare Wissenschaft, und wenn sie, wie alle anderen, ihre Regeln und Grundsätze hat, so hat sie auch die Eigenthümlichkeit, einem tüchtigen General das Recht, sie nach den Verhältnissen abzuändern, ja sogar sie zu übertreten, zuzuerkennen.

Erzherzog Karl war ein gelehrter General, der der Kriegswissenschaft fast geometrische Regeln zu Grunde gelegt hatte und dennoch ist er oft geschlagen worden, weil er sich zu streng nach diesen Regeln richtete. Man

könnte diese furchtbare Wissenschaft mit Recht mit den schweren riesigen Gewitterwolken vergleichen, deren Form der Sturm in jedem Augenblick verändert. Dieser Sturm ist bald das Unvorhergesehene, bald der Hauch der plötzlichen Inspiration, der Athem des Ingeniums der großen Kriegsführer.

Ich glaube zunächst behaupten zu können, daß Mac Mahon, als er die Positionen von Buffalora und seiner Umgegend mit der Division La Motterouge so ungestüm angriff, sich genau nach den sehr bestimmten Instruktionen richtete, die er vom Kaiser erhalten hatte, denn Buffalora war das erste ernste Hinderniß, auf welches Napoleon III. an der Spitze seiner Armee stieß. Durch den großen Kanal geschützt, konnte diese große Position nur dann rasch fallen, wenn das Feuer beider gleichzeitiger Angriffe auf ein und denselben Punkt zusammenfiel. Für den, der den Charakter des Marschalls, dies wilde Ungestüm beim Angriff kannte, das der Sturm auf den Malakow*) in so ruhmvoller Weise bestätigt hat, stand es fest, daß er das Feuer zu der von ihm bestimmten Stunde auch eröffnen würde.

Uebrigens war General de La Motterouge in jeder Hinsicht der Mann, das ihm übertragene kühne Unternehmen zu leiten und zum glücklichen Ausgang zu führen; und erst einmal im Besitz von Buffalora, wäre es für den Feind sehr schwierig gewesen, ihn daraus zu vertreiben. Divisionär der alten Schule, korrekt und

*) 1853.

methodisch, ein tapferer Haudegen, vergöttert von seinen Soldaten, ließ sich eine gewisse Aehnlichkeit mit Heinrich IV. nicht verkennen; wie dieser tapfere König konnte er seinen Truppen, mit einer kleinen Variante, sagen: „Folgt nur meinem rothen Federbusch, Ihr werdet ihn immer vor Euch sehen, ꝛc. . . .“ General de La Motterouge hatte übrigens auch Haupthaar und Bart von der durch seinen Namen schon angedeuteten Farbe.

Was für ein tapferer Mann war er, in dem Sinne, den Vauban*) dieser Eigenschaft beilegte!

In einem früheren Kapitel habe ich Mac Mahon's eigene Worte, die sich auf diese Schlachtepisode beziehen, angeführt.

Die Turcos und das 49. Regiment bildeten die Tete der Kolonne; entschlossen griffen sie das vom Feinde besetzte Buffalora an, und während sie sich im Gefecht mit dessen Vertheidigern befanden, bemerkte General Mac Mahon, daß eine österreichische Kolonne sich zwischen die ihm folgende Division Espinasse und die Division La Motterouge, zu seiner Linken, hineinschob.

Die ganze Gefahr der Lage übersehend, rief Mac Mahon die Turcos und die 49er vom Angriff auf Buffalora ab. Sie gehorchten nur mit vielem Widerstreben, aber es war von höchster Wichtigkeit, daß sie

*) Der berühmte Kriegsbaumeister und Marschall von Frankreich, 1633—1707, der 33 Festungen anlegte, 300 alte verbesserte und 53 Belagerungen leitete.

Anm. d. Uebers.

sich sofort unter sein Kommando stellten, um an der Aktion theilzunehmen, die er gegen die stetig vorwärts rückende österreichische Kolonne unternehmen wollte.

Mac Mahon schritt erst zum stürmischen Angriff, als er Camou's Voltigeure bei der Hand hatte, welche die Reserve bilden sollten.

Uebrigens wurde Buffalora von den Gardegrenadieren des Oberst d'Alton genommen.

Die 2. Division war noch nicht in Schlachtlinie aufgerückt, ihre Bewegung war noch nicht vollendet und der Angriff auf Magenta noch nicht befohlen.

Der tapfere und kluge General an ihrer Spitze, kann für diese Verzögerung nicht verantwortlich gemacht werden, wegen der langwierigen Bewegungen und der Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte.

Sein Charakter und seine militärische Erfahrung sind über jeden Zweifel erhaben, und der Vorwurf des Zauderns oder der Untüchtigkeit trifft ihn nicht. An diesem Tage, wie stets wenn er den Degen zog, mußte General Espinasse seine Brille aufsetzen und wenn er die Gegenstände, die er vor sich hatte, mit den Brillengläsern aufs Korn nahm, wurden diese zu wahren Mikroskopen.

Es trat also zu einer Zeit eine erzwungene Verzögerung in Mac Mahons Operationen ein; ich kann dieselbe nicht besser erklären, als indem ich den Marschall selbstredend auftreten lasse. Einige Tage später erwies er einem meiner Kameraden und Freunde — Ordonnanzoffizier des Kaisers, den ich schon mehrmals

so glücklich war auf die Scene zu bringen — die Ehre, ihm die ernsteste und erschütterndste Episode der Schlacht vom 4. Juni zu schildern.

Marschall Mac Mahon weilt zum Glück noch unter den Lebenden; der Ordonnanzoffizier, der heute den Rang eines Obersten einnimmt, gleichfalls. Es ist also nichts leichter, als sich bei ihnen zu erkundigen, ob meine Erzählung auch der lautersten Wahrheit entspricht.

An dem Tage — ich glaube es war der 15. Juni — hatte der Kaiser seinem Ordonnanzoffizier den Marsch bezeichnet, den das 2. und 1. Armeekorps einschlagen sollten; dann befahl er ihm, sich ins Hauptquartier des Marschalls Mac Mahon zu begeben und sich bei ihm Aufschluß über die Positionen zu holen, die er für die Aufstellung seiner Truppen gewählt, wie über die, welche die österreichischen Korps, die er vor sich hatte, etwa einnehmen könnten.

Der Weg war weit und die Straße, die das zweite Armeekorps, zwischen dem Oglio und dem Naviglio della Città einschlug, war noch von auf dem Marsch befindlichen Truppen eingenommen. Im Augenblick, als Kapitän Brady im Hauptquartier in Robecco ankam, einem nicht weit vom Oglio gelegenen Städtchen, schwang sich der Marschall gerade vor einem Wirthshaus, wo er die Nacht zubringen wollte, vom Pferde.

Er setzte sich auf eine Bank, bedeutete dem Abgesandten des Kaisers neben ihm Platz zu nehmen und diktirte ihm den Bericht für Se. Majestät.

Der Kapitän ergriff die Gelegenheit, um Mac

Mahon zu seiner Standeserhöhung als Marschall von Frankreich und zu seinem ruhmreichen Antheil an dem Siege Glück zu wünschen, und darauf erwiderte der neu geschaffene Marschall fast wörtlich Folgendes:

„— Einmal an diesem Tage befand ich mich in einer ziemlich kritischen Situation. Wir wurden gleichzeitig aus verschiedenen Richtungen mit Schüssen bewillkommnet. Dichter Pulverdampf hüllte das ganze Schlachtfeld ein und die Ungewißheit war in der Division de La Motterouge eine so große, daß ich das seltsame Faktum vor Augen hatte: ein Regiment, welches auf den Feind loszurücken glaubte und thatsächlich das Schlachtfeld räumte und ein anderes, welches den Rückzug antreten wollte und gerade dem Feinde entgegen marschirte.

„Entschlossen, den Angriff einzustellen, um das Anrücken der Division Espinasse abzuwarten, hielt ich letzteres an.

„Dann begab ich mich rasch nach meiner linken Flanke, um Espinasse den Befehl zu ertheilen, Manallo und Magenta, die uns von der Seite beschossen, so rasch als möglich anzugreifen, während ich nur die ersten Kanonenschläge abwartete, um die Attacke auf Buffalora zu erneuern.

„Jetzt erst verzog sich der Pulverdampf und nun konnte ich — völlig beruhigt — meinen alten Freund Camou bemerken, dessen Voltigeur-Division in geschlossenen Gliedern hinter mir aufmarschirte."

Kapitän Brady verabschiedete sich nun von dem

Marschall und stieg wieder zu Pferde, aber er war doch ein wenig verletzt, daß — nach einem Ritt von sechs oder sieben Meilen — keiner der Adjutanten ihm eine kleine Erfrischung angeboten hatte.

Nicht nur im kaiserlichen Stabe, sondern auch bei vielen Generälen wurde man gastfreundlicher empfangen.

Während seiner Rückkehr konnte er konstatiren, daß die im Marsch befindliche Kolonne nur sehr langsam vorrückte; den Oberst Cambriels vom ersten Armeekorps traf er genau auf derselben Stelle, wo derselbe mit seinem Regiment Halt gemacht hatte, als Brady das erste Mal vorüberritt. Diese Kolonne war beim ersten Tagesgrauen ausgerückt; jetzt war es vier oder fünf Uhr Nachmittags, und in dieser langen Zeit hatte sie nur drei bis vier Meilen zurückgelegt.

Im kaiserlichen Hauptquartier eingetroffen, las der Ordonnanzoffizier den mitgebrachten Bericht vor und dann hielt er es für seine Pflicht, dem Kaiser von den bedauernswerthen Schwierigkeiten Mittheilung zu machen, unter denen der Marsch des 1. und 2. Armeekorps sich vollzog, da beide nur auf einer einzigen Straße vorrückten, wodurch die Ermüdung eine ganz außerordentliche wurde; der Kaiser schien einen Augenblick nachzudenken und versetzte dann:

„Ja, das ist wirklich sehr ärgerlich, aber . . . es geht doch eben nicht anders."

Aus diesen wenigen Worten leuchtet klar die Idee des Kaisers, die ihn augenscheinlich auch während der ganzen Dauer des Feldzugs beschäftigte, hervor, nämlich

die: seine Armee beständig zusammen und nahe bei der Hand zu haben, in Voraussicht eines plötzlichen und unerwarteten Angriffs des Feindes.

Indem Napoleon III. dies System der gesammten Truppenzusammenziehung auf einen Punkt annahm, machte er es sich jedenfalls nicht klar, daß er dadurch wohl ernste strategische Schwierigkeiten vermied, dafür aber nicht weniger ernsten taktischen Schwierigkeiten begegnete.

Es ist in der That schwierig, zur rechten Zeit ein Heer zusammenzuziehen, dessen Bestandtheile in großen Zwischenräumen gesondert manövriren; aber nicht weniger schwer ist es, nahe vor dem Feinde, aus zu dicht geschlossenen Kolonnen aufzumarschiren, denn eine so gedrängte Situation ist immer hinderlich, ja hemmt oft vollständig die Kriegsoperationen.

Wäre der Kaiser von seinem Generalstabe unterstützt worden, durch dessen bestimmte Einzelbefehle die meisten Marschschwierigkeiten zu vermeiden gewesen wären, so hätte er nicht — wie es bei Magenta geschah — schon zu Anfang der Schlacht einen Theil seiner kostbarsten Reservetruppen ins Feuer zu schicken gebraucht, um dem ersten Anprall des Feindes die unerschütterliche Festigkeit seiner bewunderungswürdigen Grenadiere gegenüber zu stellen.

Aber die Traditionen des Fürsten von Neufchâtel waren für den großen Generalstab der italienischen Armee nur ein todter Buchstabe.

Am 5. verließ Napoleon III. San Martino und schlug sein Hauptquartier in Magenta auf.

Er kam dabei an einem der Eisenbahn gegenüber liegenden Hause vorüber. Die Mauern desselben waren durchbohrt, um Schießscharten zu bilden und außerdem von vielen Wurfgeschoßsplittern zerfetzt. Dicht vor diesem Hause fielen General Espinasse und sein Ordonnanzoffizier, der Lieutenant der Leibwache von Froidefond, der auch mit ihm verwandt war.

Alle Spuren, die die erste Brigade der zweiten Division zurückgelassen hatten, legten beredtes Zeugniß ab für die Heftigkeit des Angriffs und das Ungestüm, mit dem der tapfere General, dessen Tod ein großer Verlust für die Armee und ein Schmerz für alle diejenigen war, die ihn gekannt hatten, denselben leitete.

Die Eisenbahnbarrieren lagen, von dem Ansturm seiner kühnen Infanterie zertrümmert, auf der Erde und alle benachbarten Häuser, die noch stark besetzt gewesen, waren eins nach dem anderen mit dem Bajonett gestürmt worden.

Auch für den Kaiser war der Tod des General Espinasse ein großer Verlust; er verlor in ihm einen geistvollen, gebildeten, aufrichtigen und ergebenen Adjutanten, in den er das größte Vertrauen hatte setzen können. In den militärischen Diskussionen hatte Espinasse jederzeit seine eigenen Ideen mit völliger Unabhängigkeit vertheidigt. Er gehörte nicht zu denen, die ihre Höflingsinteressen über die Pflichten ihres Gewissens stellen, sei es, indem sie ihrem Monarchen die

Wahrheit verbargen oder seine militärischen Ansichten, die nicht immer unanfechtbar waren, rückhaltlos lobten. Das waren übrigens recht ungeschickte Hofkavaliere, die nicht merkten, daß der Kaiser leidenschaftlich die Wahrheit liebte und immer in der Diskussion nach ihr forschte, indem er, mit seiner sprichwörtlich gewordenen Güte und Milde, sowie mit seinem Verstande und seinem feinen Urtheil, alle Widersprüche gelten ließ.

Am 6. Abends berief der Kaiser den ganzen Generalstab und seine Haustruppen zu sich, um den Rapport des Generalmajors über die Ereignisse anzuhören, die sich seit der Abreise von Alessandria so rasch abgespielt hatten.

Oberst von Castelnau, Adjutant des Marschall Vaillant, verlas denselben.

Wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, muß man zugestehen, daß dieser Rapport viel zu lang war; er enthielt technische Erklärungen, die doch unmöglich das Land interessiren konnten, welches mit Ungeduld eine Schilderung der ersten Ereignisse des Feldzuges erwartete.

Auch dem Kaiser schien das aufzufallen, denn er ergriff das Wort und fragte, ob jemand irgend welche Bemerkungen über den erwähnten Rapport zu machen wünsche.

Das spöttische Lächeln, welches diese Frage begleitete, bewies, daß der Kaiser mit seiner gewohnten Güte zugehört habe und daß er, wäre er weniger nachsichtig gewesen, die Lektüre sicher noch häufiger unterbrochen

haben würde, als General Bonaparte Herrn de Cobentzel, während der Verlesung des Friedensvertrages von Campo Formio, mit den historisch gewordenen Worten unterbrach: „Streichen Sie das aus."

In dieser Versammlung befanden sich viele Generäle, aber keiner, selbst General Fleury nicht, wollte — aus Hochachtung vor dem Marschall Vaillant — sich die geringste Kritik erlauben. Jedoch unter der kaiserlichen Suite gab es einen Offizier, der sich in seinem Leben nicht immer von Vorsicht und Klugheit leiten ließ, wenn es ihm nützlich oder nothwendig schien, das Sprichwort: „Reden ist Silber, aber Schweigen ist Gold" umzukehren.

Er — der Kommandant Schmitz — ergriff auch jetzt das Wort und wagte es, dem Kaiser zu sagen: „Sire, ich finde den Rapport sehr gut geschrieben, aber ein so detaillirter Bericht muß auch einen Schluß haben und der fehlt ihm. Ich denke, man könnte noch etwa Folgendes als Schlußsatz hinzufügen:

„So waren denn der Kaiser und die Armee im Laufe von acht Tagen — nach drei Gefechten und einer großen Schlacht — vor den Thoren Mailands angekommen, und das österreichische Heer mußte, in vollem Rückzug, die Lombardei räumen."

Napoleon III. sprach ohne Besinnen seine Billigung dieses Schlußsatzes aus, und das ganze Auditorium folgte natürlich dem Beispiel des Kaisers.

Am folgenden Morgen begab sich General Fleury ins Hauptquartier des Generals Regnauld de St. Jean

d'Angely und theilte ihm, im Auftrage des Kaisers, seine Ernennung zum Marschall von Frankreich mit. Der General befand sich in seinem Zelte damit beschäftigt, an seine Gemahlin zu schreiben. Ich glaube, ich brauche sein Gesicht nicht zu schildern, als General Fleury mit der ihm eigenen Herzensgüte und in bewegten Worten ihm seine Standeserhöhung kund that.

Die Feder entsank seiner Hand, er sprang, ganz blaß geworden, auf, ergriff beide Hände des Generals und rief:

„Ach! mein lieber General, nie in meinem Leben habe ich auch nur einen Augenblick gedacht, daß ich einer solchen Belohnung würdig sei!"

Dieser Ausruf drückte ebenso viel Staunen wie Bescheidenheit und große Freude aus.

„Warten Sie," fügte er hinzu, „ich schrieb gerade an meine Frau; ich will Ihnen den Brief vorlesen, damit Sie daraus ersehen, wie wenig ich die Auszeichnung erwartete, mit der Se. Majestät mich ehrt."

In diesem Schreiben, welches die Marschallin gewiß noch besitzen wird, schildert er ausführlich die Schlacht bei Magenta; den ruhmreichen Antheil, den seine Offiziere und Soldaten daran genommen; die kräftige Unterstützung von Seiten General Leboeufs und seiner Artillerie. Sehr viele Namen kamen in dem Schreiben vor; nur ein einziger fehlte — sein eigener.

Als General Fleury und der ihn begleitende Offizier sich verabschiedeten, reichte ihnen der Marschall

nochmals beide Hände und sagte mit gutmüthigem Lächeln:

„Nun muß ich meinem Brief noch ein Postskriptum anhängen. Sagen Sie dem Kaiser, ich würde — als Marschall wie als General — fortfahren, meinem Vaterlande und meinem Souverän mit Leib und Seele meine Dienste zu weihen."

Während des folgenden Tages — es war der 8. Juni — marschirte die Grenadierdivision, auf dem Wege nach Mailand, durch Magenta. Der Kaiser stellte sich zu Fuß vor das von ihm bewohnte Haus und ließ die Division an sich vorüber defiliren.

Die stolze imposante Haltung dieser unvergleichlichen Truppe, welche zwei Tage zuvor Zeugniß dafür abgelegt hatte, daß — wenn der Nationalcharakter und die Eigenschaften des Herzens die außerordentliche Bravour unserer Soldaten bedingen — unsere militärischen Einrichtungen auch dazu beitragen, Elitetruppen zu bilden, war über jede Beschreibung erhaben.

Als die Tete der Kolonne des 3. Regiments bis zu der Stelle gelangt war, wo der Kaiser stand, machte Napoleon einige Schritte entgegen, zog das Käppi und sagte zu dem an der Spitze marschirenden Oberst Metman, mit lauter und doch vor Rührung erstickter Stimme:

„Ils sont superbes!"

„Es sind noch genug übrig," versetzte der Oberst, mit der Degenspitze hinter sich auf den Wald von Bärenmützen deutend, der ihm folgte. Ein Gefühl von Bedauern und Trauer — nicht grausame Gleichgiltig-

keit wie bei seinem Vorgänger, dem General Cohorn, der Napoleon I. auf den Vorwurf, bei dem Sturm auf Ebersberg unnützerweise zu viel Blut vergossen zu haben, erwiderte: „Sire, es bleiben noch genug für ein Mal übrig" — hatte ihn zur Wiederholung dieses Ausspruchs veranlaßt.

Der Kaiser verließ Magenta am Abend, um die Nacht in San Pietro dell'Olmo, der letzten Station vor Mailand, zuzubringen.

An diesem Abend wurde General Fleury durch eine Unglücksbotschaft in Betrübniß versetzt. Philips verschied plötzlich an einer Indigestion, die durch zu frisches Grünfutter verursacht war und am folgenden Tage sollte der Einzug in Mailand stattfinden! Philips war der wunderbare Brandfuchs, den der Kaiser bei allen Revuen ritt. Zu nervös und reizbar um als Streitroß zu dienen, war es ein herrliches Thier für Ceremonien und so war ihm schon seine Rolle im Triumphzug Napoleon's III., durch die Hauptstadt der Lombardei an der Spitze seiner ganzen Armee, zugewiesen. Der Kaiser mußte sich damit begnügen Buckingham zu besteigen, auch ein wunderschön gebauter, aber so kalt und unerschütterlicher Fuchs, wie der Monarch, der ihn ritt; seine Gangart war ruhig und würdevoll wie die eines Erzbischofs. *)

*) In Friedenszeiten war der Marstall des Kaisers in fünf Abtheilungen eingetheilt:

1) Die kaiserlichen Leibkutscher.

2) Die Daumontkutscher.

3) Der Postdienst.

4) Der Privatdienst des kaiserlichen Hauses: Adjutanten Ordonnanzoffiziere ꝛc.

5) Die Ponies der Kaiserin; die Reitpferde des Kaisers,

Während des italienischen Feldzuges folgten zwei dieser Abtheilungen dem Heere. Dreißig Reitpferde standen dem Kaiser selbst, wie seiner Suite, zur Verfügung.

Auch der Postdienst wurde von 30 Pferden besorgt, die dem Kaiser wie seinen Haustruppen ohne Unterschied dienten.

Vier Reitpferde waren natürlich nur für Napoleon selbst, die niemand anders reiten durfte. Sein erstes englisches Roß Philips verendete, wie schon erwähnt, in Folge der Unvorsichtigkeit seines Stallknechtes; nach langem Marsch war er mit dem kostbaren, halb verhungerten Thiere an ein Wirtshaus gelangt, wo er dasselbe sich an frischem Grünfutter sättigen ließ. Es fraß so viel davon, daß es aufschwoll und krepirte.

Die andern, nur vom Kaiser gerittenen Thiere waren: Buckingham, englischer Race, Ajax, ebenfalls Engländer und Volontaire, ein irisches Pferd.

In Magenta ritt Napoleon den Ajax; bei Solferino den Buckingham, und da der arme Philips nicht mehr war, mußte der Kaiser seinen Einzug in Mailand auch auf Buckingham halten.

Im Jahre 1870 lebte dies Roß noch und gehörte immer noch zu den kaiserlichen Leibpferden. Was mag in dem Unglücksjahr aus ihm geworden sein? Anm. d. Verf.

Elftes Kapitel.

Beim Apotheker. — Das Schlachtfeld. — Der Simplonbogen. — Mailand. — Siegeseinzug. — Te Deum. — Seltsamer Krieg. — Die Fahnen von Magenta. — Der päpstliche Nuntius. — Eine Depesche des Kaisers. — Politische Unwissenheit der Minister Napoleons III.

Den 5. Juni. — Um drei Uhr Reveille. Unter dem Vorwand, Requisitionen machen zu müssen, bitte ich den Oberst um Erlaubniß mich nach Magenta begeben zu dürfen.

Dort angekommen, verschaffe ich mir mit Gewalt Eingang in den stockfinsteren Laden eines Apothekers, der bei meinem Anblick verzweiflungsvoll die Arme gen Himmel streckt und kläglich schreit: „Niente! niente!“ Höflich bitte ich ihn um Papier, Dinte und Feder, und als ich das Gewünschte erhalten, schreibe ich an meine Familie, an meine Theuren zu Hause. Das Papier ist aber so dick, daß — wenn der Apotheker seine Medikamente in dieselben Bogen einwickelt — ihr Gewicht wesentlich erhöht wird. Als mein Brief fertig ist, trage ich ihn eiligst nach dem Privatbriefkasten des

kaiserlichen Hauptquartiers. Der ganze Tag vergeht in einem dolce farniente, mit Ausnahme des gewohnten Treibens bei den Proviantaustheilungen, dem Putzen, dem Appell ꝛc. Lange und tiefe Gruben werden gegraben, um die Todten zu bestatten. Unsere Soldaten stoßen beim Durchsuchen der verlassenen Häuser, vielleicht auch der Keller von Magenta, in jedem Augenblick auf Verwundete. Der Anblick mancher dieser Unglücklichen, mit ihren klaffenden, geschwollenen, entzündeten Wunden, ist entsetzlich. Sie zeigen sich überrascht und gerührt über die Sorgfalt, die man ihnen angedeihen läßt.

Endlich holen uns auch die Bagagewagen ein und nun gebe ich mich, auf meinem Schafsfell ausgestreckt, dem Vergnügen einer erfrischenden Siesta hin. Es gibt heute nichts zu thun: keine Wache, keine Vorposten für das 2. Voltigeurregiment.

Den 6. Juni. — Gegen 7 Uhr erhalte ich die Ordre, mich auf der Eisenbahnstraße, diesem Schauplatz der blutigsten Episoden der Schlacht, wieder nach Magenta zu begeben.

Als ich um 9 zurückkehre, finde ich die Zelte abgebrochen und das Regiment fort; ich stürze mich auf die Suche nach meiner Kompagnie. Von Zeit zu Zeit fallen mir auf meinem Wege frisch umgegrabene Stellen auf, aus denen hie und da Fetzen von französischen und österreichischen Uniformen hervorgucken; es sind sterbliche Ueberreste, die in der Eile nur mit einigen Schaufeln voll Erde zugedeckt sind. Auf einem unförmlichen

Haufen unaussprechlicher Dinge, wie zerbrochener Waffen, durchlöcherter Patrontaschen, aufgerissener Tornister, blutiger Lappen, gewahre ich eine schwarze, von der Gluth der Sonne vertrocknete Hand — die Hand eines Turcos, ein prachtvolles anatomisches Stück — und einen Augenblick packt mich die Versuchung, der ich jedoch standhaft widerstehe, dies traurige Andenken an das Schlachtfeld mitzunehmen.

Auf der Mailänder Chaussee hole ich mein Bataillon ein. Eine Weile ziehen wir neben dem 2. Grenadierregiment einher. Der Oberst desselben erzählt unserem Oberst von den Wechselfällen der Schlacht, an denen sein Regiment einen bedeutenden und schönen Antheil genommen hat. Beim Weiterreiten rief er noch mit lauter Stimme:

„Ja, wir waren groß, erhaben, und wären noch hundert Mann mehr von meinem Regiment gefallen, so wäre ich heute General!"

Oberst Douay hatte nur ein feines Lächeln als Antwort. Als Sohn eines Divisionsgenerals des ersten Kaiserreichs, hatte der brave Oberst unrecht zu verzweifeln.

Am 10. Juni wurde er — trotz der zu wenig getödteten hundert Mann — zum Brigadegeneral ernannt.

Das Regiment schlägt zwei bis drei Kilometer von Mailand entfernt, auf einem von Bächen und kleinen Kanälen durchschnittenen, halb unter Wasser stehenden Terrain, sein Lager auf. Das zweite Armeekorps

hat, wie man uns mittheilt, schon rasch die Stadt passirt.

Am 7. Juni. — Die Divisionsadjutanten der Voltigeure wollen in Mailand selbst die Quartiere ihrer verschiedenen Regimenter inspiciren.

Es gewährt ihnen eine kolossale Genugthuung unter dem Simplonbogen durchzuziehen, den Napoleon I. zur Ehre der französischen ruhmvollen Tapferkeit zu bauen angefangen, und den sein Schwiegervater, zur Erinnerung an unsere Niederlagen, vollendete und dann bescheiden dem Frieden widmete. Der Marmor, aus dem er errichtet wurde, ist jetzt wieder italienisch geworden. Die Inschriften und Basreliefs, welche die österreichischen Siege bei Leipzig, Paris ꝛc. verherrlichen, sind durch das bei Montebello, Palestro und Magenta vergossene Blut ausgelöscht.

Der Einzug der Voltigeure hatte nichts Theatralisches an sich; nur wenige Blumenspenden, unbedeutende Zurufe; beides wird für den folgenden Tag verspart.

Das 2. Voltigeurregiment soll auf den nördlichen Festungswällen bivouakiren.

Im Lager liest man uns die Dienstordre vor, die der Gardegeneralstab erlassen hat; mir fällt folgende Bemerkung auf: „Ein Offizier und 32 Mann haben die Wache im Palais Bonaparte." Der Kaiser hatte sein Hauptquartier in demselben Palais aufgeschlagen, in dem vor neunundfünfzig Jahren der Erste Konsul nach der Schlacht von Marengo residirte; und

seit vier Tagen hatte dies Gebäude auch wieder den Namen erhalten, den es fünfzehn Jahre lang, während der französischen Herrschaft, getragen.

Jetzt befindet sich die ganze Armee auf dem Marsch nach Mailand. Baraguey d'Hilliers an der Spitze; Mac Mahon und der König von links, noch auf Urban's Verfolgung begriffen.

Der Feind hatte Mailand vollständig geräumt und verlassen.

Bei seiner Ankunft im Bivouak am 7. Juni, empfing der Kaiser eine Deputation von Mailänder Honoratioren, die mit Musik und Fanfaren aufzogen, und ohne Unterbrechung die italienische Nationalhymne spielten, die wir zum ersten Mal hörten. Es wurde über den Einzug in Mailand, der am 8. stattfinden sollte, Beschluß gefaßt.

Der Kaiser und der König trafen unter dem Triumphbogen, am Westthor zusammen.

8. Juni. Einzug in Mailand. — Die Garde, die Kavallerie, die Infanterie und Artillerie halten ihren Einzug, theils dem Kaiser voran, theilts hinter ihm her reitend. Unsre Kapelle stimmt höflicherweise die italiénische Hymne an.

Enormer Menschenandrang, ungeheure Begeisterung. Gestern Kugel- und Granathagel — heute Blumenregen! Nur ganz von ferne, kaum von einigen aufmerksamen Ohren vernommen, tönt das Stöhnen der Verwundeten herüber und das Schluchzen der Mütter, die ihre Söhne nicht mehr wiedersehen.

Der Kaiser hielt seinen Umzug durch die ganze Stadt und kehrte dann nach dem Palais Borghese zurück, das man ihm zur Verfügung gestellt hatte.

Baraguey d'Hilliers und Mac Mahon waren zur Stadt hinausgezogen und folgten dem österreichischen Heer, welches seinen Rückzug zum Theil auf der Straße von Marignano*) machte.

Noch am Abend des feierlichen Einzugstages in Mailand, lieferte Baraguey d'Hilliers die Schlacht bei Marignano, mit dem 1. Zuavenregiment, die Division Bazaine an der Spitze. Dort auf der Chaussee, vor der Stadt, fiel der Zuavenoberst Paulze d'Ivoy.

Baraguey d'Hilliers hatte die Bewegung Mac Mahon's nicht abgewartet, sondern mit seiner 2. Division (Forey) einen Frontangriff gemacht, bei dem er große Verluste erlitt; er mußte sich dafür auch lebhafte Vorwürfe gefallen lassen.

Am 9. Juni. In einer engen, sich später erweiternden Straße, die vom Dom zum Palais Bonaparte führt, bildete das Regiment in Gala Spalier.

Die Mitte des Weges ist freigelassen; hinter den Soldaten wogt eine fieberhaft erregte Volksmenge, deren nicht endende „Evvivas" die schmetternden Weisen der vereinten Regimentsmusiken übertönen. So ist das italienische Volk; noch viel komödiantenhafter als das französische!

*) oder Melegnano, kleiner Ort am Lambro, wo Franz I. 1515 über die Schweizer siegte.

Anm. d. Uebers.

Die ganze Stadt befindet sich auf den Beinen und drängt sich in den Straßen, die der Zug passiren muß; alle Fenster sind von reich gekleideten Damen mit entblößten Armen und Schultern besetzt, die jeden Offizier mit einem wahren Schauer von Blumen überschütten.

Mir gegenüber, im ersten Stock, fällt eine Dame vor allen andren durch ihren leidenschaftlichen Enthusiasmus auf; sie ist wunderbar schön, mit dem matten Teint und den großen schwarzen Augen, die man in Italien zwar häufig, aber stets mit Bewunderung anstaunt.

Beim Nahen eines Kavallerieregiments — Leibgarde oder Chasseurs — platzt bei der ungestümen Bewegung des blumenstreuenden Armes, der schmale Achselstreif, der das Gewand über der wundervollen Schulter zusammenhielt und... nun zeigt sich in dem gedämpften Licht der über den Köpfen angebrachten Marquise . . . was die Sonne unzweifelhaft noch nie beschienen hatte.

Einer unbedachten, impulsiven, von Bewunderung eingegebenen Bewegung folgend, breite ich beide Arme aus, wie um das zu umfangen, was ich das unschätzbare Glück gehabt zu schauen . . . aber die Bandschleifen hielten noch genug und die Dame zog sich, ein wenig verwirrt und doch lächelnd zurück, um den Schaden auszubessern, während ein junges Mädchen neben ihr, sich über die Bedeutung meiner ausgebreiteten Arme täuschend, mir eine prachtvolle Magnoliablüthe zuwirft. Ihr citronenähnlicher Duft mischt sich mit den Gerüchen, welche die Orangen, Jonquillen, Tuberosen aushauchen,

mit denen das von der Sonnengluth erhitzte Pflaster bedeckt ist und die mir schon berauschend zu Kopfe stiegen. Wir hatten vielleicht noch lange zu warten, aber mir wurde die Zeit nicht lang.

Endlich erschien die Schwadron, die die Avantgarde bildete, dann die Hundertgarden, dann die kaiserlichen, königlichen Equipagen ꝛc. in vollem Glanz der reichen Militär- und Civilgala-Uniformen; dann die piemontesischen und französischen Eskadrons, die den Schluß bildeten.

Nachdem die Ceremonie beendet war, ordnen die spalierbildenden Kompagnien sich wieder in Reihen und marschiren mit Freude dem grünen Schatten ihres Bivouaks auf den Wällen entgegen.

Mit den weißen atlasartigen Blättern der Magnolia, die nicht zufällig geworfen, sondern richtig an meine Adresse gelangt war, nahm ich auch die strahlende Vision der Dame zur Erinnerung mit, die mit ihren schwarzen Augen, den aufgelösten Haaren, den nackten Armen und dem entblößten Busen, mir wie das Bild der durch unsre Siege zu neuem Leben erstandenen Italia erschien!

Aber . . . jetzt erst merke ich, daß ich vor Durst verschmachte; und für ein Glas frischen Wassers, das uns keiner der Einwohner aus den Parterrefenstern zugereicht, würde ich mit Freuden einen ganzen Korb voll Blumen — nur meine Magnolia nicht — hergeben.

Mit Erlaubniß meines Bataillonschefs begebe ich mich durch eine unendliche Menschenmenge, ein wogen-

des und brausendes lebendiges Meer, nach dem Dom. Dreifarbige, blau-weiß-rothe Banner, grüne und weiß-rothe Fahnen, Guirlanden, Wappenschilde, Wimpel ꝛc. bedecken die Façade. Mir scheint, ich habe denselben Ausputz schon in Paris gesehen, bei der Ankunft Sr. Majestät des Königs Victor Emanuel.

Im Innern des Domes löschte man gerade die Kerzen aus, deren scharfer Rauch sich mit den Weihrauchdämpfen mischte. Mit Mühe dringe ich im Seitenschiff bis zu einem Heiligen Bartholomäus vor, vor dem ich stehen bleibe. An eine der Säulen gelehnt, über Lebensgröße, lebendig geschunden, hält er seine eigene zusammengefaltete Haut auf dem einen Arme, die blutenden Hände unter den blutigen Füßen faltend.

Später erfuhr ich, daß ich ein Meisterwerk vor Augen hatte, das aber besser in einen Secirsaal, oder in ein geheimes Museum gepaßt haben würde, als in die heiligen Räume eines Domes.

Ermüdet kehre ich zu meinem Zelt zurück. Eine Gruppe von Obersten und Generälen unterhielt sich lebhaft über einen neuen Sieg, den das 1. Armeekorps bei Melegnano errungen hatte. Man übte — gleichviel ob mit Recht oder Unrecht — scharfe Kritik über das Ungestüm des Anführers, der — nicht die sichere Wirkung der Artillerie abwartend — einen Sieg durch seine stürmenden Mannschaften davongetragen, der durch Kanonenschüsse viel leichter und ohne so große Verluste an Menschenleben, zu erringen gewesen wäre.

Wie gewöhnlich hat die Infanterie den Sieg erkauft, aber wie theuer!

Seltsamer Krieg! Man schlägt sich in unsrer Nähe und wir, die Garde, befinden uns seit drei Tagen in Mailand, in heiterster Stimmung, denn es gibt nichts als Feste, Theatervorstellungen ꝛc.; nur einige Wachtposten sind ausgestellt und wir denken so wenig an die Oesterreicher, als wenn sie gar nicht existirten. In der That, seit Beginn des Feldzuges können wir — mit Ausnahme der vorübergehenden Erscheinung eines Tirolerbataillons an einem Abend, und der Leichen aus Magenta — kaum ernsthaft sagen, daß wir sie (die Oesterreicher) gesehen. Mit diesem Gedanken schlafe ich ein und träume, daß auch wir eines Tages an die Reihe kommen werden.

Bevor Napoleon III. Mailand verließ, befahl er seinem Ordonnanzoffizier, dem Kommandanten Schmitz, den er zum Oberstlieutenant ernannte, die bei Magenta eroberten Fahnen nach Paris zu bringen.

In St. Cloud wurde Schmitz von der Kaiserin empfangen; und hier, in einem der Prunksäle, fand die feierliche Uebergabe der eroberten Fahnen statt.

Ihre Majestät geruhte den Oberstlieutenant zum Ritter zu schlagen und bat den Kaiser um die Erlaubniß, diesen verdienstvollen Offizier einige Tage bei sich behalten zu dürfen.

Das Leben Eugeniens in St. Cloud war ausschließlich dem Empfang der Kriegsdepeschen und ihrer

Beantwortung gewidmet. Nur Walevski, den Minister des Auswärtigen, empfing sie privatim.

Ihr Benehmen war stolz, des hohen Ranges den sie einnahm würdig; voller Begeisterung für den Erfolg unsrer Truppen, nahm sie auch die kleinste Notiz, die den Kaiser ins beste Licht setzen konnte, mit Feuer auf.

Die Tage vergingen ohne einen neuen Zusammenstoß mit dem Feinde.

Fieberhafte Erwartung großer Ereignisse. — Etwa am 15. Juni gewährte die Kaiserin dem Nuntius des Papstes eine Audienz, in der er ihr folgende Mittheilung machte:

„Majestät haben mir die Versicherung gegeben, daß Prinz Napoleon in Toscana in keiner Weise den Kirchenstaat antasten wird; dessen ungeachtet hat der Heilige Vater in Erfahrung gebracht, daß — während der Minister Ew. Majestät hier in Paris uns diese Gewißheit gibt — man in Bologna Waffen vertheilt und das Volk aufwiegelt. Wenn der Kaiser diesem Zustand nicht augenblicklich ein Ende macht, muß ich, auf Befehl Seiner Heiligkeit, Paris verlassen."

Die Kaiserin war von diesen Worten tief bewegt. Sie wußte nichts von den Gährungen jenseits Toscanas und nahm alles, was der Nuntius ihr sagte, für baare Münze.

Sie telegraphirte an den Kaiser, der ihr eine ausweichende Antwort gab.

Nun sandte sie ihrem Gemahl, von heftiger Erregung getrieben, ein zweites Telegramm: daß sie sofort

heimlich nach seinem Hauptquartier abreisen und nur einige Stunden bei ihm verweilen wolle; sie müsse ihn durchaus sprechen, um ihn an ihrem Zorn über das Doppelspiel, das man sich dem Papst gegenüber erlaubte, theilnehmen zu lassen, und seine Ansichten und Beschlüsse zu erfahren.

Diese Depesche traf den Kaiser wie ein Donnerschlag.

Die Kaiserin ihm nachreisend, die Regentschaft, Paris und seinen Sohn im Stiche lassend!

In lebhafter Erregung sandte er seiner Gemahlin ein chiffrirtes Telegramm des Inhalts: „Er verbiete ihr ganz entschieden Paris zu verlassen!"

Die Ausdrücke, in denen diese Chiffredepesche abgefaßt war, waren so verletzend für die Herrscherin, Gattin und Mutter, daß sie in Thränen ausbrach, nachdem sie dieselbe entziffert hatte.

Sie unterwarf sich den Befehlen ihres Gemahls.

Was mag aus dieser chiffrirten Depesche geworden sein? Herr Robert, vom Staatsrath, der dem kaiserlichen Kabinet in Italien attachirt war, hatte die Geheimschrift gemacht.

Was ist aus dem treuen Diener des Kaisers, Herrn Robert geworden?

Wenn er noch lebt, so wird er sich genau der Ausdrücke dieser Depesche, die wir hier nicht wiedergeben wollen, entsinnen.

Während der Kaiser seinen Marsch durch die Lombardei beschleunigte, während er nach einander die Adda und den Oglio passirte — war Walevski, der Minister

des Auswärtigen, in Paris geblieben und äußerte sich sehr freimüthig über die Pläne des Kaisers und des Prinzen Napoleon; Zeugniß dafür legt die Unterredung ab, die er mit der Kaiserin in dem Augenblick hielt, nachdem der päpstliche Nuntius ihr seine Mittheilung gemacht hatte.

„Wir sind Herren von Toscana, und man will im Kirchenstaat Revolution anzetteln. Wo wird das Haus Savoyen in seiner Begehrlichkeit stehen bleiben?" fragte die Kaiserin.

Walevski versetzte:

„Ja, augenblicklich halten wir Toscana besetzt; und das Haus Savoyen sollte es nach dem Kriege in Besitz nehmen! . . . Niemals! Der Apennin bildet eine Grenze, die wir nie überschreiten lassen."

Was soll man zu dem Scharfblick des Chefs der französischen Diplomatie sagen?

Zwölftes Kapitel.

Erfolg und Niederlage. — Marschall Baraguey d'Hilliers. — Eine Schilderung des 1859er Feldzuges. — Vielleicht ist dies die Wahrheit. — Marschall Lefébvre. — Im Scalatheater. — Der Dom. — Der Domplatz. — Ein nächtlicher Besuch im Dom. — Verschiedene Gefühlsäußerungen des Mailänder Volkes. — Der Syndikus von Gorgonzola. — Treviglio.

Im vorhergehenden Kapitel haben wir den Ereignissen ein wenig vorgegriffen; wir wollen uns also wieder rückwärts wenden, um heute, mit den Erfahrungen des Alters, unsren Ansichten über das Gefecht von Melegnano Ausdruck zu geben.

Fast allgemein im italienischen Heere war man der Meinung — die auch der Wahrheit nahe kommt — daß die Affaire bei Melegnano Sieg und Niederlage zugleich bedeutet. Ein Sieg, weil einige tapfere französische Regimenter ein in Vertheidigungszustand gesetztes, verbarrikadirtes und tapfer vertheidigtes Dorf im Sturm genommen hatten; eine Niederlage, weil eine österreichische Brigade unvorsichtigerweise mit drei Armeekorps im Gefecht zurückgeblieben war und nach einem

Widerstande, der ihr zur größten Ehre gereichte, doch den überlegenen Streitkräften entschlüpfte.

Nach den genauen Instruktionen, die Marschall Baraguey d'Hilliers empfangen, und bei der ungeheuren Streitmacht, welche der Kaiser — in seiner beständigen Sorge um die numerische Ueberlegenheit — ihm in die Hand gelegt hatte, hätte das Dorf Melegnano cernirt und die Brigade, die es besetzt hielt, gezwungen werden müssen, die Waffen zu strecken.

So kann eine noch so gut durchdachte Kriegsoperation doch zu einer Enttäuschung führen. Meistens tragen die schlecht klappenden Bewegungen, der Mangel an Präcision in den Befehlen — mit einem Wort die Fehler beim Manövriren der Truppen, die Schuld an dem Mißerfolg. Manchmal freilich ist der Grund auch in dem Charakter, dem Temperament des Oberstkommandirenden zu suchen.

Es kommt in der That selten vor, daß den Handlungen eines Menschen nicht in verhängnißvoller Weise der Stempel einer herrschenden Charaktereigenthümlichkeit aufgedrückt ist.

Der hervorstechendste Charakterzug beim Marschall Baraguey d'Hilliers war leidenschaftliches Ungestüm. Alles war stürmisch an ihm: seine Gesten, sein Gang, seine Rede.

Ein imposanter General, ein großartiger Soldat, von hoher Gestalt, mit einem berühmten Namen, war er in jeder Beziehung der Mann, der durch seine Erscheinung und mehr noch durch sein Beispiel Soldaten,

die so erregbar und leicht zu beeinflußen waren wie die unsrigen, elektrisiren mußte. Aber . . . er war Kavallerist durch und durch.

General Foy gibt in seiner „Histoire de la guerre de la Péninsule," in Form einer Ansprache folgende vorzüglich getroffene Schilderung dieses Kavalleriegenerals:

„Wenn Sie nicht reiten wie ein Centaur, wenn Sie nicht den scharfen Blick eines Adlers, nicht den Muth eines Löwen besitzen, so treten Sie zurück, denn dann sind Sie nicht fähig, die wie eine Windsbraut daherjagende Kavallerie zu führen."

In gewisser Beziehung entsprach Marschall Baraguey d'Hilliers diesem Bilde; dafür aber fehlten ihm die vielen feineren Eigenschaften, aus denen die guten Infanteriegeneräle, die gelehrten, methodischen, pünktlichen Taktiker gemacht werden. Von seinem ungestümen feurigen Naturell fortgerissen, war es ihm kaum möglich die Verzögerungen zu ertragen, mit denen man rechnen muß, wenn man Infanterietruppen manövriren läßt.

Noch weniger war er imstande, die Bewegungen und die Rollen, die den drei vereinigten Armeen zuertheilt worden waren, mit der unumgänglich nöthigen Präcision in einander eingreifen zu lassen.

Ich glaube, die kleine Affaire bei Melegnano genügt als einziges Beispiel für die Unzulänglichkeiten, die ich hier — mit allem schuldigen Respekt vor einem tapferen, glänzenden Soldaten, der in seinem bei Leipzig ver-

stümmelten Arm das ruhmreiche Zeugniß seiner persönlichen Tapferkeit mit sich trug — schildere.

Dem Marschall waren vier Kavalleriebrigaden zur Disposition gestellt, die er ohne Bedenken dem General Desvaux anvertrauen konnte. Von ihren reitenden Batterien unterstützt, konnten sie rasch die Position des Feindes überflügeln und ihm den Rückzug abschneiden. Auch der Divisions- und Reserveartillerie war ihre Rolle genau angegeben; sie sollte die wenigen Geschütze, die sie vor sich hatte, zum Schweigen bringen und alle Hindernisse, nebst den Häusern in denen der Feind sich verschanzt hatte, zerstören oder in Brand stecken. Keine von beiden Armeen hat energisch bei einer Bewegung mitgewirkt, in der jeder im voraus ihre Rolle zugewiesen war. Der Marschall hatte den Angriffssturm brüskirt, ohne ihn vorbereitet zu haben, und dadurch opferte er nutzlos einen Theil seiner tapferen, kostbaren Infanterie.

Mit Entschiedenheit weise ich die später aufgestellte Behauptung zurück, daß General Decaen der 2. Division des 2. Armeekorps auf feuchten Wiesen den Tritt angegeben habe; daß General Niel aus eigener Machtvollkommenheit unthätig in Carpiano verweilte, und endlich, daß General de Ladmirault nach dem geflügelten Wort: Nur immer langsam voran! ins Gefecht marschirte. Lieber will ich annehmen, daß — bei der Ausarbeitung der dem 2. und 4. Armeekorps ertheilten Befehle, — die geographische Karte, sowie

die Uhr des Marschalls Baraguey d'Hilliers nicht die ihnen zukommende wichtige Rolle gespielt haben.

Ferner will ich lieber glauben, daß die rege Thätigkeit und Aufmerksamkeit des Generalstabes des 1. Armeekorps nicht im Stande waren, den Mangel an Präcision in den ungenügend betonten Anordnungen zu ersetzen. Wenn der Verfasser einer Geschichte des Feldzuges von 1859, Herr Duquet, mit eigenen Augen gesehen hätte — wie ich z. B. im Jahre 1870 — daß General de Ladmirault, nachdem er Metz mit dem 4. Armeekorps geräumt und sich schon auf dem Rückzuge nach Gravelotte befand, plötzlich einen Gegenmarsch ohne Ordre (denn bei der Metzer Armee erhielt man überhaupt keine Ordres) ausführte, um dem Geschützfeuer bei Borny entgegenzueilen; wie er, nachdem er die Tornister abwerfen ließ, im Geschwindschritt über die Mosel setzte und sich auf den linken Flügel des General Steinmetz warf, den er in Unordnung brachte und zu einem übereilten Rückzug zwang, so würde er sich jeder Kritik enthalten haben, was seinen Ruf als Militärschriftsteller sicher nicht geschädigt haben würde.

Den Ruhm eines solchen Feldherrn angreifen, die Hingebung eines solchen Mannes in Zweifel ziehen, heißt das Gefühl der ganzen Armee verletzen und trägt nicht dazu bei, das Urtheil der Geschichte aufzuklären.

Die Wahrheit in Betreff des Gefechtes bei Melegnano ist vielleicht hierin zu suchen:

Wenn der Kaiser anstatt dem Marschall Baraguey d'Hilliers zu solch unbedeutendem Werk den Oberbefehl

über drei Armeekorps zu ertheilen, sich genauer über die Streitkräfte informirt hätte, die dem Marschall bei Melegnano und bei Lodi gegenüberstanden, und ihm nur den General Leboeuf allein beigegeben hätte, so würde wahrscheinlich alles ganz anders gekommen sein.

Diese beiden kannten sich, und der Marschall würde mit Wohlwollen (denn das barg sich unter seinem ungestümen Charakter) die Rathschläge des Artilleriegenerals angehört haben, dem Marschall Niel vor Sebastopol den Namen „der große Organist des Heeres" gegeben hatte, weil er in höchst beachtenswerther Weise ein schreckliches Instrument spielte, bei dem die Orgelpfeifen durch 4- bis 500 Feuerschlünde ersetzt wurden.

General Leboeuf würde seinerseits respektvoll den Schlachtplan für die Artillerie gefordert haben, der ihr ebenso beim Angriff auf ein Dorf, wie bei der Belagerung einer Festung zugewiesen ist.

Ein Angriff durch die Divisionsartillerie hätte nothwendigerweise eine Schwenkung und das Zusammentreffen der beiden Brigaden der Division Desvaux nach sich ziehen müssen, und dann wäre die in Melegnano eingeschlossene und bombardirte österreichische Brigade verloren gewesen.

Aber was General Leboeuf thun konnte, dazu hatte General Forgeot, der Artilleriekommandeur des 1. Armeekorps weder die Autorität, noch die Persönlichkeit, noch die nöthige Machtbefugniß, und Marschall Baraguey d'Hilliers dirigirte seine heldenmüthigen Bataillone fast mit gefälltem Bajonett auf Melegnano, wie er sich

mit einer Angriffskolonne auf eine Mauer geworfen haben würde, ohne erst abzuwarten, bis die Kanonen Bresche in dieselbe geschossen hätten.

Die Affaire bei Melegnano weist dem ungestümen Marschall den verdienten Platz in der Klassificirung der Oberbefehlshaber an, wie sie Marmont in seinem Buche „De l'esprit des institutions militaires" eintheilt, das heißt, er gehört zu den Feldherren, die unbedeutende Erfolge viel zu theuer erkauft haben.

Unsere Verluste bei Melegnano — etwa 900 Mann — standen in einem schmerzlichen Mißverhältniß zur Bedeutung der kleinen Kriegsthat.

Nachdem ich ausgesprochen, was ich über das Verhalten des Marschall Baraguey d'Hilliers in diesem einen Falle dachte, bringen meine Erinnerungen mich auf die Idee, eine Parallele zwischen ihm und einem Marschall des ersten Kaiserreichs zu ziehen, der durch seine Naivetät, durch seine schlagfertigen Antworten, mehr aber noch durch seine Tapferkeit und seine militärische Hingebung sprichwörtlich geworden ist: es ist Marschall Lefébvre.

Während der langwierigen Belagerung von Danzig, bei der sein soldatisches Ungestüm auf eine harte Probe gestellt wurde, erwiderte der tapfere Marschall auf alle Einwände des Generals de Chasseloup-Laubat, der ihn durch seine Langsamkeit zur Verzweiflung brachte, unweigerlich:

„Da kommen Sie mir schon wieder mit Ihren ewigen Kommunikationsgräben und Ihren Trancheen.

Davon versteh' ich nichts, und um endlich ein Ende zu machen, werde ich morgen mit meinen Grenadieren Sturm laufen."

General de Chasseloup schrieb nun ganz trostlose Klagebriefe an den Kaiser, der General Lefébvre sanfte Vorwürfe machte, die denselben sofort beruhigten.

„Hören Sie auf Chasseloup", schrieb Napoleon I. „das ist ein gelehrter Stratege, der Ihnen nur die besten Rathschläge ertheilen kann."

Die Einnahme Danzigs brachte Lefébvre die Erhebung zum Herzog von Danzig und man kann wohl sagen, General Casseloup hatte das Pergament zu dem Diplom geliefert.

Noch einmal wiederhole ich: Es ist sehr schade, daß General Leboeuf bei Melegnano nicht der Chasseloup des tapferen Marschalls Baraguey d'Hilliers sein durfte.

Den 10. Juni. — Nichts zu thun! Da ich meinen Tag nicht unbenützt vorübergehen lassen will, begebe ich mich Mittags nach Mailand. Der Galavorstellung, die den beiden Herrschern zu Ehren im Scalatheater stattfand, hatte ich nicht beiwohnen können, da der Dienst mich fesselte. Da ich jedoch den Festvorstellungen in Genua und Alessandria beigewohnt, war es nicht schwer sich mit einiger Phantasie auch diese grandiose Ceremonie auszumalen. Ein Cicerone, entweder ein Angestellter oder der Hausmeister, führte mich in diesem weltbedeutenden Hause herum. Man war gerade dabei den festlichen Schmuck wieder abzunehmen. Durch die weit geöffneten Fenster entweichen wahre Staubwogen

und dafür fluthen die hellen Sonnenstrahlen herein. Mein Führer zeigt mir alles, oder doch fast alles, — Coulissen, Bühne, Schauspielerlogen, Foyers 2c. 2c.

Als wir den ersten Rang durchwanderten, der allein den vornehmen und reichen Zuschauern zugänglich ist, wurde eine Art Baldachin abgebrochen, unter welchem wahrscheinlich (als Art Thron) die Sessel Ihrer Majestäten gestanden hatten.

Die wundervollen Teppiche und Stoffe, mit denen das Ganze dekorirt war, wurden eben ausgeschüttelt; aus Neugierde verweilte ich einen Augenblick bei einer durch ihre Palmen und vergoldeten Wappenschilder glänzend ausgestatteten Kuppel, und ich konnte mir vorstellen, daß es nichts Neues unter der Sonne gäbe — daß seit Salomo alles eitel sei, ja nichts als Eitelkeit der Eitelkeiten! Reiche Vergoldung bedeckte eine Säule, die der vergoldeten Säule des Thrones Louis Philipps, die am 24. oder 25. Februar 1848 in den Tuilerien verbrannt wurde und von der ich in meinen Sammlungen eine merkwürdige Reliquie aufbewahre, zum Verwechseln ähnlich sah.

Die italienischen Ciceroni sind mit wenig zufrieden. Mein Besuch in der Scala kostete mich nur einen Franc. Und für diese winzige Summe ward mir das Vergnügen, zum ersten Male in die Mysterien eines Theaters — und wie glücklich traf es sich, daß ich grade hier mein Debut absolvirte — eingeweiht zu werden.

Später wandere ich ziellos in der Stadt umher,

vermeide absichtlich die Paläste und Museen, und besuche nur die Kirchen, die ja auch eine Art von Museen sind.

In einer derselben erbietet sich der Sakristan den Vorhang von einem Bilde zu ziehen, der die Reize einer Ehebrecherin oder einer keuschen Susanna verhüllt.

Der Anblick dieses Meisterwerkes sollte einen französischen Thaler, fünf Francs, kosten. Ich stelle mich taub, denn ich hielt es für unpassend, in einem Gotteshause ein Gemälde enthüllen zu lassen, das man zu verbergen für nothwendig hielt.

Endlich, nach vielem Umherirren, gelange ich glücklich auf den Domplatz, wo der Dom und neben ihm das königliche oder kaiserliche Palais liegen, in dem noch vor kurzem Erzherzog Maximilian residirte.

Jetzt hatte Marschall Vaillant seinen Stab und seine Bureaux darin untergebracht. Die Gelegenheit schien mir günstig, zu fragen ob sich Neues ereignet habe, aber mein Kollege, ein Stabskapitän, an den ich mich wende, bleibt zugeknöpft bis zum Schnurrbart (incl.).

Vielleicht wußte er auch selbst nichts!

Die Ordonnanz meines Regiments, ein tapferer Unteroffizier, der 1849 in Rom mit dem St. Georgskreuz dekorirt war, 1855 den Medschidjeorden und die Medaille erhielt, ist schon mittheilsamer. Er erzählt mir, daß er seit 12 Uhr, wo seine Dienststunden begannen, keine Ordre an das 2. Voltigeurregiment überbracht, auch daß keine Ordonnanz hierher gekommen sei.

Dies glaubwürdige Zeugniß genügt, mich zu beruhigen und so setze ich meine wissenschaftliche und

künstlerische Pilgerfahrt fort. Ich besuche nochmals den Dom und den Heiligen Bartholomäus.

Es ist sehr leer in den hehren Räumen. Ein kleines Männchen in kurzen Beinkleidern, mit einem kleinen schwarzen, im Rücken gefälteten Mäntelchen, will mir für einen französischen Thaler (das scheint hier üblich zu sein) die unterirdische Kapelle zeigen, wo in seinem goldenen Reliquienschrein der heilige Carlo Borromeo liegt. Ich danke ihm für seine Gefälligkeit; die Mausoleen, die Gemälde, die Marmor,- Silber- oder Bronzestatuen in der Kirche selbst genügten schon vollständig und gratis, um meinen Enthusiasmus zu befriedigen.

Endlich, geblendet, begeistert, bedrückt von all den erhabenen Meisterwerken gehe ich fort; aber doch ist mir aufgefallen, daß mehrere Gewölbe, die mehr oder weniger gothische Bogenarchitektur nachahmend, nur Blendwerke sind, nur Malereien, grau in grau, und daß dies herrliche Baudenkmal noch Millionen brauchen wird, um sich endlich der Vollendung zu erfreuen. Wird es dieselbe bei seinen neuen Besitzern finden? Ich will es ihm wünschen.

Auf dem Domplatz kaufe ich mir ein lithographirtes Bild Victor Emanuels, il nuovo caporale di zuavi,*) im Turban, Kniehosen, Gamaschen und Tornister, auf seine Flinte gestützt. Dann kehre ich ins Bivouak zurück.

*) der neu ernannte Zuavenkorporal.

Nichts Neues, außer einem Generalerlaß, der die Garde davon in Kenntniß setzt, daß „wenn die Verwaltung in Folge der Kriegseventualitäten, nicht in der Lage sein sollte Brod oder Zwieback zu vertheilen, die Mannschaften dafür eine Ration Reis bis 350 Gramm erhalten sollen; in diesem Falle wird auch die Fleischration bis zu 350 Gramm gesteigert werden." Das ist immerhin etwas, und die Italiener können zufrieden sein: Wir lassen uns für sie todt oder zum Krüppel schießen und dazu vertilgen wir noch ihren vortrefflichen Reis und ihre kleinen, etwas zu mageren Kühe! Evviva la Francia!

Es ist erst halb neun Uhr und alle höheren Offiziere, mit Ausnahme meines Kommandeurs, der unter seinem Zelte sitzt und an sein junges Weibchen schreibt, sind abwesend. Ich melde mich bei ihm als heimgekehrt und theile ihm gleichzeitig meinen Wunsch mit, die Exkursionen, die mit dem Dienst und dem Kriege wenig oder nichts zu thun haben, fortzusetzen. Dann mache ich mich wieder auf den Weg.

Von den beiden Hauptverkehrscentren in Mailand, dem Scalaplatz und dem Domplatz, ist letzterer der näher gelegene, weshalb ich mich wieder dahin wende. Das Wetter ist herrlich. Das während der Hitze des Tages etwas gedämpftere italienische Leben und Treiben hat jetzt seinen Gipfelpunkt erreicht, noch erhöht durch die aufregenden Ereignisse, die sich kreuzenden und widersprechenden Gerüchte. Man schreit sich in französischer oder italienischer Sprache die kaiserlichen und

königlichen Tagesbefehle an das Heer zu; die Proklamationen der Herrscher an ihre gute Stadt Mailand; die Antworten der vor Dankbarkeit, Liebe und Anbetung überströmenden Obrigkeit.

Und das Alles ist offiziell. Später, unter meinem Zelt, werde ich die Blätter lesen, die jedes nur einen Sou kosten.

Ich blicke in die Läden und Cafés hinein, deren Tische bis in die Mitte der Straßen gerückt sind. Es frappirt mich, daß man gar keine Fuhrwerke sieht. Zu dieser Stunde wäre es gefährlich, die großen Straßen und Boulevards von Paris zu durchwandern. So gelange ich wieder zum Domplatz und bleibe geblendet stehen. Der Mond scheint voll auf die Façade des Gotteshauses und übergießt dasselbe mit einem bläulichen Schimmer. Alle Feinheiten der Skulpturen zeichnen sich wunderbar gegen den dunklen, nur wenig ausgestirnten Himmel ab; sie erscheinen noch erhabener, indem sie sich in dem Halbschatten verlängern.

Aus einem Seitenportal tritt ein Mann, ein schwarz gekleideter Sakristan, wie der, der mir am Tage als Führer diente. Sofort schießt mir eine wunderliche Idee durch den Kopf. Ex abrupto schlage ich ihm vor, auf das Dach der Kathedrale zu steigen; ein Vorschlag, der ihn in großes Staunen versetzt. Es entspinnt sich eine lange Verhandlung, aus der sich ergibt, daß die französische Armee in seinen Augen weit davon entfernt ist, ein verdienstliches Werk zu thun; ja er scheint die

Abwesenheit der österreichischen Tyrannen zu bedauern. Immer kühner werdend, schließt er mit den Worten:

„Ja, wir waren unter „deutschem" Regiment nicht gar zu frei; aber die Oesterreicher gingen nicht sehr schlimm mit uns um, und sie hatten Geld — die piemontesischen Bettler aber werden uns rein aussaugen."

Endlich ließ er sich durch einen französischen Thaler erweichen und wir betraten die Kirche.

Sie war fast völlig in Dunkelheit gehüllt; nur vor den hervorragendsten Heiligen brannten Kerzen, und der Mond, der durch die Glasscheiben und durch die Einsatzrosetten hineinschien, konnte trotz seiner Helligkeit, das Dunkel nur wenig verringern. In der Sakristei zündete mein Führer eine der vergoldeten Laternen an, wie sie in Italien und in Frankreich bei gewissen kirchlichen Ceremonien üblich sind. Dann öffnet er eine kleine Thüre und der Aufstieg beginnt. Das Herz schlägt mir heftiger als damals, als ich bei Magenta, um 5 Uhr Abends, meiner Fahne folgte, und wir steigen höher und immer höher.

Trotz all meiner Vorsicht stieß mein Degen manchmal an die Stufen oder wider die Wand, und das Geklirr, das einzige Geräusch, das sich in dem Gotteshause vernehmen ließ, hallte in dem engen Treppenthurm schauerlich wider. Ich bemühte mich, dies Aufstoßen, das mir wie eine Entweihung erschien, zu vermeiden.

Endlich bricht der Tag, oder viemehr das Mondlicht durch, das mir hier doppelt strahlend vorkommt, im Vergleich zu der Finsterniß, aus der ich emporge-

stiegen. Wir sind auf einer Plattform angelangt, von der hunderte von mit Statuen verzierten Thürmchen aufragen.

„Es ist genug," sprach mein Führer und ich war ganz seiner Ansicht, obgleich rechts eine Spitzsäule mit der Statue der Jungfrau Maria mich zu einem neuen Aufstieg einlud; diese Säule erschien mir, von hier aus gesehen, noch höher als das ganze Gebäude unten, vom Domplatz aus. Optische Täuschung! —

Durch ein wahres Labyrinth von Verbindungsgängen, Stufen, Thürmchen und Trümmern, durch das ein Nichteingeweihter sich allein nie durchfinden würde, führte der Sakristan mich jetzt nach einer durchbrochenen Balustrade, wo er mit den Worten stehen blieb: „Da, nun schauen Sie hinab." Und das that ich.

Von unten, aus dem vor mir liegenden Stadttheil, drang der helle Dunst der Gasbeleuchtung und das abgeschwächte Echo der Geräusche einer großen Stadt bis zu uns herauf. Ueber uns die Welt der im blaßen Mondschein leichenhaft aussehenden Statuen auf den zahllosen Thürmchen, und in der Ferne, nach Norden und Nordost . . . oh, wie wunderbar schön! entrollte sich ein Theil der Alpen — welcher? weiß ich nicht und ich will auch nicht wissen, mit welchen Namen die Menschen sie benannt haben — wie ein an den Enden sich abschwächender Rundbogen, wie ein weißer, hie und da, bald durch spitze Gipfel, bald durch abgerundete Massen ausgezackter Vorhang, der sich von dem durch

den Kontrast fast schwarz erscheinenden Himmel majestätisch abhob.

Beim ersten Anblick kam mir dieser Horizont unbeweglich in seiner fleckenlos weißen Farbe vor; und doch glitten verschiedene Tinten, bald sanft, bald rasch über den stets weißen Hintergrund des ungeheuren Vorhanges. Alles lebte. Mir blieb nichts übrig als staunend und sprachlos zu bewundern, ohne an die Zeit zu denken. Aber plötzlich fühle ich eine Hand auf meiner Schulter und höre eine Stimme:

„Es ist kalt; wir wollen hinuntersteigen."

Eine in der That ziemlich frische Brise, die vielleicht aus jenen schneebedeckten Regionen herwehte, fluthete durch die ausgezackten Steinornamente der Thürmchen auf uns ein . . . in meiner Versunkenheit hatte ich nichts davon bemerkt. Durch die Berührung und den Klang der Stimme meines Führers wieder zu den Dingen dieser Welt zurückgerufen, sehe ich — o Wunder! — daß sich auch die leichenhaften Statuen, unter den zauberhaften Einwirkungen der Mondstrahlen, zu bewegen anfangen, zu leben scheinen.

Endlich finde ich mich unten auf dem Domplatz — fern vom Himmel — wieder und schlage den Weg zu unserm Bivouak ein, ohne etwas zu sehen, ohne die mich oft berührende Volksmenge zu gewahren, ohne ihr Geschrei, ihre Evvivas zu vernehmen, die mitunter wohl auch meinen Epaulettes, meinen französischen Achselschnüren gelten. Langsam, in mich versunken, einen letzten Abschiedsblick auf den Marmorkoloß werfend,

schreite ich weiter und kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß — wenn die Himmel, die Gestirne, ja selbst die schneegekrönten Alpen den Ruhm des Ewigen verkünden, — diese vor sieben- oder achthundert Jahren, ehe man noch Pulver und Dampf kannte, gewaltsam losgerissenen Blöcke, die in den hehren Dom verwandelt wurden, doch eine hohe Idee von der Macht und der Willenskraft des Menschen geben.

Um Mitternacht lange ich in meinem Zelte an und schlafe, mit meinem Tage zufrieden, ein.

Den 11. Juni. Immer noch nichts Neues. Die Sonne sticht mit solcher Gluth, daß wir uns auf Gewittergüsse gefaßt machen, denn schon zwei bis drei Mal haben sich solch plötzliche Witterungswechsel gezeigt. Trotz kleiner flüchtiger Befestigungsarbeiten, geben die Zeltstangen der Gewalt des dies sandige Terrain überfluthenden Stromes nach, und mein Schafsfell ist bei Tag wie des Nachts, immer naß.

Mein Kommandeur und ich, wir erneuern den ersten fruchtlosen Versuch, wenigstens während der Nacht ein gesünderes Lager in den naheliegenden Häusern zu finden.

Wie das erste Mal kommen wir auch jetzt höchst ungelegen. In all' diesen leidlich gebauten Häuschen dient das Parterre als Schänke oder als Laden, wo die österreichischen Soldaten stets gute Kunden waren. Die oberen Stockwerke, wohin wir uns mit unsrem höflichen Gesuch wenden, scheinen von den Hausbesitzern selbst, oder von Handlungsgehilfen oder Beamten

der Verwaltung bewohnt, die sich vor der durch unsre Siege herbeigeführten, noch unbekannten Zukunft zu fürchten schienen. Sie nahmen unsre Erfolge durchaus nicht enthusiastisch auf und auch hier tönt das Wort von den „piemontesischen Bettlern" an mein Ohr. Wir leiden mit unsrer Bitte kläglich Schiffbruch und stehen davon ab, das Recht des Stärkeren in Anwendung zu bringen.

Mit Erstaunen konstatiren wir in den Handlungen und Ideen der Mailänder Bevölkerung eine doppelte Strömung — beide durch Privatinteressen bedingt.

In den höheren Kreisen jubeln die Adeligen, die Advokaten auf's lebhafteste, und verlangen Stellungen und Ehren aller Art. In den niederen Schichten fürchten die einfachen Leute zu leiden, und im Hintergrunde dieser doppelten Strömung steht der feindlich gesinnte Klerus, der die Zukunft ahnt und den conservativen, katholischen Oesterreicher dem piemontesischen, im Verdacht des Freidenkers stehenden Eindringling vorzieht. Und was die Bauern anbetrifft, so zeigen sie sich in der ganzen von Genua an durchmessenen Landstrecke, in Italien gerade so wie in Frankreich, nämlich schweigsam, duckmäuserisch, unruhig; sie überwachen ihre Güter wie ihre Ernten, verkaufen ihr Geflügel, ihre Eier, ihre Käse und ihre Zicklein zu den höchstmöglichen Preisen, ohne sich viel um die politischen Vorgänge zu kümmern.

Das offizielle Delirium hat über diese Leute keine, oder nur sehr geringe Macht.

Auf meiner Kantine sitzend, trage ich meine Tagebuchnotizen über meinen Aufenthalt in Mailand ein, dann mache ich den Kameraden der anderen Regimenter einen Besuch.

Ich finde sie damit beschäftigt, ihre Zelte gegen den Feind zu befestigen — den einzigen Feind dieses Tages... die Ueberschwemmung; und da sie die Zeit, diesen andren Feind, nicht durch nächtliche Besuche (oder auch durch solche bei Tag) in der Scala, dem Dom 2c. getödtet haben, so finden sie den Aufenthalt in Mailand ungemüthlich, naß und schrecklich langweilig. Alle wünschen baldigen Abmarsch, was auch mein Wunsch und meine Hoffnung ist.

12. Juni. — Wieder nichts zu thun. Der ganze Tag gehört mir. Der Weitermarsch ist auf morgen früh festgesetzt. Ein letzter Erlaß wird die Ordres und die einzuschlagenden Dispositionen verkünden.

Da der Tag mir gehört, so weihe ich ihn dem Studium aller Meisterwerke der Malerei und Bildhauerkunst, die Mailand aufzuweisen hat.

13. Juni. Gorgonzola-Inzago. — Endlich sind wir abmarschirt . . . und als wir, den Festungsmauern folgend, bei dem Ostthor anlangen, stimmt die Musik den Marsch an, den der Komponist Sellenick dem Obersten des 2. Voltigeurregiments gewidmet hat. Vorwärts marsch . . . und Sursum corda!

Straße von Bergamo. Bald setzen wir über den Lambro.

Seltsames Land, das wie ein Dammbrett durch

eine Anzahl von Kanälen in viereckige Felder eingetheilt ist; diese Zuflüsse kommen aus dem Naviglio-Grande, dem Lambro, dem Bach der bei Mailand vorüberfließt und kehren dann zu ihren Quellen zurück. So erfordert es die Reiskultur.

Alle Leute, besonders die Frauen, tragen Festkleider. Wir kommen in Gorgonzola an.

Die lang gezogenen Töne eines Dudelsacks bereiten uns auf das Vergnügen eines bal champêtre vor. Eitle Hoffnung! Sobald wir nahen, hört das Tanzen auf. Eine Schaar von jungen hübschen Frauen und Mädchen umringt uns; sie tragen roth- oder grünseidene Mieder und Filigranschmuck, dessen Fabrikation ich mir in Mailand angesehen habe. Besonders Nadeln, von etwa einem Fuß Länge, mit dicken silbernen Kugeln an den Enden, dienen dazu, einen enormen Aufbau von schwarzen Zöpfen und vielfarbigen Bändern zu befestigen.

Wir ziehen beim Bürgermeister die nothwendigen Erkundigungen über unser Bivouak ein. Mir scheint es passend, ihm einige Artigkeiten über die zierlichen Toiletten seiner weiblichen Gemeindeglieder zu sagen, die den österreichischen Niederlagen und den französischen Siegen so viel Ehre erweisen . . . Er scheint mich nicht zu verstehen, sondern sieht mich mit erstaunter Miene an. Nun wächst meine Beredsamkeit; ich erzähle ihm von Magenta, von Palestro ꝛc., von der Freude der Bürger, die in den Dorffesten, dem Tanz und der Musik einen so schönen Ausdruck findet. Schon will ich ihm die berühmte Anrede des General Foy in's

Antlitz schleudern: „Wenn man von Ehre und Patriotismus spricht, finden die Worte lauten Wiederhall in diesem Lande . . .“ als er, seinen riesenhaften Hut abnehmend und ein ebenso großes Kreuz schlagend, sagt:

„Wir feiern heute das Fest des Heiligen Antonius von Padua, des allgemein verehrten Heiligen, der uns hilft Verlorenes wiederzufinden!“

Der Herr sindaco hatte endlich begriffen . . . und ich auch. Die Anrede des General Foy verspare ich mir für ein ander Mal und dann marschiren wir weiter nach Inzago, einem 3 bis 4 Kilometer entfernten Dorfe, das den 2. Voltigeuren zum Bivouak angewiesen ist.

14. Juni. Treviglio. — Uebergang über die Adda bei Cassano. Die historischen Namen unsrer Siege und Niederlagen tanzen in meiner Erinnerung eine schauerliche Farandole.

Ich brauche nicht weiter zurückzugehen als bis zu Louis XIV. Er, Villars, Prinz Eugen, Moreau, Suwarow erscheinen mir von einem blutigen Heiligenschein umgeben. Wenn das Blut aller Armeen, das seit mehreren Jahrhunderten diese Ebenen tränkte: französisches, spanisches, deutsches, italienisches, russisches Blut, in dem Bett der Alpenströme gesammelt werden könnte, würde es nicht über die Ufer treten? Und wie sollte man, in der Gemeinsamkeit der Farbe wie des Leidens, alle diese aus den vier Windrichtungen zusammengeströmten und in dem Blutbad und der Plünderung über einander geworfenen Völker heraus erkennen, die von den Königen, den Päpsten, den Kaisern und

den Republiken, unter dem Vorwand der Religion, der Politik oder des Erbrechts, geopfert wurden?

Treviglio ist eine bedeutende Stadt. Bei unsrem Marsch über einen großen Platz, bieten uns die Gardekürassiere Erfrischungen an, die auf langen Tafeln aufgestellt sind, Absinth oder Liqueur, die ebenso liebenswürdig angeboten wie angenommen werden.

Das Regiment zieht durch Treviglio durch, um hinter der Stadt auf einem prachtvollen mit Weinreben und Getreidefeldern bedeckten Terrain zu bivouakiren. Um mich her höre ich Soldaten sagen:

„Das ist ein schönes Land, der Wein ist so billig ..."

Dreizehntes Kapitel.

Mehr Glück als Verstand. — Ueppige Mahlzeit. — Travagliato. — Ein neu ernannter Oberst. — Erster Rapport. — Ein Schwätzer. — Großer Irrthum des Militärbureaus. — Brescia. — Beim Grafen Martinengo. — Sehr freimüthig. — Das Museum.

Romano, 15. Juni. Die Hitze ist unerträglich, der Staub zum Ersticken. Die Voltigeure singen . . . Plötzlich hören wir von links, durch die Felder, den eiligen Galopp eines Pferdes und sogleich begleiten die Soldaten den Rhythmus der Hufschläge mit den lang gezogenen a, â, ôh! a, â, ôh! die jeder kennt, der einmal in Algier war.

Roß und Reiter tauchen endlich aus den dichten Staubwolken auf, und man unterscheidet die rothe Jacke und schwarzen Tressen eines Spahilieutenants. „Ah, das ist ja Gallifet!" ruft eine Stimme: hunderte fallen ein und der sofort in Musik gesetzte Name Gallifet ertönt auf der ganzen Linie statt der arabischen a, â, ôh's.

Mit dem Stabe des 2. Voltigeur-Regiments in gleicher Höhe, setzt der Lieutenant über einen Graben,

mäßigt die Gangart seines Pferdes und reitet langsam salutirend Oberst Douay entgegen. Ich lasse einen Theil der sich zwischen beiden entspinnenden Unterhaltung hier folgen:

„Was machen Sie denn da, Gallifet?"

„Ja, wenn ich das selbst nur wüßte, Herr Oberst."

„Aber Sie haben doch einen Posten? Es stehen doch wohl auch Spahis bei uns?"

„Nein, Herr Oberst, und Sie sehen mich in der tödtlichsten Verlegenheit . . . In Algier habe ich mir einen vierzehntägigen Urlaub erbeten, um nach Paris zu reisen . . . Dort angekommen stellte ich mich der Kaiserin vor, um mir die Erlaubniß, mich der italienischen Armee anschließen zu dürfen, auszuwirken . . . Ihre Majestät hat mich an den Kriegsminister, Marschall Randon gewiesen, und dieser hat mich mit meiner unerfüllbaren Bitte zum Teufel geschickt . . . Nun setzte ich mich auf die Eisenbahn und da bin ich, noch immer ohne Posten und mit beinahe abgelaufenem Urlaub . . . ich will zum Kaiser, um mir eine Stelle im Heere auszubitten."

„Das trifft sich aber gut!" rief Oberst Douay vergnügt, „ich habe so eben erfahren, daß ich zum General befördert bin . . . noch habe ich keinen Ordonnanzoffizier; wenn Sie wollen, will ich Sie dazu vorschlagen."

„Ach, Herr General, Sie geben mir das Leben wieder!"

Auf diese Weise erfuhr das 2. Voltigeurregiment

die Ernennung seines Obersten, die erst am 18. offiziell mitgetheilt wurde, und der Spahilieutenant, Marquis von Gallifet machte, wie es seine Art war — als Ritter ohne Furcht und Tadel — den italienischen Feldzug mit.

16. Juni. Calcio. — Es wird behauptet, daß das kaiserliche Hauptquartier in diesem Dorfe aufgeschlagen ist, und doch findet dies Gerücht durch nichts Bestätigung. Wir haben den Kaiser seit dem Te Deum in Mailand nicht mehr gesehen, noch irgend etwas — wenigstens offiziell nicht — von den Handlungen Sr. Majestät erfahren.

Während ich wie ein hungriger Leu umherstreiche, auf der Suche nach einem Hühnchen oder Zicklein, oder sonst etwas Genießbarem, gerathe ich auch auf einen schönen Pachthof, wo — unter einem großen Schober — der Suppentopf des Stabes einer Gardedivision brodelt.

Es wird lebhaft geschrieben, Karten studirt, gekocht.

Meine feindseligen Absichten errathend, wollen mich die mit dem Küchendienst betrauten Offiziere verjagen. Ich leiste, mit der Verzweiflung eines leeren Magens, dem bekanntlich schlecht predigen ist, Widerstand und es gelingt mir, fünf Eier und zwei Vögel — vielleicht sind's Tauben — die ich mit Gold aufwiegen muß, zu erhandeln. Triumphirend binde ich sie in mein Taschentuch ein und enteile, verfolgt von den wüthenden Blicken der Gegenpartei. Mein armes Ich ist höchst

zufrieden und unser, zu ewigem Reis und Zwieback verdammter Vatel stößt ein wahres Freudengeschrei aus.

17. Juni. Travagliato. — Nachdem wir den Oglio auf einer Brücke mit etwas zu kurzen Böcken passirt haben, kommen wir in Travagliato an, einem, nach seinen von weitem gesehenen Gebäuden, recht bedeutenden Flecken.

Zwei Generalerlasse verkünden uns folgende Ernennungen:

1) General Picard ersetzt bei der 2. Gardebrigade den zum Divisionsgeneral ernannten General Decaen;*)

2) General Niel, wird an Stelle des bei Magenta vor dem Feind gebliebenen General Cler, zum General der 1. Grenadierbrigade ernannt;

3) Oberst de Courson de Villeneuve wird Oberst bei dem 2. Voltigeurregiment, an Stelle des zum Brigadegeneral — wo ist noch nicht bekannt — ernannten Oberst Douay.

Der neu ernannte Brigadegeneral nimmt kurzen eiligen Abschied, indem er den ihm gratulirenden Offizieren die Hände schüttelt; er theilt uns mit, daß er in aller Eile das Kommando über die 1. Brigade des 1. Armeekorps, Division Ladmirault, übernehme.

18. Juni. — Zwei Regimentserlasse:

1) Oberst Douay bringt uns in Erinnerung, daß er seit fünf Jahren, als Oberstlieutenant und Oberst, mit den Friedens- und Kriegsarbeiten des Regiments

*) Derselbe fiel bei Metz. Anm. d. Verf.

auf's engste verwachsen war. In bewegten Ausdrücken spricht er von seinen Vorgesetzten, dem tapferen unvergessenen General de Marolles, der bei dem Sturm auf Sebastopol fiel; dann fordert er uns auf, auf seinen Nachfolger, den Oberst de Courson, die Zuneigung, Achtung und Hingebung zu übertragen, mit denen seine Vorgänger beehrt wurden, 2c. 2c.

Die Verlesung dieser Proklamation erhöht unsre Freude über die wohlverdiente Anerkennung, die unsrem würdigen Oberst zu theil geworden und erneuert unser Bedauern, daß wir ihn verlieren. Wir verlangen nichts Besseres als seine letzten Rathschläge zu befolgen.

Der zweite Erlaß lautet folgendermaßen:

„Se. Majestät der Kaiser hat mich so eben zu der Ehre berufen, Ihr schönes und tapferes Regiment zu kommandiren. Glücklich und stolz darauf, daß die Wahl auf mich gefallen, wird es mein Bestreben sein, mich derselben würdig zu erweisen. Sie werden mich stets — in jeder Lage — bereit finden, mich dieser Ehre würdig zu erweisen und Ihre Rechte zu wahren. Entschlossen den Spuren meiner würdigen Vorgänger zu folgen, appellire ich an die Hingebung und den kameradschaftlichen Sinn jedes Einzelnen von Ihnen. Dann wird es mir leicht sein, dem 2. Voltigeurregiment den schönen Ruf zu erhalten, den es so mit Recht erworben hat.

„Gerechtigkeit und Loyalität: das ist mein Wahlspruch.

Gez.: Courson."

Trotz einiger Wiederholungen, die ohne Zweifel durch eine zu rasche Improvisation verschuldet sind, machen diese Versprechungen einen guten Eindruck und werden dem entsprechend aufgenommen. Diese Schlußdevise ist kurz, edel und stolz. So setzen wir freudig unsre Hoffnung auf den neuen Chef, dem wir zu seiner Beförderung gratuliren.

Sein erster Rapport. — Es ist eine feierliche Stunde! Die Untergebenen sind begierig, den Mann, den Chef kennen zu lernen, der jahrelang die Zukunft, die Ehre, das Leben Tausender — jedes Alters und jedes Ranges — in der Hand hat, denn sie Alle hängen von seinen guten Eigenschaften oder seinen Fehlern, von seinen guten oder bösen Leidenschaften, seiner Gesundheit, den Vorurtheilen, die er durch seine Erziehung eingesogen, 2c. ab. Sie wissen, daß er, mächtiger als ein Marschall von Frankreich, die absolute, reglementsmäßige Gewalt hat zu ernennen, auszuwählen, zu kassiren; daß er diese Wahl oder die Kassation durch Gründe rechtfertigen kann, die — wenn er ein Schwächling oder ein Neuling ist — oft dem jämmerlichen Klatsch weiblicher Cliquen ihren Ursprung verdanken. Wenn demnach also das ganze Regiment mit Spannung und Unruhe auf den neuen Chef blickte, so meine ich müßte er selbst, trotz der langen Gewohnheit des Kommandos bei der Linie, trotz der einstudirten Haltung bei der ersten Anrede, zittern, wenn er zum ersten Mal vor dem Richterstuhl seiner Untergebenen erscheint, namentlich wenn diese Untergebenen sich die Garde-Volti-

geure nennen, die alle — Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten — ein oder mehrere Kreuze und Medaillen auf der Brust tragen und die unschätzbare Ehre hatten, so berühmten Anführern zu gehorchen, wie Marolles und Douay.

Durch seinen Tagesbefehl wissen wir, daß er angekommen ist. Es wird Generalmarsch geschlagen und dann erscheint plötzlich der neue Oberst vor uns; eine stämmige, untersetzte Gestalt, mit rothem Gesicht, weißem Haar und Schnurrbart; mit einem starken Nacken und einer unsauberen Uniform, deren Kragen nicht von dem Staub und Schmutz der Märsche und Bivouaks, sondern von einem langen Gebrauch durchfettet und fleckig ist.

Er tritt ungenirt, ganz wie zu Hause, vor und nimmt von den 2. Voltigeuren Besitz, etwa wie ein behäbiger Landmann von seinem Gut, entschlossen dasselbe mit Energie auszunutzen.

Er erinnert mich ein wenig an König Louis XVIII. bei seiner Rückkehr nach den Tuilerien, im Jahre 1814, der seine Erlasse von dem 19. Jahr einer imaginären Regierung herdatirte. Mein Bataillonschef macht eine Geberde der Ueberraschung und Enttäuschung, und ich nehme mir vor, ihn später nach dem Grunde zu fragen.

Alle anwesenden Offiziere, Feldwebel ꝛc. ꝛc. schließen einen Kreis, und sechzig Augenpaare richten sich auf den Neuangekommenen. Dieser setzt seinen Kneifer auf, zieht ein farbiges Taschentuch hervor, schneuzt sich, wischt sich die Stirn und nimmt aus den zitternden Händen des Wochenfuriers den, während der Nacht

eiligst auf einer Zwiebackkiste, die als Tisch dienen mußte, geschriebenen Rapport.

Ich muß gestehen, dieser Rapport war, trotz seiner langen Grundstriche und mit Schnörkeln verzierten großen Buchstaben, kein Muster der Kalligraphie. Langsam überflog der Oberst die Schrift mit seinen kleinen grauen Augen, dann den ihn umringenden Kreis mit lebhaftem Blick und freundlichem Lächeln begrüßend, fing er seine erste Ansprache zu verlesen an:

„Auf den Pyramiden in Aegypten befinden sich viel schöne Abbildungen (lange Auseinandersetzung über dieselben) . . . aber trotz ihrer Schönheit ist es noch niemand gelungen sie zu entziffern ꝛc. Ebenso ist es mit der Schrift dieses Rapports (weitschweifiger Vergleich zwischen den ägyptischen Hieroglyphen und den Buchstaben in seinem Rapport)". — Dann kommt er mit kühnen, aber wortreichen Uebergängen, zu einem militärischen Glaubensbekenntniß, das ungefähr so schließt: „Cambronne und sein geflügeltes Wort*) bei Waterloo ist sehr gerühmt worden . . . ich, ich hätte es nicht so gemacht wie er . . . es war ganz unnütz so viel tapfere Mannschaften hinmorden zu lassen . . . besser wäre es gewesen, sie Frankreich zu erhalten."

Ohne das Staunen über diesen immer lächelnden Cynismus zu bemerken, setzt er seine Lektüre fort, in der — oft von unendlichen, langweiligen Abschweifungen

*) „Die alte Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht!"
Anm. d. Uebers.

unterbrochen, — wie es üblich ist, eine Kompagnie nach der andern vorgenommen wird.

Endlich werden die Befehle ertheilt, der Dienst festgestellt und die Ceremonie ist zu Ende. Sie hatte anderthalb Stunden in brennender Sonnengluth gedauert — bei Oberst Douay wurde alles in einer Viertelstunde abgemacht —; die Reihen lösen sich und ich höre wie meine Ordonnanz zu seinem Nachbar, dem Feldwebel, die kurze aber treffende Kritik äußert: „Da sind wir schön reingefallen; der Oberst ist ein Schwätzer."

Er war, trotz der Gerechtigkeit und Loyalität seines Wahlspruches, noch ganz etwas Anderes.

Der Oberst zog sich, gefolgt von allen rechnungsführenden Unteroffizieren, den Militärschneidern und Schustern, kurz allen denen, die gar nicht oder wenig ins Feuer kommen, und die von jetzt ab seine gewöhnliche Gesellschaft bildeten, zurück.

Nun schiebe ich meinen Arm unter den meines Kommandanten und bitte ihn um nähere Erklärung der Geberde, die ich vor etwa zwei Stunden bemerkt hatte.

„Es scheint," sagte er, „zwei Offiziere Namens Courson zu geben. Ich kannte einen bei den Chasseurs zu Fuß; derselbe hat die langen, harten Feldzüge in Algier, den tragischen in der Krim und den romantischen in Rom mitgemacht, und ich glaubte, daß *der* zu unsrem Oberst ernannt sei . . . Leider habe ich mich getäuscht."

Das war auch ein Mißgriff des der italienischen Armee beigegebenen Militärbureaus. Der andere Cour-

son, der tapfere Streiter, hatte zum Gardeoberst befördert werden sollen. Der durch die Eile verschuldete Irrthum war nicht mehr rückgängig zu machen und der, der den Vortheil davon hatte, wird sich wohl hüten denselben aufzuklären. Armes 2. Voltigeurregiment!

In diesen traurigen Gedanken gehen wir zum Frühstück . . . aber wir haben allen Appetit verloren.

Am 18. Juni (demselben Tage) in Brescia. — Wunderschöner Spaziergang, ohne jede Avantgarde. Die eintönige Ebene hört auf und zu unsrer Linken erheben sich üppig grüne Terrassen und viel Maulbeerbäume.

Brescia! Stadt des tapferen Ritters Bayard und des wilden Marschalls Haynau. Unser Einzug ist schlicht und sympathisch; die Blumen und die Begeisterung haben sich über die uns voranmarschirenden Regimenter und über die Personen der beiden Majestäten ergossen. Lange, enge, wenig belebte Straßen, die von Mauern und durch hohe Bäume durchschimmernden Hotels begrenzt sind. Dieser Theil scheint der Faubourg St.-Germain von Brescia zu sein.

Generäle, Obersten, Intendanturbeamte beziehen nach freier Wahl die öffentlichen und Privatpaläste. Ich wähle mir den des Grafen Martinengo, in der Hoffnung dort das zu finden, was ich seit Alessandria entbehrte: ein gutes Bett, anstatt meines Schaffelles.

Mit mehr Höflichkeit als Vergnügen empfängt mich schweigend eine große Frau, mit harten Zügen, die 35 bis 50 Jahre alt gewesen sein kann; dann erscheint ein

junger Mann, der eben so kühl und höflich, sich als Hausverwalter vorstellt.

Die italienische Sprache wird hier mit ganz anderem Dialekt gesprochen als in Alessandria, Novara und Mailand. Es ist schwer sich zu verständigen; dennoch wird mir klar, daß der Besitzer des Palais, Graf Martinengo, abwesend ist. Mich um die Ursache seines Fernseins nicht kümmernd, bemühe ich mich den Verwalter freundlich zu stimmen, indem ich ihm mittheile, daß ich allein bin, nur mit einem Diener; das scheint ihn zu befriedigen und er fühlt sich augenscheinlich geschmeichelt, als ich die Gemälde, welche die Gemächer zieren, lebhaft bewundere. Er erklärt mir, daß sie aus dem Pinsel Moretto's*) stammen, dem Stolz Brescias und daß ich die Werke dieses Meisters in allen Kirchen, allen Museen antreffen werde. Dann führt er mich in ein kleines, etwas düsteres, aber hinreichend möblirtes Zimmer, in dem ein Bett steht, das ich mit kritischem und entzücktem Blick mustere. Auch hier hängen Gemälde, aber diese sind von dem berühmten Canaletto**). Sie stellen Ansichten der hervorragendsten italienischen Städte dar und sind unter einander durch Fresken verbunden, die in genialer Weise die Land- und Seebilder Canalettos fortzusetzen scheinen.

---

*) † 1547.

**) Bernardo Belotto, gen. Canaletto, 1724—1780. Neffe des Malers Antonio Canale, beide aus Venedig stammend. Anm. d. Uebers.

Meine wirkliche Bewunderung und mein Kunstverständniß ein wenig übertreibend, gewinne ich immer mehr sein Vertrauen und endlich leeren wir — ohne Toaste auszubringen — mit einander eine Flasche vorzüglichen Weißweines, der von den am Ufer des Sees von Iseo gelegenen Weinbergen des Herrn Grafen stammt.

Er bittet mich über eine Bibliothek zu verfügen, die viel alte Werke, antike, mit ehewürdigem Staube bedeckte Bände enthält. Auch einen kleinen, mit Rasenplätzen, Blumenbeeten, hohen Rosenlorbeer- und noch höheren Catalpabäumen bedeckten Park, stellte er mir zur Verfügung.

Diesmal war meine Bewunderung aufrichtig; freundlich drückte ich dem jungen Verwalter die Hand, und dieser erwidert meinen Händedruck ebenso herzlich.

Die große schwarze Frau war uns bei dem Durchwandern der Gemächer und des Gartens stets gefolgt. Sie zeigte sich auch nicht mehr so mißvergnügt über meine Anwesenheit. Es scheint, sie wird zahm, denn sie vertraut mir einen Schlüssel an, der mich ermächtigt zwanglos zu kommen und zu gehen; ja, sie erklärt mir sogar das Geheimniß, wie man Abends nach zehn Uhr, mit diesem Schlüssel in das Palais Einlaß zu erlangen vermag . . . das geht gut und ich nehme mir, im Gedanken an das Bett in meinem Zimmer vor, mit der mir ertheilten Freiheit keinen Mißbrauch zu treiben. Um neun Uhr lag ich auch wirklich im süßesten festesten Schlummer.

19. Juni. — Regimentserlaß:

„Kraft Dekrets vom 17. Juni sind dem 2. Voltigeurregiment folgende Auszeichnungen zuerkannt worden:

„Ein Offizierskreuz — Kommandant Peychaud."

„Sechs Ritterkreuze — fünf Offiziere und ein Sergeant; — und zwanzig Ehrenzeichen."

Des Morgens hatte ich mehrere Regimenter zu der feierlichen Vertheilung ähnlicher Belohnungen versammelt gesehen. Unser Oberst begnügt sich damit, sie beim Rapport ganz schlicht bürgerlich, von Hand zu Hand, ihren Empfängern zu übergeben.

Ebenso täuschen wir uns in der Annahme, daß er den Aufenthalt in Brescia dazu benutzen werde, mit seinen Offizieren Bekanntschaft zu machen, indem er sie zu dem traditionellen Punsch einladen würde. Es gab keinen Vorstellungspunsch; seine Repräsentationsgelder wurden nicht zu so unnützen Ausgaben verwendet und während wir uns gruppenweise in den Kaffee's und Hotels von Brescia versammeln, entfernt er sich rasch, da er bei seinem Wirthe gratis zum Speisen eingeladen ist.

Halb zwölf. Gewöhnlicher Dienst, d. h. nichts zu thun.

So begebe ich mich auf eine Forschungsreise in die Stadt und fange bei dem Hauptmuseum an, das sehr geschickt auf und in den Ruinen eines altrömischen Tempels errichtet ist. Die durch ein gedämpftes Sonnenlicht wunderbar beleuchteten Säle entfalten ihre mehr antiken als modernen Reichthümer vor mir. Vor Allem

entzückt mich die geflügelte Siegesgöttin, die, wie mir ein Aufseher mittheilt, des Morgens einen kurzen Besuch vom Kaiser erhielt, wobei er den Auftrag gab, einen Abguß für die Museen des Louvre anzufertigen.

Dort finde ich auch eine ungemein große Sammlung von Medaillen aus allen Ländern und allen Zeiten. Unter den modernen Denkmünzen fällt mir die auf, welche die Russen, bei Gelegenheit ihres großen Sieges an der Moskwa, schlagen ließen. Es ist eine prachtvolle Bronzemedaille von 8—10 mm., mit lateinischer und russischer Inschrift. Da ich unter den zahlreichen Besuchern auch General Edgard Ney (Herzog von der Moskwa), den Adjutanten des Kaisers, bemerke, bin ich so frei ihn darauf aufmerksam zu machen.

Er dankt mir dafür, da er sie noch nicht kennt, trotzdem er in seiner Sammlung die bedeutendsten französischen und ausländischen Münzen, die auf seinen Vater Bezug haben, besitzt.

Dann setzte ich meinen Rundgang fort.

Vierzehntes Kapitel.

Die Bibliothek des Grafen Martinengo. — Eine Geschlechtsurkunde. — Ein Diner beim Grafen Santa-A . . . . — Traurige Nachrichten. — Abreise von Mailand. — Montechiaro. — Kapitän Dupont's Todesahnungen.

Am 20. Juni. — Um keine Zeit zu verlieren, stürze ich mich schon um fünf Uhr Morgens mit wahrer Wollust in die Bibliothek. Ganz unten stehen die Folio- und Quartbände, so zu sagen das schwere Geschütz der Bücher; dann stuft sich das Format von Fach zu Fach ab, so daß die Bände in den höheren Regionen immer kleiner werden, bis zu den Duodez- und Sedezausgaben 2c., die dicht unter der Decke aufgereiht stehen und nur mittels einer Stellleiter zu erreichen sind.

Diese Abstufung nach der Größe ist die einzige Eintheilung der 5 bis 6000 Bände, aus denen die Bibliothek besteht. Alle Arten Wissenschaften, Geschichte, Literatur, Religion, 2c. stehen bunt durch einander; nur die französischen Werke, die etwa ein Drittel repräsentiren, bilden eine Abtheilung für sich.

In den Ecken und unter den Fenstern sind große Mappen aufgestellt, die auch ganz ungeordnet, alte, schöne Kupferstiche enthalten.

Eine erste summarische Uebersicht lehrt mich, daß — wenigstens was Frankreich anbetrifft — der Zeiger der literarischen Uhr beim Jahre 1789 stehen geblieben ist. Graf Martinengo, dessen Blüthezeit in diese Epoche fällt, oder vielleicht auch sein Bibliothekar, muß eine besondere Vorliebe für diese galante, schlüpfrige Literatur gehabt haben, die in den letzten Jahren Ludwig XV. und in den ersten Ludwig XVI. Mode war. Da finden wir: Crébillon d. J., Marmontel, Dorat, Cubières, die Gräfin von Beauharnais, Restif de la Bretonne 2c. in soliden Einbänden, sowie die reizenden Stiche der Künstler: Gravelot, Moreau der Jüngere, Eisen, St. Aubin, de Ghendt 2c., die heute so überaus gesucht sind. Ganz oben eine Menge Elzevire*); in den mittleren Fächern die Klassiker, Voltaire (in der Ausgabe von Kehl) und die ganze Encyklopädie.

Unter allen diesen Schätzen steht mir die Wahl frei! Aber welch ein Staub! Er hüllt mich ganz ein, kommt mir in die Nase, in die Augen, in die Kehle. Ich bin erstaunt, wie ausgezeichnet sich die Bücher unter dieser Staubschicht konservirt haben. Ob sich die Würmer nicht an diesen dicken Panzer herangewagt

*) Alte Klassiker, die bei der berühmten holl. Buchdruckerfamilie Elzevier in Leyden, 1583—1680, gedruckt waren. Anm. d. Uebers.

haben? Dann müßte man den Herren Konservatoren der Bibliothek in der Rue Richelieu dieses Schutzmittel anempfehlen.

Ein riesiger Folioband, von mehr als ein Fuß Dicke, zieht bald meine Aufmerksamkeit auf sich. Er enthält die vollständige, handschriftliche Genealogie der Familie Martinengo.

Auf dem ersten Blatt fällt mir das Wappen in die Augen:

Auf rothem Feld ein goldener Sparren; am oberen Ende ein schwarzer Halbmond mit goldenem Stern darüber und drei goldenen Büschen, von denen zwei als Schildhaupt und einer in der Spitze angebracht sind.

Aus dem zweiten Blatt erfahre ich, daß die Familie in direkter Linie von Ancus Martius, dem vierten römischen Könige abstammt. Ob dieser Monarch auch schon das Wappen der jetzigen Martinengos führte? In berechtigtem Zweifel ist das Wappenschild weiß geblieben. Vielleicht war es aber doch so. Hat uns denn nicht im 17. Jahrhundert ein gelehrter Jesuit aus Lyon, ganz haarklein die Wappen Noah's und seiner Kinder, wie die der zwölf Stämme, beschrieben? — Alle Seiten sind mit der Feder oder dem Pinsel ausgemalt; mehrere Generationen von Mönchen müssen mit unendlicher Geduld daran gearbeitet haben, um die Eheschließungen und alle sonstigen Vorfälle in dieser vornehmen Familie so sorgfältig aufzuzeichnen. Da findet sich eine oft sehr elegante Anhäufung von Blumen, ein Wirrwarr von Ranken und Arabesken, die die ver-

schiedenen Stammbäume und die mit größter Sorgfalt ausgemalten Wappenschilder einschließen.

In Folge einer wunderlichen Anomalie sind die aus der Zeit des Ancus Martius und seiner Nachkömmlinge dargestellten Personen mit den Ritterrüstungen des Mittelalters und der Renaissance bekleidet, während bei dem allmäligen Fortschreiten bis zu unserer modernen Zeit, die Wappenträger uns die Trachten und Waffen zeigen, welche die Griechen und Römer bei Marathon, Arbela, Cannä und Pharsalus*) getragen haben, um schließlich mit dem einfachen Adamskostüm (nach dem Sündenfall) zu endigen, nur mit einer Keule in der rechten oder linken Hand. Das ist wirklich bewundernswerth! Aber es ist mittlerweile sieben Uhr geworden. Ich werfe den ganzen Stamm der Martinengos in den altehrwürdigen Staub zurück, mache mich durch Anwendung von Seife und Bürste rasch wieder repräsentationsfähig und eile zum Appell.

Wieder nichts Neues, nichts zu thun. Dann steht also alles gut und wahrscheinlich wird morgen, den 21., der Weitermarsch vor sich gehen.

Zu Mittag bin ich vom Grafen Santa A . . . ., bei dem einer meiner Kameraden einquartiert ist, eingeladen. Speisestunde um 6, Zusammenkunft um 5 Uhr. Der Graf ist nicht scappato, hat sich nicht geflüchtet; er ist ein ausgesprochener Anhänger der italienischen Unabhängigkeit, ein erbitterter Feind der Oesterreicher.

*) 490 v. Chr., 331, 216 und 48 v. Chr.

Sein Palais wurde 1849 von Haynau's Soldaten, bei der Wiedereinnahme von Brescia, zerstört. Um seinen Haß und seinen politischen Glauben immer frisch zu erhalten, hat er einen kleinen Salon — den er uns zeigt — genau in dem Zustande gelassen, in den ihn die Kroaten versetzt haben. Mit Flintenkolben eingeschlagene Spiegel, mit dem Säbel aufgeschlitzte Gemälde, in Fetzen gerissene oder halb verbrannte Vorhänge und Tapeten: alles ist noch unverändert da, mit Ausnahme des Schmutzes, der weggescheuert wurde. Noch jetzt vergießt der arme Graf Thränen der Wuth, indem er uns diese Zeugen namenloser Rohheit vorführt und uns schildert, was für eine schmachvolle Behandlung seine Familie erlitten hat. Dabei sagt er offenbar nicht alles, und man fühlt heraus, daß wenn er auch die Zerstörung seines Besitzthums, das vergossene Blut seiner Vertheidiger vergessen könnte, doch im tiefsten Innern seiner Seele die Erinnerung an grausige Dinge wach geblieben ist, die ich errathe und vor denen ich erbebe.

Um sechs Uhr wird zu Tisch gegangen. Die verschiedenen italienischen oder französischen Weine sind vortrefflich; die Speisen ausgesucht und zahlreich, wenn sie auch nicht in der bei uns üblichen Reihe folgen. Wir müssen von allem nehmen, oder doch wenigstens kosten. Meine Gefälligkeit in dieser Beziehung und mein Magen kennen keine Grenzen, bis ein Gang, betitelt: Endivio au gratin, der der Triumph der brescianischen Kochkunst zu sein scheint, herumgereicht wird.

Er besteht aus abwechselnden Schichten von Cichorie und einem nationalen Käse; das Ganze mit verschiedenen Gewürzen zubereitet, aus denen ich Anis oder Fenchel herauszuschmecken glaube.

Unser Wirth und die anderen italienischen Gäste bedienen sich reichlich von dieser Speise; mein Magen dagegen rebellirt beim ersten Bissen und verweigert den Gehorsam. Alles, auch auf dem Gebiete der Küche, ist ja nur Gewohnheitssache; aber dies Probestück war mir zu stark und ich erkläre mich für besiegt.

Unterdeß geht die Unterhaltung anfangs piano, piano, dann rinforzando weiter. Die Herren sprachen nur wenig französisch, und mein Freund und ich, wir waren des Italienischen nur wenig mächtig, besonders des lustigen heiteren Geplauders nach dem Trinken, und trotzdem verständigten wir uns famos.

Beim Nachtisch hatten schöne Früchte und Confitüren die Hammel, Tauben, Maccaroni, Zicklein und den Cichorienkäsekuchen ersetzt. Der Champagner floß in Strömen; dazwischen wurden patriotische Toaste ausgebracht und nationale Schnäpse in etwas großen Gläsern herumgereicht, bis plötzlich, so um 10 Uhr, dem Grafen eine Depesche übergeben wurde, die alles verdarb und die Freude in Trauer verwandelte. Die Schweizer des Papstes Pio nono hatten Perugia wieder erobert und die Häuser, die Einwohner und namentlich den weiblichen Theil derselben gerade so behandelt, wie im Jahre 1849 die Kroaten in Brescia gehaust hatten. Die Ordnung war auf dieselbe Weise

in Perugia hergestellt worden, wie seiner Zeit in Warschau und der päpstliche Legat, der dies fromme Werk geleitet, hatte in dieser unglücklichen Stadt sagen können, wie einer seiner Amtsvorgänger in Beziers sagte:

„Gott wird die Seinen schon herauserkennen".

Der Graf von Santa-A . . ., ein großer Mann, dessen schönes Antlitz von einem grauen Bart eingerahmt und von dichten schwarzen Brauen beschattet war, hatte sich erhoben und las langsam, sich dem Kronleuchter zuneigend, die wenigen Zeilen des Telegramms, dessen Sinn wir nur zu gut verstanden. Die Stimme zittert ihm, seine Hände bewegen sich erregt hin und her, wie wenn er die Schweizer, die Urheber dieser Gräuel, packen und wieder von sich stoßen wolle . . . Wir haben uns sämmtlich auch von unseren Sitzen erhoben . . . Und nun, mit flammensprühenden Augen, fest zusammengebissenen Zähnen, ergreift er die Hände von uns beiden französischen Kapitänen, die wir zu seiner Rechten und Linken standen, drückt sie kräftig, wie wenn er sich mit uns zu einem und demselben Racheschwur verbinden wolle und stößt endlich die Worte aus: „Tod den Oesterreichern . . . Tod den Schweizerbären . . . Morte ai barbari . . ."

Ihm nur ein Wort des Dankes und des Lebewohls sagend, denn wir begreifen, daß wir diesem tiefen Familienschmerz zu fern stehen um länger zu verweilen, überlassen wir unsern Wirth und seine Freunde ihren Eindrücken, ihren Empfindungen und Entschlüssen.

Unter den zehn italienischen Gästen befanden sich einige, aus der Gegend des Gardasees gekommene Garibaldianer; andere schickten sich an, zu den wie man sagte, mit dem 5. Armeekorps des Prinzen Napoleon, dessen nahe Ankunft bevorstand, vereinigten Toscanern zu stoßen.

Ein Diener führte mich zu dem weit entlegenen Palais des Grafen Martinengo zurück, und da der Verwalter auf meine Heimkehr wartete, hatte ich nicht nöthig, den Schlüssel und seinen geheimnißvollen Mechanismus zu erproben.

21. Juni. Castenedolo. — Die vielen Mußestunden in Brescia machten es mir möglich, meine Aufzeichnungen und Notizen durchzusehen. Schon mehrmals war es mir aufgefallen, daß die große schwarze Frau, die zu dem Dienstpersonal des Schlosses gehörte, auf den Rasenplätzen und unter den Magnoliabäumen eifrig, wie nach etwas Verlorenem suchte. Heute, um acht Uhr Morgens, als ich abreisen wollte, kam — nach dem Abschiedsfrühstück, nach den Danksagungen und Händeschütteln — die brave Frau eiligst herbeigelaufen und drückte mir ein zusammengefaltetes Papier mit den Worten in die Hand: È la fortuna della guerra. Es enthielt ein vierblättriges Kleeblatt, ein seltener Schatz und von der glücklichsten Vorbedeutung für die Zukunft! Das also hatte sie seit zwei Tagen so eifrig auf den Rasenplätzen gesucht. Ihr gutes Gesicht leuchtete förmlich vor Freude, als sie sah, daß ich dies kostbare Amulett sorgfältig in meiner Brief-

tasche barg. — Noch heute ist es in meinem Besitz; ganz vertrocknet, aber wohl erhalten, liegt es unter ähnlichen Reliquien.

Die Abschiedsworte des Verwalters lauteten:

„Herr Kapitän, wenn Sie — was Gott verhüten wolle — verwundet werden sollten, so kehren Sie zu uns zurück . . . Wir werden Sie gut pflegen und bald wieder herstellen . . ." Lächelnd und doch bewegt, gebe ich ihm dies Versprechen, das ich später auch gehalten habe.

Zwei Regimentserlasse werden uns bekannt gemacht:

1. In Folge kaiserlicher Entscheidung vom 17. d., sollen die zu höheren Graden beförderten Gardeoffiziere zur Linie versetzt werden; die zu Offizieren ernannten Unteroffiziere und die, bis zum Range eines Kapitäns incl., beförderten Offiziere verbleiben bei der Garde.

2. Diese Entscheidung betrifft nur die vakanten Posten im italienischen Heere und nicht die, welche bei den im Depot zurückgebliebenen Bataillonen vakant werden könnten.

Für Letztere war die Regel wie früher: „Die zu Lieutenants beförderten Unteroffiziere verbleiben allein beim betreffenden Bataillon."

22. Juni. — Der Uebergang über den Chiese geht ohne Kampf vor sich, und wir marschiren durch die am rechten Ufer dieses Flusses gelegene, bedeutende Stadt Montechiaro.

Das Land ist herrlich und sehr gut bebaut; es ist von Hügeln durchzogen, die mit leichter Mühe, ebenso

wie die Dörfer und Flüßchen, zu vertheidigen sein würden.

Der seit Magenta fortgesetzte Rückzug der Oesterreicher setzt uns in Erstaunen. Im Jahre 1796 schlug sich Bonaparte in diesem Landstrich, den wir durchziehen, jeden zweiten Tag; aber es ist freilich wahr, daß er auch einen Tag um den andern einen neuen Sieg davontrug.

Endlich gegen Abend verbreitet sich das Gerücht, daß uns der Feind auf den Höhen von Castiglione erwartet, auf demselben Terrain, wo die österreichischen Truppen alljährlich einem eingebildeten Feinde gut ausstudirte und immer siegreiche Schlachten lieferten.

Die Landbewohner versichern uns, daß die Höhen von Castiglione mit provisorischen Fortifikationen bedeckt sind.

Dennoch deutet in dem, dem Regimente vorgeschriebenen Dienst, nichts auf eine so nahe Nachbarschaft des Feindes! Uebrigens ist der Name Castiglione von glücklicher Vorbedeutung, und das Herzogthum ist seit dem Tode Augereau's, seines ehemaligen Eigenthümers, vakant.

Folgende Gerüchte haben sich verbreitet: Kaiser Franz Joseph soll selbst den Oberbefehl über seine Armee übernommen haben; Gyulay in Ungnade gefallen sein; zahlreiche Verstärkungen werden erwartet; in der Romagna, in den Herzogthümer Parma, Modena und Toscana soll, bei Ankunft des Prinzen Napoleon, dessen Armeekorps nur noch zwei Tagemärsche vom Mincio

entfernt ist, ein Pronunciamento erlassen worden sein. Und doch waren diese kleinen Staaten, mit Ausnahme derer, die dem Klerus unterworfen waren, nicht gar zu unglücklich unter der Regierung ihrer Herzöge und Herzoginnen; sie konnten — wie die Einwohner von Brescia von den Oesterreichern — sagen: „Non ci trobolava und wir verkauften all' unsre Waaren gut". Nun, das ist hohe Politik!

23. Juni. — Einer unsrer Bataillonsadjutanten, Kapitän Dupont, zeichnet mit seinem sicheren und anmuthigen Stift die Landschaft, die uns umgibt. Er hatte am 1. Oktober 1851 die Kriegsschule von Saint-Cyr verlassen, war mit 24 Jahren, im Juni 1855, schon Kapitän und außer mit dem Kreuz der Ehrenlegion, mit sieben bis acht ausländischen Orden dekorirt. Dupont ist ein höchst verdienstvoller Offizier, und überdies ein Neffe des Marschall Pelissier. Als ich noch auf der Schule Lieutenant war, stand er unter mir als Sergeant, so daß wir die freundschaftlichsten Beziehungen unterhielten. In seiner Arbeit fortfahrend, sagte er plötzlich:

„Das ist voraussichtlich meine letzte Zeichnung; aus der nächsten Schlacht komme ich nicht mehr zurück".

„Aber was fällt Ihnen denn ein? Wie kommen Sie auf solche Ideen?" versetzte ich. „Haben Sie in der Krim nicht oft dem Tode ins Auge gesehen? . . . Und Sie sind nicht einmal verwundet worden!"

„Ja, das war etwas ganz Anderes; ich war bei meinem Onkel, als einer seiner Ordonnanzoffiziere, und

die Kugeln und Bomben kamen nicht bis zu uns. Diesmal irre ich mich nicht, mein Freund, Sie werden es sehen".

Was man auch dagegen einwenden mag, es gibt doch Ahnungen; freilich beachtet man nur die, die die Phantasie erregen und die auch eintreffen, die andren vergißt man.

Wie viel Offiziere haben vor einer Schlacht nicht ähnliche Gedanken wie Kapitän Dupont und sind doch unverletzt aus dem Kugelregen hervorgegangen! Und wie viel andere sind gefallen, ohne jemals eine Todesahnung gehabt zu haben!

Vielleicht führt dies Ahnungsvermögen, d. h. der immer auf denselben Gegenstand gerichtete Gedanke, eine Art Anziehungskraft, einen magnetischen Strom zwischen dem eigenen Ich und dem, was man fürchtet oder hofft, herbei?

Solche Meditationen, die würdig wären in Swedenborg's Quartbänden zu figuriren — und sie mögen sich ja wohl darin vorfinden — sind mir nie eigenthümlich gewesen. Bei allen wichtigen Ereignissen, die sich wohl einen oder den andren Tag bei jedem einstellen, habe ich mich mit der kurzen, etwas fatalistisch angehauchten Formel: In Deo fides begnügt. Was nun auch daran sein möge, am folgenden Tage, beim ersten Sturm der Voltigeure auf die Wälle von Solferino, wurde unser junger Kamerad von einer Kugel getroffen, die seine Vorahnungen erfüllte und uns tief betrübte.

Fünfzehntes Kapitel.

Hinter Castiglione. — La Spia d'Italia! — Eine Ueberraschung. — Auf dem Marsch. — Ein verheiratheter Sergeant. — Lieutenant Chassériaux. — Noch einmal von vorn an. — Philosophische Betrachtung. — Die Stimme des Kaisers. — Chocolat Menier. — Beim Sturm. — Militärmusik.

Den 24. Juni. — Abmarsch um fünf Uhr Morgens; von einer Schlacht ist keine Rede. Die Bataillonsadjutanten reiten wie gewöhnlich der Division voraus, um hinter Castiglione für die Quartiere oder das Bivouak zu sorgen.

Die Nachrichten der Landleute erweisen sich als wahr: das Terrain auf den Höhen ist von österreichischen Befestigungsarbeiten ganz umgewandelt. Schutzgräben für die Vertheidiger sind angelegt; die Wege sind von so tiefen Gräben durchschnitten, daß sie die Kanonen, die Munitionswagen, ja nöthigenfalls auch die Infanterie zum Stillstand bringen können. Auf die vorgeschobenen Posten hat man trockene Staudengewächse —

ich glaube Erdbeerbäume — verpflanzt, um den Wachen und Vedetten Deckung zu schaffen. Alles deutet darauf, daß vor nicht langer Zeit große Truppenmassen hier verweilten. Feuerspuren, Offizierszelte, Ueberbleibsel aller der namenlosen Dinge, die von den großen Ansammlungen menschlicher Bestien unzertrennlich sind, fanden sich noch vor.

Wilde Thiere lassen weniger Unrath, weniger abscheuliche Spuren ihres Aufenthaltes oder Durchzugs zurück. Dies herrliche Land ist verwüstet, zerstampft, geplündert, stellenweise eingeäschert — nur um den Erhaltungstrieb zu befriedigen, der Zerstörungswuth Genüge zu thun, die dem Menschengeschlecht anhaften. Aber nirgends ein lebendes Wesen und — so weit das Auge reicht — läßt kein feindlicher Soldat, weder zu Fuß noch zu Pferde, die Nähe von Truppen ahnen, die sich in den Bodensenkungen, den Häusern und hinter den Hecken verborgen haben könnten.

Wozu sind dann diese vielen Vertheidigungsmaßregeln getroffen, wenn sie doch nicht benutzt werden?

Zu unsrer Rechten erstreckt sich eine ausgedehnte, mit Landgütern und Dörfern übersäete Ebene; vor uns liegen die Orte Cavriana und Solferino, überragt von dem halb zerstörten feudalen Thurm, der als alter Spion das ganze umliegende Land der Lombardei und Venetiens beherrscht. Sein Name zeigt schon die Rolle des Beobachters, die ihm zugewiesen war, an, denn er heißt: La Spia d'Italia!

Die Stabsoffiziere weisen den Regimentern die

verschiedenen Lagerplätze an. Dem zweiten Voltigeurregiment wird folgende Ordre mitgetheilt:

„Die Gewehre in Pyramiden zusammenstellen; die Tornister ablegen; aber Niemand darf sich entfernen, da in jedem Augenblick die Marschordre ausgegeben werden kann. In jedem Falle Dienst wie gewöhnlich".

Unterdeß war die Sonne siegreich durch einen dichten Nebel durchgedrungen, welcher stellenweise aus den Schluchten aufstieg; das war ein fast untrüglicher Vorbote von Gewittern.

Plötzlich ertönt aus der Ferne, erst seltenes, dann lebhafteres Kleingewehrfeuer. Die Vorposten beider Armeen müssen zusammengetroffen sein.

„Ah!" sagte ich zu meinem Kommandanten, „das ist eine Schlacht . . . nun kommen wir endlich dran". Und ich vermochte meine Freude darüber kaum zu verbergen.

„Bah! Sie träumen immer nur von Schlachten . . . das ist ein kleiner Zusammenstoß der Feldwachen, weiter nichts".

Das war es in der That auch, aber so fangen die Schlachten an . . . und ein dumpfes Grollen breitet sich rasch von den Höhen aus, die etwa 6 bis 8 Kilometer rechts von uns auf die Ebene niederschauen.

Bald mischt der Kanonendonner seine mächtige Stimme in das Knattern des Kleingewehrfeuers.

„Diesmal ist es wirklich so . . . es ist eine Schlacht!" Aber er erwidert nichts. — Am Tage vorher hatte er die Nachricht von der Geburt einer Tochter erhalten —

das erste Kind in seiner jungen Ehe — da verlangte die Natur gebieterisch ihre Rechte, die in so feierlichen Stunden noch eindrucksvoller wirken, trotz der unanfechtbaren Bravour dieses Mannes, der auf dem großen Malakoffgemälde auch abgebildet ist.

In einem weihevollen Schweigen, welches auf das Geschrei, auf die Kalauer der neben ihren Gewehrpyramiden sitzenden oder ausgestreckt liegenden Soldaten folgt, die unter der Beredsamkeit des Pulvers verstummt sind, erwarten wir die nächsten Befehle.

Da plötzlich sprengt der Kaiser, von Castiglione kommend und von seinem Stabe gefolgt, im Galopp vorüber, und die glänzende Vision verschwindet blitzschnell nach der rechten Seite unsrer Brigade.

Bald darauf kommt General Camou allein angeritten; er gibt Befehl die Gewehre aufzunehmen und sich sofort in Marsch zu setzen. Dann wendet er sich an Kapitän Commerçon, den Adjutanten meines Bataillons:

„Werfen Sie sich aufs Pferd und überbringen Sie dem 3. und 4. Voltigeurbataillon dieselbe Ordre".

Der Kapitän gehorcht, indem er an unsren drei Bataillonen entlang reitet, die schon, wie in einer instinktiven Vorahnung der kommenden Ereignisse Gewehr bei Fuß und mit aufgeschnalltem Tornister marschfertig dastehen.

Der Befehl des Divisionsgenerals wird dem Oberst des 3. Voltigeurbataillons mitgetheilt; derselbe verlangt nähere Erklärungen . . . aber der Adjutant weiß nichts, als daß er dieselbe Ordre an das 4. Bataillon zu

übermitteln hat und sprengt davon, um mit Mühe, quer durch Felder, sein Regiment wieder einzuholen. Das tapfre Herz hat Furcht, auch nur eine Minute, ja eine Sekunde von dem blutigen Drama zu verlieren, dessen Prolog sich schon hören läßt.

Wir verfolgen, in halben Sektionen, zu Marschkolonnen formirt, einen ziemlich schmalen Weg, der an einem reizenden, ganz von Weinstöcken und Maulbeerbäumen bedeckten Hügel entlang zog; derselbe verbarg uns die entfernteren Höhen von Solferino und Cavriana.

Die Tete der Regimentskolonne gelangt an eine schmale Bodensenkung — etwa 50 bis 60 Meter — welche diesen Hügel mit einer etwas höheren, ebenso lachenden, grünen Anhöhe verband, auf der wir den Kaiser mit seiner ganzen Suite erblicken.

Ohne Arges zu denken, folgen die Sappeurs des Regimentsstabes noch immer der Straße, welche sich parallel mit den steileren Höhen, die wir jetzt durch die kleine Bodensenkung besser sehen können, zur Ebene hinzieht, als plötzlich aus einer Entfernung von 500 bis 600 Metern, aus der Vogelperspektive, sieben bis acht Granaten aus einer sichtbar unter dem Thurm von Solferino aufgefahrenen Batterie auf uns niederplatzen. Ah! Die Oesterreicher kannten das Terrain und wendeten ihre Vorstudien über die Berechnung der Entfernungen jetzt vortrefflich an.

Ein Sappeur fällt, uns mit seinem Blut bespritzend; als ich ihn stürzen sah, verstand ich mit einem Male

die schreckliche Bedeutung der Worte: Von einer Kugel mitten durch geschnitten!

Hinter mir ruft es: „Ach, meine armen Kinder!" der älteste Sergeant im Regimente, der rechte Flügelmann der 1. Kompagnie, hat diesen Schrei ausgestoßen.

Man that im Regimente so, als wüßte man nichts von dieser verbotenen Familie, was bei den alten Gardeunteroffizieren, die dekorirt sind und nahe vor dem Ende ihrer Dienstzeit stehen, nichts Seltenes ist. Der arme Kerl lag mit zerschmettertem Schenkel an der Erde und hauchte gleich darauf den letzten Seufzer aus. Auch hier forderte — trotz aller Vernünftelei, aller Sophismen — die Natur, die Familie ihr unveräußerliches Recht: Der Familienvater stirbt mit dem Rufe: „Ach! Meine Kinder, meine armen Kinder!" Der unverheirathete Mann ruft meistens: „Ach! Mein Gott!" ein Ausruf, der so oft gehört wird, daß er nichts Ergreifendes mehr hat.

Der herzzerreißende Schrei des alten Sergeanten, der im letzten Augenblick nur an seine Kinder dachte, ist eine der wehmüthigsten Erinnerungen meines militärischen Lebens.

Ohne Unterbrechung fallen Granaten nieder, die Bäume zersplitternd, die Kieselsteine aus den Weinbergen, die dadurch fast ebenso gefährlich werden, in weitem Bogen aufschleudernd.

Todte und Verwundete liegen am Boden; unter letzteren Herr Chasseriaux, Lieutenant bei der 1. Kom-

pagnie, ein ausgezeichneter, bei seinen Kameraden, wie seinen Vorgesetzten, sehr beliebter Offizier. Am letzten Abend hatte der arme Mensch aus Paris einen prachtvollen Blumenstrauß erhalten, den ihm seine Freunde am folgenden Tage auf das Grab legten . . .

Das Geräusch und die von dieser blutigen Scene unzertrennliche Bewegung, hatten nun auch die Aufmerksamkeit des Kaisers erregt.

Ein Ordonnanzoffizier überbringt uns den Befehl, das 1. Bataillon in der Stellung, in der es sich befindet, Halt machen zu lassen, d. h. die beiden Kompagnien rechts auf dem Hügel, wo sich der kaiserliche Stab befindet; die vier anderen Kompagnien sollen sich auf den Abhängen des Berges, an dem wir entlang marschirten, rottenweise zusammengedrängt, in Kolonnenform aufstellen, so daß das Terrain Deckung gegen die Wurfgeschosse bot. Diese Bewegung bringt mich in die Nähe des armen Chasseriaux, der, als er meine Stimme hört, die vom nahenden Tode schwer niedergedrückten Augenlider hebt, um mich noch einmal anzublicken.

„Sonderbar", sagt der Stabsarzt Dr. Gaullet leise zu mir, „er hat keine schweren Wunden . . . aber ihm sind alle Glieder zerbrochen, wie wenn er von dem ganzen Inhalt einer Kartätschenbüchse auf einmal getroffen wäre. Er ist verloren."

Nicht weit von der Gruppe, die den Kaiser umgiebt, schickt sich eine Gardebatterie an, die höflichen Grüße der feindlichen Batterie zu erwidern. Ich nehme mir vor, gut auf das acht zu geben, was in meiner Nähe,

wie fern von mir in der Ebene vorgeht, die ich allgemein die Ebene von Medole nennen höre.

Etwa dreißig Schritt von uns, durch Maulbeerbäume getrennt, die mit den schon zu Boden gestreckten Bäumen und den Weinspalieren ein so dichtes Wirrsal boten, daß der Marsch unendlich schwierig wurde, hielt der Kaiser, sich auf der höchsten Spitze des Hügels scharf vom Himmel abhebend . . . Eine seiner Epaulettes hing lose herunter . . . er kaut gerade, wie wir andren einfachen Sterblichen auch, an einigen Weinreben. Um ihn her liegen zwei oder drei Pferde ausgestreckt und der Oberstabsarzt, Baron Larrey, den ich deutlich erkenne, scheint irgend einen Verwundeten zu untersuchen. Auch der schöne Oberst Verly von der Leibgarde, den wir im Jahre 1854, als dies Elitekorps gebildet wurde, oft in Versailles sahen, steht zu Fuß daneben. Zu Pferde sehen wir unsren neu ernannten Marschall Reynauld de St.-Jean-d'Angély, die Gardegeneräle Camou, Manèque, die Adjutanten und Ordonnanzoffiziere; unter Letzteren mehrere Kameraden von mir, und endlich ein Dutzend Leibgardisten, deren Küraß und Helm in der Sonne blitzen.

Der Kaiser beobachtet die Vorgänge in der Ebene; das 2. Armeekorps — Mac Mahon — das uns näher ist, hat schon zum Theil die Höhen erstiegen; weiter davon befindet sich das 4. Armeekorps — Niel.

Kavallerieregimenter greifen unsre in Carrees formirte Infanterie an. 2 bis 300 Meter von uns entfernt halten sie, wirbeln einen Augenblick unter dem Feuer

der gezogenen Kanonen und dem Infanteriefeuer wild durch einander, blasen dann zum Rückzug und verschwinden wieder.

„Ah!" ruft plötzlich der Kaiser; „Morris schwenkt zu weit links ab . . . er will wohl den Berg erklimmen. Das gelingt ihm nicht."

Ein Offizier sprengt davon, um General Morris neue Befehle zu überbringen.

Als Oberkommandeur der Gardekavallerie hatte er Auftrag die Lücke zu schließen, die sich zwischen dem 2. Korps, das links auf die Höhen von Cavriana losrückte und dem 4., das in der Ebene verblieben war, bildete.

Dann richtete der Kaiser seinen Feldstecher nach vorn, auf das Dorf Solferino, das seit dem Morgen vergebens vom 1. Armeekorps, dessen Reserve wir speziell bildeten, angegriffen wurde.

Nach jener Seite vermag ich nichts zu sehen, da der Vorbeimarsch der Truppen den Schauplatz des Dramas, wie das Drama selbst verdeckte. Der Mensch ist ein wunderliches Geschöpf: Während der Kaiser sein Glas auf den Theil des Schlachtfeldes gerichtet hält, der für mich unsichtbar ist, und nach dem seine glücklichere Umgebung auch die Köpfe gedreht hat ad heri exemplar — nach dem Beispiel des Gebieters — kommt es mir vor, als hätte ich gar nichts zu thun und da fällt mir plötzlich ein lateinisches Sprichwort ein: Omnis vita humana otium est, aut negotium.

Der gute Sancho Pansa sagt, daß ein Sprichwort das andre nach sich ziehe, und so geht's auch mir. Zufällig fällt mein Blick auf unsren neuen Oberst und nun zermartere ich mein Hirn, um ein griechisches Wortspiel zu finden, das allenfalls seine etwas zu scharfe Kritik über Cambronne bei Waterloo rechtfertigen könnte. In Anbetracht der Lage, in der ich mich befinde, ist es wirklich eine anerkennenswerthe Leistung, daß mir ziemlich korrekt das bekannte Citat einfällt, das in freier Uebersetzung lautet: Der Mann, der die Flucht ergreift, kann von neuem kämpfen. Ich mußte über meinen Einfall lächeln, hütete mich aber wohl, ihn dem, der mich dazu angeregt hatte, zu verrathen.

Ueber unsren Köpfen, etwas nach rechts, ließ sich eine starke Detonation hören. Eine österreichische Rakete, die ohne Nutzen für die, die sie losgelassen, zerplatzte, war die Ursache dieses Geräusches. Meine lebhafte Aufmerksamkeit hat einen neuen Anhalt gefunden und mit derselben Ungeduld, wie die Zuschauer eines Feuerwerks, die so weit entfernt stehen, daß sie nur die hoch gehenden Körper sehen können, verfolge ich in der Luft diese phantastischen Wurfgeschosse; sie erscheinen mir nicht so sehr schreckhaft, da die Gefahr, die durch sie droht, bekannt und zu übersehen ist. Ich berechne den Lauf von einem halben Dutzend etwa, und komme zu den Schluß, daß sie viel Lärm um nichts machen und den Zweck, zu dem sie erschaffen und in die Welt gesetzt sind, nicht erfüllen. Plötzlich kommen mir andre Gedanken. Wie, wenn

eine von diesen Raketen zufällig gerade unter die kaiserliche Suite niederfiele? Was würde dann geschehen?

Andre Betrachtungen kreuzen sich rasch in meinem Hirn . . . wie groß ist die Verantwortung für einen Oberbefehlshaber, der eine Armee leiten soll, die sich wie die unsrige auf einem Halbkreis von 15 bis 20 Kilometer schlägt? Und wenn nun dieser oberste Kriegsherr nicht ein einfacher Marschall von Frankreich, sondern der Herrscher über eine große Nation ist, was für Gedanken mögen ihm wohl in gewissen Schlachtmomenten, zum Beispiel in den kritischen Momenten, durch den Kopf gehen? Glücklich die einfachen Leute — sage ich mir, indem mein Blick auf die Soldaten fällt — die wie ich, keine andre Verantwortlichkeit haben, als die, auf so anständige Weise wie möglich, ihre Haut in Sicherheit zu bringen! Mechanisch ziehe ich die Uhr hervor; sie zeigt auf halb zwölf.

„Die Bewegung der Division Forey soll durch eine Voltigeurbrigade unterstützt werden."

Trotz ihrer Ruhe und Weichheit übertönt diese Stimme einen Augenblick den Höllenlärm der Kanonen, die seit dem Morgen, vom Gardasee an bis nach Medole und noch weiter, Zwiesprach mit einander halten.

Und diese Stimme gehört dem Kaiser an!

Ein dumpfes Geräusch, das — natürlich in andren Dimensionen — dem Summen eines in seiner friedlichen Arbeit gestörten Bienenschwarmes glich, folgte auf den kaiserlichen Befehl. Es war nicht schwer, auf den mich umgebenden Gesichtern die verschiedenen Aus-

legungen des Kaiserwortes zu lesen. Einige strahlten in Erwartung kommender Auszeichnungen und Belohnungen . . . für andere war es das unvermeidliche Todesurtheil, das sie zwischen jedem Worte des historisch gewordenen Satzes herauslasen . . . Die Mehrzahl stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, daß dies Abwarten ein Ende nahm, während dort oben jede Minute einen mörderischen Kampf nach sich ziehen, und wie bei Magenta einen Ausgang ohne Nutzen, ohne Gefahr und ohne Ruhm für die Voltigeurdivision, nehmen konnte.

Ich glaube, alle diese Betrachtungen hatte ich, eine nach der andern, angestellt; dazu hatte ich, außer einer um drei Uhr Morgens zu mir genommenen Tasse Kaffee und einigen, von Zeit zu Zeit zerkauten Weinstengeln, seit gestern nichts gegessen . . . Kurz, ich verspüre Hunger, und die Wagenladungen Brod, die Dank der Fürsorge der Intendanz, auf beiden Seiten vom Mont Cenis verschimmelten, wären dem ganzen Regiment hochwillkommen gewesen. Dies Problem zu lösen schien mir unmöglich, da — o Wonne — fällt mir ein, daß ich vor zwei Monaten, am 28. April, bei der Abreise von Fontainebleau — um für manche Kriegseventualitäten gesichert zu sein — in meine große Satteltasche, tief unter den aufgerollten Binden und Pflastern, einige Tafeln der ausgezeichneten Chokolade Menier vergraben habe.

Bald durch die Sonne vertrocknet, bald durch die Gewittergüsse aufgeweicht, hatte sie alle diese Proben

überstanden und leistet auch jetzt dem kräftigen Angriff eines administrativen Hungers, einer der unangenehmsten Sorten des Hungers, die den Soldaten im Kriege packen können, Widerstand. Ich benutze die Frist, die mir noch bleibt, um eine der Tafeln aufzuknabbern; und ich empfehle die Chokolade Menier gratis allen kommenden Generationen, den Civil- wie Militärpersonen, ja auch denen, die keins von beiden sind, wie z. B. die Herren von der Verwaltung und vom Proviantamt.

Zwischen dem kaiserlichen Befehl und seiner Ausführung vergehen zehn Minuten. Endlich kommen die Kompagnien meines Bataillons in Bewegung und defiliren beim Kaiser vorbei, mit den lebhaften Rufen „Vive l'Empereur!"

Er lächelte und schien über unsre Begeisterung sehr zufrieden.

Nun geht's aufwärts, immer aufwärts, und bald taucht vor unsern Augen, im blendenden Mittagssonnenschein, das gelobte Land auf — der Thurm von Solferino und hinter ihm zur Linken, das Dorf und die Höhen von Cavriana. Das feindliche Geschütz vor uns schweigt; gewiß ist es von unsrer Artillerie erdrückt... aber zahlreiche Kugeln pfeifen uns um die Ohren und einige Raketen setzen ihren zwecklosen Flug fort.

Jetzt geht's auf einem schmalen Hohlwege, (richtiger einem Fußpfade) der sich in vielen Windungen nach Solferino hinzieht, den Abhang hinab. Die graden Wege, die dahin führen und die wir werden ersteigen

müssen, sind rauh und beschwerlich; sie gleichen gewissen Landstrichen in der Provence. Wasserfälle, zwischen Steingerölle und üppigem Grün, begleiten uns von unten bis zur Höhe. In der Nähe des Dorfes, von unsren Voltigeuren getrieben, klettert eine Gardebatterie, mit Hülfe der Hände hinauf, nähert sich dem Feinde und findet einen passenden Platz, um etwa 300 Meter aus der Vogelperspektive die in dem armen Dorf versteckten Oesterreicher zu beschießen.

Die Bataillonsadjutanten steigen von ihren jetzt entbehrlichen Pferden ab.

Auf dem von Hecken eingefaßten Fußsteig müht sich der Oberst, dunkelroth und in Schweiß gebadet, ab.

„Vorwärts, meine Kinder! Muth! Habt keine Furcht, Kinder!"

Alle sehen ihn neugierig an und mir fällt ein, wie der Kaiser eine berühmte Proklamation mit den Worten schloß:

„Ich will euch nicht sagen: Marschirt voran, ich folge Euch, sondern: ich gehe voran, folgt mir!"

In diesem Augenblick erscheint, gleichfalls zu Fuß, der Oberst und Chef des Garde-Generalstabes, ruhig, würdevoll wie immer.

Da ich ihn seit zehn Jahren kenne und auch etwas von ihm gekannt bin, erlaube ich mir die Bemerkung, daß, wenn wir sofort den Hügel erklimmen, unsre Voltigeure gewiß das Schießen der feindlichen Batterie, die wegen der Nähe scharf gespannt ist, zum Schweigen bringen werden und daß es, — wenn man an Meleg-

nano denkt — vielleicht angezeigt wäre, erst einige Kugeln in's Dorf zu entsenden, bevor man es stürmt. Der Oberst billigt diesen Rath, der auch seiner Ansicht entspricht, und zügelt den Eifer unsrer Soldaten. Und die Musik! welch eine herrliche Gelegenheit, auf tapfere, loyale und echt militärische Weise einen Theil der 45000 Francs zu verdienen, die sie jahraus, jahrein dem Kriegsbudget und der kaiserlichen Schatulle kostet.

Welch eine Ermuthigung für die Tapferen, welch fortreißende Macht für die Unentschlossenen, klingt aus diesen, Oberst Douay gewidmeten schmetternden Märschen und der, für die großen Ereignisse aufgesparten Marseillaise!

Die Musik! . . . Ich suche sie, finde sie aber nicht. Die erste Granate, welche den Sappeur zerriß, hatte zugleich seinen Nachbar, die große Pauke durchbohrt, das große Ophikleïd und die Posaunen eingeschlagen, und nun waren die Flöten und Klarinetten rasch in die Futterale gewandert und ihre Eigenthümer verschwunden . . . so müssen wir uns denn ohne Regimentsmusik behelfen und, um damit zu Ende zu kommen, will ich nur kurz erwähnen, daß wir sie einige Tage später an den duftigen kühlen Ufern des Gardasees wiederfanden.

„Wir sind verpflichtet zu spielen, nicht aber uns zu schlagen," sagte mir bei der Gelegenheit einer der besten unter den Musikern . . . „und wie soll man im Takte blasen, wenn man gleichzeitig fast unersteigbar steile Höhen erklettern muß?"

Der gute Mann hatte recht; heute, wo die Kanonenkugeln eine Tragweite von 15 bis 18 Kilometern und die Flintenkugeln von 1500 bis 1800 Metern haben, würde er noch viel mehr in seinem Rechte sein. Das hindert aber nicht, daß man noch lange mehr als 7 Millionen jährlich allein für die Musikkapellen auf der ganzen Welt ausgeben wird, ein unnützer, kostspieliger Luxus für die Garnison, da ja das kleinste Dörfchen seine Fanfaren und Choräle hat; aber in den Schlachten ist es ein noch größerer Luxus, wie die früheren Kriege es bewiesen haben und die kommenden es ebenfalls, aber vergebens, beweisen werden.

Bald lassen unsere gezogenen Kanonen ihre Stimme hören, und ich muß gestehen, daß ich dies schreckliche Schauspiel mit Neugierde und verdammenswerthem Egoismus angeschaut habe. Die Dächer fallen in Trümmer, die Mauern stürzen ein . . . und vor uns niemand, keine Infanterie, keine Artillerie, die diese Zerstörung erwidern könnte. Ich zähle die Schüsse. Beim zehnten, dem noch zwei weitere folgen, sehe ich den Chef des Gardestabes an, der, meinen Gedanken errathend, ruft:

„Vorwärts Voltigeure! Zum Sturm! Es lebe der Kaiser!"

Sechzehntes Kapitel.

Ein bescheidener Held. — Aus nächster Nähe. — Zwei Wunden. — Beim Herrn Maire. — Eine Fahne. — Menschenjagd. — Die Obersten Puech nnd Fournier. — Unser Oberst. — Großartiges Panorama. — Fünf Gefangene. — Ein guter Fang. — Intriguenspiel. — Kapitän Dupont. — Ein seltsamer Mitarbeiter.

Diesmal kamen wir also wirklich an die Reihe! Und nun begann ein Sturmlauf auf den Thurm — ein Sturmlauf, den selbst die kräftigsten, ausdauerndsten Knie spüren mußten. Auf Händen und Füßen — und Gott verzeih' mir's, aber ich glaube auch mit Hülfe der Zähne — wurden diese Steinmassen erklettert, die stellenweise ganz steil aufragten; wir klammerten uns an die vorspringenden Steine, an die Zweige der Büsche, an die freischwebenden Wurzeln an.

Auf diesem gefahrvollen Wege vermochte ich nur wenig wahrzunehmen. Hier und da liegen starr ausgestreckt vereinzelte Leichen; einige Verwundete, die sich

Deckung suchten, und rechts unter einem Baum, ein ohnmächtiger Bataillonschef der Jäger.

Wir klimmen immer höher, unter Zurücklassung der weniger flinken und gewandten Kletterer. Zu unsrer Linken, auf einem ganz kahlen Hügel, der durch eine tiefe Schlucht von dem unsrigen getrennt ist, hebt sich von dem hellen Sonnenhimmel ein Tambour vom 33. Linienregiment scharf ab. Er ist allein, aber er trommelt zum Angriff, mit einer Kraft, wie wenn zwanzig Tambours vereinigt wären.

„Bravo, Voltigeure! . . . Sie flüchten . . . Ah! Da kommen sie wieder . . . Nein, sie suchen Deckung hinter den Mauern! . . . Vorwärts! Vorwärts!!"

Mit seiner Trommel, seiner schlichten Uniform und Mütze, kommt mir dieser kleine, von den Sonnenstrahlen umleuchtete Tambour wie in einer Apotheose verklärt vor. Er erscheint mir ebenso groß, erhaben und schön, wie hinter uns der zu Pferde haltende Oberkommandeur, zu dem er ein majestätisches Gegenstück bildet.

Was mag aus diesem tapferen Tambour geworden sein? Ob er die für soviel Muth und Kaltblütigkeit verdiente Belohnung erhalten haben mag? Es fällt mir gar nicht ein, ihn nach seinen Namen zu fragen, und so oft ich an die Wechselfälle jener Schlacht denke, werde ich, in Erinnerung an diese Vergeßlichkeit, roth.

Die Kugeln, die bisher über unsre Köpfe hinweg pfiffen, fallen jetzt zwischen uns nieder. Noch eine tüchtige Anstrengung und wir befinden uns auf einem Plateau, welches erst kürzlich von einer österreichischen

Batterie verlassen ist — wahrscheinlich von derselben, die uns so verhängnißvoll geworden. — Rechts winkt der Thurm von Solferino zu uns herüber, und vor uns, ein wenig zur Linken, erhebt sich ein großes, von Mauern umschlossenes und von einigen Bäumen beschattetes Rechteck, das an verschiedenen Stellen malerisch mit Epheu und Wein umrankt ist.

Eine eingehendere Untersuchung anzustellen, fehlte es mir an Zeit; aber es schien mir, als befänden sich hinter den Mauern mehrere Häuser und eine Kirche... verworrenes Stimmengeräusch, Waffengeklirr, eilige Schritte tönen heraus. Dort also winkt die Gefahr; dort befindet sich der Feind, und wir sind, um ihn zu verjagen, im ganzen nur sechs Mann. Eine monumental aussehende Thüre, mit zwei rechteckigen Giebelfeldern zu beiden Seiten, ist an der schmalsten Vorderfront in die dicke Mauer eingelassen; von der Seite gesehen kann ich nicht ergründen, ob sie offen steht oder geschlossen ist.

Während ich mir darüber noch den Kopf zerbreche, gewahre ich an der Erde eine kleine österreichische Axt, die mir vielleicht zur Lösung dieses Problems behilflich sein kann. Mich zu meinen Klettergenossen wendend, sage ich:

„Mir scheint, die da drinnen eingeschlossenen Patronen möchten lieber fliehen, als sich vertheidigen, sonst würden sie von den Mauern und der Thür aus auf uns feuern. Wir wollen diese gute Gelegenheit benützen und eindringen. Unterdeß kommen unsre Kameraden nach und

werden uns unterstützen." Gesagt, gethan! Wir laufen auf die Eingangspforte zu und finden sie weder verschlossen, noch verbarrikadirt.

Ein furchtbares Feuer, auf das wir gefaßt waren, begrüßte uns. Ich fühle gleichzeitig einen heftigen Schmerz in meinem rechten Oberschenkel und einen Prallschuß, oder vielleicht war es auch ein Steinsplitter, der die Franzen meines Epaulettes abreißt und meinen linken Arm quetscht, so daß derselbe wie gelähmt herunterhängt und die österreichische Axt fallen läßt . . . Eine andere Kugel schneidet die obere Degenscheide durch, so daß mein nicht mehr festgehaltener Degen mir zwischen die Beine geräth und mich zu Falle bringt.

Neben mir ruft's:

„O Unglück! unser Kapitän ist todt!" —

„Noch nicht," erwidere ich, mich wieder aufraffend. Leider war unsre Zahl zu klein, um von neuem zum Angriff überzugehen. Aus den Häusern und der Kirche stürzen Massen von Oesterreichern heraus und laufen auf eine zweite Thüre zu, die auf der andern Seite, als die, durch welche wir eingedrungen sind, liegt. Von neuem wird auf uns geschossen, aber niemand getroffen... Wir ziehen uns langsam hinter die Mauern zurück und zählen unsre Verwundeten und Todten. Letztere: Niemand! Verwundet: ich — Ehre wem Ehre gebührt! Mein rechter Schenkel von einer Kugel durchbohrt, und schon füllt sich mein Stiefel so reichlich mit Blut, daß es beim Marschiren gluckst. Der linke Arm ist

gequetscht, er verursacht mir viel mehr Schmerzen als die Wunde im Schenkel.

Dem Unterlieutenant Versien sind beide Arme von derselben Kugel getroffen. Er starb einige Tage danach, aber wohl eher am Fieber, als in Folge der Verwundung. — Einem andren Voltigeur wurde das Bein unten von einer Kugel durchbohrt. Der Feldwebel Poulard — der zum Unterlieutenant ernannt wurde — und die beiden andren Kameraden sind an ihrer Person unverletzt, nur die Uniform ist durchlöchert. Kurz, es sind nette Verwundungen, und ich kann wohl sagen, es war viel Lärm um — so gut wie nichts!

Ich stampfe mit dem Fuß auf und überzeuge mich zu meiner Freude, daß mein Rücken nicht in Mitleidenschaft gezogen ist. Was mich am meisten genirt, ist die verwünschte Degenscheide, welche ich mit dem linken kraftlosen Arm festhalten muß; so gut es geht, schiebe ich sie zwischen den Degengurt und meine hagere Persönlichkeit.

Aber während der Zeit, die viel rascher dahinflog als man braucht, um die Erinnerung daran zu Papier zu bringen, kamen immer kleine Trupps von Voltigeuren — Unteroffiziere und Soldaten — an. Wir sind jetzt mindestens unsere dreißig. Auf allen Gesichtern leuchtet das zu lange unterdrückte Feuer der Heldenhaftigkeit. Wir dürfen dem Feinde nicht die Zeit lassen sich zu sammeln, uns zu zählen und vielleicht zurückzukommen. So rücken wir denn allesammt abermals vor das Thor und dringen laufend in das Innere ein, nicht in geschlossenem

Gliede, sondern fächerartig zerstreut, um den Kugeln weniger leicht zum Ziele zu dienen, und den Eindruck einer größeren Anzahl zu machen.

Noch einige Flintenschüsse, die aber vereinzelt kommen und schlecht treffen . . . der Feind hat genug; er füllt die kleine Ausgangspforte und bekommt nun seinerseits unsre reichlichen Grüße. Bald bleiben nur noch die Todten und einige verwundete Nachzügler übrig, andre Sorgen beschäftigen mich.

Es ist seltsam, wie rasch man in Augenblicken ganz besonderer Aufregung, wie z. B. in vereinzelten Schlachtepisoden, alles weiß oder erräth. So weiß ich nicht, wie und auf welche Weise ich erfuhr, daß der Herr Bürgermeister sich in der so leicht eroberten Umzäunung befand. Ich begebe mich daher sofort nach der Mairie. Das Blut füllt meinen Stiefel immer mehr, und wenn mein Rücken auch unverletzt ist, so ist doch vielleicht eine Arterie zerrissen. Die für solchen speciellen Fall aufgesparten Verbandstreifen und Heftpflaster sind mit dem übrigen Inhalt meines Tornisters, der sich, ohne daß ich es merkte, geöffnet haben muß, auf den steilen Abhängen, die ich erkletterte, liegen geblieben.

Der sindaco befand sich unruhevoll und zitternd auf seinem Posten. Es wurde ihm schwer zu verstehen, was ich wünschte: nicht die Börse, auch nicht das Leben, sondern ein Handtuch, ein Stück Wäsche, das ich presto prestissimo mit dem Federmesser zerschneide; dann lasse ich — ohne allen Respekt vor der Heiligkeit des Ortes

an dem ich mich befinde, mein Beinkleid fallen und untersuche, sondire und konstatire mit immer größerer Freude, daß der rothe Lebenssaft von unten und oben klar und ruhig niederrieselt, nicht mit den heftig sprudelnden Ergüssen, die ein Anzeichen von zerrissenen Arterien sind. Ich lege mir, so gut es geht, einen Verband an, den ich mit einigen Stichen an dem Unterbeinkleid festnähe; dann ziehe ich den Uniformrock wieder an, befestige die Epaulettes, und ohne alles Schamgefühl schreite ich nun — nach den Regeln des Dienstes — zum Verhör des Herrn sindaco, der, ohne sich nöthigen zu lassen, mir Antwort gibt.

Ueber die Zahl der in dieser Umzäunung befindlichen Oesterreicher befragt, versetzt er:

„Vielleicht waren es tausend, gewiß aber sieben- bis achthundert."

Ob sie alle jetzt den Ort geräumt hätten?

„Es muß noch eine Zahl in den Kellern und Speichern versteckt sein."

Darüber mache ich mir keine Sorgen, denn ich hatte meine Befehle schon dementsprechend ertheilt.

Auf die Frage, zu welchem Regiment, zu welchem Armeekorps die Oesterreicher gehörten? sagte er:

„Er könne nicht genau darauf antworten; aber er habe auf den Uniformen Kragen von rosa, hellblau und gelber Farbe bemerkt, woraus er schließe, daß sie zu verschiedenen Regimentern gehören."

Weiter will ich fragen . . . aber in dem Augenblick erblaßt der arme sindaco noch mehr und ruft ganz entsetzt:

„Ecco la mia bandiera! Das ist mein Banner, meine Fahne!" — Ich kehre mich um und sehe noch gerade, wie ein Jäger zu Fuß sich eiligst aus dem Staube machte, einen langen Fahnenschaft, um den ein Stück gelben Stoffes umgerollt war, in der Hand haltend.

In diesem Manne ohne Waffen, mit Staub, Mörtel und Spinnweben bedeckt, erkannte ich sofort einen der Marodeure, wie es deren leider bei allen Korps gibt und die überall zu finden sind, nur nicht da, wohin die Pflicht sie ruft. Dieser hatte auf eigene Faust das Geschäft übernommen, die Keller zu durchsuchen... und während ich mich auf meinem wunden Bein aufrichte, um diesen Dieb der Ehre und vielleicht noch anderer Dinge, die ihm ebensowenig zukamen, von meinen Voltigeuren festnehmen zu lassen, entwischt er, flinker als ich, und ist nicht wieder zu finden. Möglicherweise hat er seinem Bataillon dies Symbol des Friedens, das Banner der Mairie, als Trophäe und Beweis seiner Tapferkeit überbracht.

Während ich mich auf dieser erfolglosen Jagd nach dem Chasseur abmühe, ergreift mich etwas kräftig an meinem kranken Arm, so daß ich einen Schrei ausstoße und eine wohlbekannte Stimme ruft:

„Ah! liebster Freund, wie glücklich bin ich, Sie zu sehen . . . man hat mir berichtet, Sie seien gefallen!"

Es war der tapfere, ausgezeichnete Chef des 2. Bataillons, Kommandeur Caillot, der an diesem Tage von den Kugeln bei Solferino verschont wurde, um elf Jahre später, als Oberst des 54. Linienregiments, von

einer der todtbringenden Kugeln bei Saint-Privat getroffen zu werden.

Ich erkläre ihm den Kummer des Maires und meine eitle Bemühung, denselben zu lindern.

„Bah!" rief er lachend. „Bei den Chasseurs zu Fuß geht nichts verloren . . . Wir werden das Banner der Mairie sicher im Invalidendom wiederfinden."

Darauf gehen wir zu andren Geschäften über.

Die jetzt in Masse nachgekommenen Voltigeure werden gemustert und ein Detachement beordert, ungefähr 350 Gefangene, die wir unserm Siege verdanken, zu bewachen.

Eine Gruppe besonders guter Schützen amüsirt sich damit, auf die gegenüber befindliche Thüre zu schießen, hinter der eine nicht unbeträchtliche Zahl von Feinden, einer nach dem andern, im Laufschritt verschwinden.

Diese auf die Vorübereilenden gezielten Schüsse treffen nur ins Leere. Und nun unterhalten sich — das ist das richtige Wort — die grausamsten der Unsren damit, blindlings in diese Leere hineinzuschießen, um im Fluge, und ohne daß man sie aufs Korn nahm, die Flüchtlinge zu treffen . . . Und die Voltigeure lachten über diese Menschenjagd, die mit kaltem Blut angestellt wurde, lachten über die Sprünge der Unglücklichen, die von diesen blindlings auf gut Glück abgefeuerten Kugeln hingestreckt wurden. Dann setzen wir uns, in vier Reihen zu acht Halblinien auf dem schmalen Wege, der nach Cavriana führt, in Marsch. Vielleicht bedarf man unsrer auf dem neuen Felde der Ehre.

Der Weg ist nicht ohne Gefahr. Von den Ge-

schossen unserer Batterie zerstörte Häuser drohen von Zeit zu Zeit, uns unter den einstürzenden Dächern oder Mauern zu begraben. Ich bewundere das malerische Element in der gewaltigen Wirkung unserer gezogenen Kanonen.

Auf einem ganz kleinen Platze befinden sich einige feindliche, von Volitigeuren bewachte Kanonen. Ihre Eroberung gehört zu den ruhmreichen Waffenthaten unsres Oberstlieutenants Puech.

Daneben, auf einem Grabenrande, saß Oberstlieutenant Fournier, der eine Kugel in den Unterleib erhalten hatte. Dr. Gaullet untersuchte seine Wunde.

„Es ist gut, Doctor, lassen Sie mich in Ruhe... ich fühle es, daß ich verloren bin . . . und so leide ich weniger!"

Als ich dem tapferen Soldaten ein Trosteswort sagen will, unterbricht er mich:

„Beklagen Sie mich nicht, Herr Kapitän . . . Ich habe Ihnen ja stets gesagt, der schönste Tag meines Lebens ist der, der mir den Tod bringt."

Dieser schönste Tag, sein letzter brach am folgenden Morgen für ihn an, als die italienischen Geleitzüge und die Trainsoldaten, wild gemacht durch die unbegreifliche Panik, die ich später beschreiben werde und die sich auf der ganzen Straße von Brescia bis Mailand zeigte, die Wagen, auf denen man die Schwerverwundeten, Feind wie Freund, nach den Spitälern dieser Städte brachte, in die Gräben warfen. Um sich rascher in Sicherheit zu bringen, spannten sie die Pferde und

Maulthiere aus, die sie bestiegen und auf denen sie ihre zügellose Flucht fortsetzten.

Da ich der Ueberzeugung war, daß Andere, viele Andere, den Beistand unsres Stabsarztes nöthiger brauchten als ich, betheuerte ich ihm, daß es mir schon bedeutend besser ginge. Der Doctor besteht jedoch darauf meine Wunde zu untersuchen, von der ich nichts weiter spüre, als eine ungeheure Steifheit im ganzen Beine. Es fällt mir gar nicht ein — und das war vielleicht unrecht — ihm von meinem Arm zu sprechen.

Er findet das Blut geronnen, den Verband beinahe vorschriftsmäßig angelegt, so daß er sich damit begnügt, noch einen breiteren Verbandstreifen darüber zu befestigen und das Ganze mit einer wohlriechenden, aber einen brennenden Schmerz erzeugenden Flüssigkeit zu begießen.

Unser Oberst mußte wohl dem kleinen steinigen und sich unablässig schlängelnden Fußpfade gefolgt sein, den wir verschmähten, um ganz geradeaus emporzuklettern. Er erscheint nämlich jetzt erst (es war über vier Uhr), ganz athemlos und nur von wenigen Getreuen gefolgt. Er nähert sich mir, der ich mich gerade unter den Händen des Doktors befand:

„Sie sind verwundet, armer Kapitän . . . das thut mir leid!"

„Es ist nur eine leichte Verwundung, Herr Oberst".

„Einige Tage Ruhe, weiter nichts," sagte der Stabsarzt.

„Reden Sie mir ja nicht von Ruhe, Doktor, und noch weniger von Ambulanz; ich will nichts davon wissen."

„Ich bin Ihnen von weitem gefolgt," nimmt der Oberst wieder das Wort, „und habe Sie bewundert ... Wie heißen Sie?"

Erstaunt darüber, daß ein Regimentschef, mit dem mich der Dienst in den letzten Tagen häufig zusammenführte, meinen Namen nicht kennt, nenne ich ihm denselben.

„Sehr schön ... nun werde ich ihn nicht mehr vergessen ... er reimt sich mit meinem Namen."

„Dank, Herr Oberst ... wollen Sie mir gestatten Ihnen zu gratuliren. Sie sehen jenen Thurm" — und mit einer Geberde, die Talma alle Ehre gemacht hätte, deute ich mit der Hand auf das Baudenkmal zu unsrer Rechten, welches das ganze Dorf beherrscht — „er wird unsrem Siege seinen Namen geben ... und das 2. Voltigeurregiment, Ihr hier gegenwärtiges Regiment, wird die Ehre haben, bei dieser Taufe als Pathe zu fungiren."

Der Oberst blickt ganz betroffen bald den Thurm, bald meine Wenigkeit an ... und schweigt. Er scheint kein Wort von diesem enthusiastisch-poetischen Erguß zu verstehen, und doch ist derselbe durch die Ereignisse wohl gerechtfertigt ... dann kehren wir nach Cavriana zurück.

Unsre Voltigeure haben dort schon, mit dem ersten Regiment und dem Bataillon der Garde-Chasseure vermischt, ihre Quartiere bezogen. Auch Cavriana ist, wie Solferino, unser. Verwundete, Gefangene, Todte, alles durcheinander, und aus der Entfernung sieht man auf den zum Mincio führenden Abhängen, feindliche Truppen in größter Unordnung hinunterpurzeln.

Unsre Kugeln geben ihnen das Geleit.

Vor uns herrscht auf österreichischer Seite tiefes Schweigen; gegen Medole hin, zu unsrer Linken, und ebenso rechts, wo das piemontesische Heer steht, scheint noch der Kampf in heftiger Weise fortgesetzt zu werden.

Und doch ist dieser Kampf nutzlos, denn das Centrum des Feindes ist vollständig zersprengt und die Höhen — der Schlüssel zu ihrer Position — befinden sich in der Gewalt der ersten Brigade der Garde-Voltigeure.

Bei diesem Gedanken möchte ich aufjubeln; ich fühle mein Herz von so stolzer Genugthuung geschwellt, daß ich weder Hunger noch Durst spüre, auch die dumpfen oder brennenden Schmerzen in meinem gequetschten Arm und dem zerschossenen Oberschenkel kaum empfinde. Ich halte einen Augenblick an, um mir das großartige Panorama, das sich vor mir ausbreitete, gut ins Gedächtniß einzuprägen. Es war — Erde wie Himmel — überwältigend schön.

In der Gegend von Medole greifen zwei Regimenter leichter Kavallerie ungestüm die österreichische Infanterie an: es sind die letzten Laute einer erlöschenden Stimme, einer Gluth, die unter den Donnerschlägen des herannahenden Gewitters untergeht. Mit einer Ausdauer, die ein besseres Loos verdiente, hält der berühmte Marschall Canrobert sein Glas nach der Gegend von Mantua gerichtet, entschlossen, den 30,000 Mann Vernichtung zu bringen, von denen ihm schon am Morgen gemeldet worden, daß sie unsern rechten Flügel angreifen wollten. Ganz links, gegen Peschiera hin dichte Wolken

weißen Dampfes und bläulichen Rauches, die sich, je nach der Unterbrechung der Bodenfläche durch Thal oder Hügel, verdichten, erheben, zusammenballen oder auflösen, und von einem heftigen Winde auf uns zu getrieben werden. Darüber breitet die Sonne ihre Strahlen und färbt diese beweglichen Massen auf ihre Weise mit allen Regenbogenfarben, so daß ich, wie von einem Luftballon aus, diese wunderbare Dekoration zu meinen Füßen liegen sehe.

Eine Granate, von den unsrigen, die vielleicht durch den Wind aus ihrer Bahn getrieben worden, oder die noch nicht weiß, daß wir, die Franzosen, die Sieger sind, krepirt fünfzig oder sechzig Schritte von mir entfernt. Ihr Bodenstück fliegt nach hinten und fällt fünfzehn bis zwanzig Schritte von mir nieder; es ist so auseinander gebrochen, daß es große Sägezähne zeigt und als monumentaler Briefbeschwerer oder Obertheil einer historisch gewordenen Pendule dienen könnte.

Ein Train-Lieutenant, der mit einem Wagen vorüberfährt, macht mir den Vorschlag dies schwere Erinnerungsstück an die heutige Schlacht für mich aufzuheben. Der brave Kamerad hat sein Versprechen treulich gehalten, denn er bewahrt mir dies Andenken noch immer auf.

Plötzlich verfängt sich der Sturm in der engen Straße, durch die ich langsam hindurchschreite, da mein rechter Fuß buchstäblich in Blut dahingleitet. Ein sinnbetäubender Lärm, eine blindmachende Staubwolke, die sich mit aufwirbelnden Blättern, Steinen und Dach-

ziegeln mischt, welche von den Mauern und Dächern der wankenden Häuser entführt sind.

Ich flüchte mich vor diesem Orkan in ein armseliges einstöckiges Häuschen, das gerade deshalb widerstandsfähiger ist als seine höheren Nachbarn. Kaum bin ich eingetreten, da erhebt sich aus einer dunklen Ecke ein stattlicher Oesterreicher, Kapitän oder Kommandant, der mir seinen Degen überreicht, an welchem noch der Gurt und die goldene Quaste hingen. Ueberrascht trat ich zuerst einen Schritt zurück und lockerte ein wenig den Degen in meiner Scheide. — Er dagegen sprach ruhig einige Worte in einer mir unverständlichen Sprache (deutsch war es nicht) und sofort erhoben sich aus der Ecke vier Soldaten ohne Waffen, in bloßen Köpfen, die am ganzen Leibe zitterten.

Diese fünf Gefangenen sind mein; mein Antheil an der Beute und dem Ruhm dieses Tages.

Ich übergebe die vier Soldaten einigen vorübermarschirenden Voltigeuren, händige dem Offizier sodann wieder seinen Degen ein und bedeute ihm, mehr mit Gesten als Worten, seinen Leuten zu folgen, d. h. mich im friedlichen Besitz dieses bescheidenen Asyls zu lassen.

So rasch sich diese kleine Episode auch abspielte, hatte ich doch Zeit genug gehabt, wahrzunehmen, daß die goldene Degenquaste auf der einen Seite den Doppeladler, auf der andren die Buchstaben F. J., die Initialen des Namens des Kaisers von Oesterreich, eingestickt zeigte.

An dem halb erloschenen Herde zusammengekauert,

weinte eine arme alte Frau still vor sich hin. Mit der sanftesten Stimme bat ich sie um Brod oder Eier. Sie schwört bei der Jungfrau Maria, daß sie nichts mehr besitzt, daß die Oesterreicher alles genommen haben. Nun bringe ich das beredteste Argument, das Geld, ins Treffen und biete ihr ein einheimisches Geldstück, im Werthe von zwölf Sous, für ein einziges Ei.

Sie findet richtig eins und schwört, daß es das letzte sei.

Ich koche es in der heißen Asche, und verzehre es, als es hart ist, mit einem kolossalen Genuß. Das war, nebst der Tasse Kaffee um drei Uhr Morgens, der Chokolade am Mittag, das dritte Festmahl an dem ersten glorreichen Tage, den ich seit Beginn des Feldzuges mitgemacht habe.

Der Sturm hatte sich so rasch gelegt, wie er heraufgezogen war; er hatte die Flucht der Besiegten beschleunigt und beschützt, die Verfolgung der Sieger aufgehalten und auf der ganzen Linie, mit Ausnahme von Peschiera, wo die sardinische Armee bis 9 Uhr Abends ihr Pulver nicht sparte, Schweigen geboten.

Die Sonne bricht von Zeit zu Zeit durch das Gewölk, hüllt sich aber immer wieder in graue Wolken ein, aus denen ein feiner Regen niederfließt.

Auf einen Rebenstock gestützt, setze ich meinen Weg fort und gelange auf einen ziemlich großen, von Häusern, die der Kriegsverwüstung glücklich entgangen zu sein scheinen, eingeschlossenen Platz. Ein zweitheiliges Thor öffnet seine Flügel, und von einem Voltigeur geführt,

kommt ein herrliches, sich bäumendes Roß heraus. Es trägt einen kostbaren Sattel und eine rothe Sammetschabracke, mit Goldstickerei und goldenen Franzen. Ein junger Stabskapitän, den ich kenne, begleitet das edle Thier.

Man sagt, ein Oberst oder General, ein Prinz, dessen Name auf berg oder stein endigte, sei beim ersten Sturm der Divisionen des 1. Armeekorps auf Solferino, wie ein Held gefallen und dies sei sein Roß gewesen.

Ich schätze diese Beute annähernd auf 5000 bis 6000 Francs und muß gestehen, daß der Voltigeur und sein Kamerad vom Generalstabe, ihren Tag nicht verloren haben.

Auch General Camou fand ich hier. Ihm war mein Name nicht entfallen. Als er mich so langsam heranhinken sah und das von der Luft schwarz gewordene Blut auf meinem Beinkleid und Rock bemerkte, errieth er das Vorgegangene.

„Sie sind verwundet, mein armer Freund? Doch hoffentlich nicht ernstlich?"

„Es hat nicht viel zu sagen, ich danke Ihnen, Herr General".

So bemühe ich mich denn, alle Welt, Obersten wie Generäle, zu beruhigen . . . mehr als ich es selber bin. Wie dumm bin ich, ja dumm, daß ich die beherzigenswerthen Worte des Mémorial de St.-Hélène vergessen habe:

„Es ist ärgerlich das gestehen zu müssen . . . aber ohne ein kleines Intriguenspiel geht es dem Herrscher gegenüber nicht ab . . . Die Bescheidenheit wird fast immer übersehen".

Bald überzeuge ich mich davon, daß andre nach diesem Grundsatz, den sie vielleicht nie gelesen hatten, handelten, und ihn instinktiv praktisch zu verwerthen verstanden.

Auch General Manèque und unser Oberst verstanden das; der General entfernte sich, nach großer Berathung, mit den Worten:

„Du weißt . . . Du wirst es nicht vergessen"? Und er machte mit der rechten Hand eine Bewegung, als wenn er etwas um seinen Hals legen wolle.

Dies durch die Geberde ausgedrückte Halsband war nichts andres, als das rothe Band zum Kommandeurkreuz der Ehrenlegion. Sie kannten sich seit La Flèche so genau, daß sie sich selbst öffentlich duzten*).

Hier erfahre ich, daß mein armer Kamerad Dupont gefallen ist; seine Leiche liegt in einem der nächsten Häuser. Trotz der Lockung eines auf dem Platze angezündeten großen Feuers und des Frostes, der mich in Folge des Regens und der Schmerzen schüttelt, gehe ich ihm ein letztes Lebewohl zu sagen.

Eine Kugel war ihm in den Augenwinkel eingedrungen und hinten zum Kopfe wieder herausgekommen. Diese eigenthümliche Verwundung hatte die Züge seines

*) La Flèche an der Sarthe, mit einer Militärschule, Prytanée militaire" genannt. Anm. d. Uebers.

edlen, ritterlichen Antlitzes so wenig zu verändern vermocht, daß man anfangs die Stelle, wo er den Todesschuß erhalten, gar nicht entdeckte. Ich verspreche ihm, nicht ohne Thränen, seinem Vater über dies letzte Wiedersehen zu berichten und ich habe dies Versprechen später, als ich nach St. Cloud kam, wo der Schiffskapitän Dupont Schloßhauptmann war, treu gehalten.

Endlich befinde ich mich auch vor dem wärmenden Feuer, wo ich den Stabsarzt Dr. Gaullet, von seiner schmerzlichen Arbeit sehr ermüdet wiederfinde. In eine warme Krankendecke eingewickelt, strecke ich mich auf der feuchten Erde aus, ein halbleerer Ambulanzsack dient mir als Kopfkissen, und meine noch immer gestiefelten Füße sind dem Feuer zugekehrt.

Ich fühle mich höchst behaglich und warte . . . auf was? Auf schöne Träume . . . einen wohl verdienten festen Schlaf? Ich glaube eher, daß ich, todesmüde, auf gar nichts warte.

Es ist acht Uhr oder halb neun; trotz der hellen Junitage, ist es fast dunkel. Ein dichter eisiger Regen fängt von neuem zu fallen an, und der Doktor, der neben mir liegt, ruft ohne Ueberlegung, ganz laut:

„Ah! das ist ein Regen, der mir morgen die halbe Arbeit abnimmt".

Ich bitte ihn um nähere Erklärung, weshalb der Regen sein Mitarbeiter werden soll?

„Nun", versetzt er, „die Schwerverwundeten, die das Fieber überstehen, werden morgen früh in Folge der Kälte sterben".

Befriedigt über diese Antwort eines alten, durch zwanzig bis fünfundzwanzig mitgemachte Feldzüge verhärteten Soldaten, freue ich mich, daß ich nicht zur Kategorie der Schwerverwundeten gehöre. Allmählig werde ich gleichgiltig gegen alles rund umher; die Erschöpfung, die Ermüdung der letzten schlaflosen Nächte wiegen mich endlich in einen schweren Schlummer. Aber bevor ich fest einschlief, fiel mir noch ein, daß dieser denkwürdige Tag, dies große Fest des 24. Juni 1859, nach dem Kalender auch mein Namenstag, wie der noch vieler Andrer sei, und daß ich heute ein schönes, herrliches Angebinde erhalten hatte.

Siebzehntes Kapitel

Tod des General de Cotte. — Ein militärisches Begräbniß. — Der französische Soldat. — Das ist eine große Schlacht. — Etwas Licht. — Verlust einer Epaulette. — Zwei Unzertrennliche. — Mission des Kapitän Brady. — Eine österreichische Fahne.

Der Kaiser kam am 22. Juni in Montechiaro an; er war der Armee in ihrem Offensivmarsch stets auf dem Fuße gefolgt und ersetzte nun das 2. Armeekorps, welches ihn am Morgen verlassen hatte, um um Castiglione herum Stellung zu nehmen, durch die kaiserliche Leibgarde.

Während der ganzen Dauer des Feldzuges war ein Adjutant stets zum Nachtdienst kommandirt; derselbe wachte in einem an das Zimmer des Kaisers anstoßenden Gemach.

In der Nacht vom 22. auf den 23., um zwei Uhr Morgens, wurde eine Depesche ins kaiserliche Hauptquartier gebracht und von dem Eilboten dem General de Cotte eingehändigt. Ich glaube, sie überbrachte die Nachricht, daß einige feindliche Detachements am Tage

in der Ebene zwischen Castiglione und Volta gesehen worden seien.

Diese erste Benachrichtigung stellte die Sache so dar, als habe sie nichts anderes zu bedeuten, als eine Rekognoscirung im Rücken des österreichischen Heeres, welches vor einigen Tagen insgesammt wieder nach dem linken Ufer des Mincio zurückgegangen war.

Nachdem General de Cotte die Depesche eröffnet hatte, näherte er sich der Lampe, um sich mit ihrem Inhalt bekannt zu machen, doch, nach einigen Bemühungen sie zu entziffern, entfiel sie seiner Hand — er sank in seinen Lehnsessel zurück und schloß die Augen.

Die Stafette, die hinter ihm stehend wartete, zögerte noch einige Minuten, in dem Wahn, der General sei vom Schlummer übermannt worden; dann näherte sie sich ihm, um ihn aufzuwecken . . . Er war todt!*)

Während des ganzen Tages und auch noch in der Nacht vom 23. auf den 24. Juni, wurden immer dringlichere Depeschen abgesandt; dieselben wiesen auf die Wichtigkeit der Bewegungen der österreichischen Armee hin, deren größter Theil von neuem auf das rechte Ufer des Mincio hinübergegangen sei und sich zu einem Wiedereroberungsangriff zu rüsten scheine. Dennoch ließ ein Rapport des General Niel noch immer Zweifel über die wirklichen Absichten des Feindes durchblicken.

*) Die Todesursache des General de Cotte ist in einem Bruch der Hauptschlagader zu suchen, dennoch verbreitete sich in der Armee das Gerücht, er habe sich selbst entleibt.

Anm. d. Verf.

Während dieses Tages hätten die Kavallerie-Divisionen des 1. und 3. Armeekorps, sowie die Brigaden des 2. und 4., sehr leicht diese zu lange anhaltenden Zweifel aufzuklären vermocht. Ohne sich ernsthaft zu engagiren, würden drei, von einer gleichzeitig starken und leichten Artillerie unterstützte Kavallerie-Divisionen ausgereicht haben, um jede Ungewißheit zu zerstreuen, und das unebene Terrain, welches sich von Lonato nach Volta erstreckt, gestattete es, eine so wichtige Bewegung, wie den Uebergang einer Armee von etwa 200,000 Mann, deutlich wahrzunehmen und zu unterscheiden.

Das Leichenbegängniß des General de Cotte fand am 24. früh, in der kleinen Kirche von Montechiaro statt. Die Adjutanten und Ordonnanzoffiziere des Kaisers, mit Ausnahme des General Fleury, der bei Napoleon III. Dienst hatte, schritten hinter dem Sarge her. Die militärischen Ehren wurden von einem kleinen Detachement Gardegrenadiere erwiesen.

Man nahm in der Kirche Platz, und die Grenadiere bildeten rechts und links vom Sarge Spalier. Aber schon ließ sich aus der Gegend von Castiglione her Kanonendonner vernehmen, so daß es fraglich war, ob man Zeit genug behalten werde, um den sterblichen Ueberresten des armen Generals, dessen so plötzlicher Tod Alle in Betrübniß versetzte, die letzten Ehren zu erweisen.

Eine gebietendere Pflicht würde bald zu erfüllen sein. Die Trauermesse war erst zur Hälfte gehalten, als sich in der That die Kirchenthüre öffnete und General Fleury einließ, der mit lauter Stimme rief:

„Meine Herren, der Kaiser bricht so eben auf. Steigen Sie auf der Stelle zu Pferde und reiten Sie Sr. Majestät nach Castiglione nach."

Alle zum Dienst des Kaisers gehörigen Offiziere verließen geräuschlos, zwischen den beiden Reihen der Grenadiere durchschreitend, das Gotteshaus, und nun wurde die düstere Ceremonie, die übrigens nicht unterbrochen worden war, durch nichts gestört, als durch ein leichtes Beben, das durch die Reihen der tapferen Soldaten lief, und durch das Aufschlagen der Flintenkolben auf die Steinplatten der Kirche.

Es war interessant ihre Gesichter zu beobachten. Einige Augenblicke zuvor hatten sie regungslos und unempfindlich dagestanden; aber als sie die Stimme des General Fleury mit der Begleitung des fernen Kanonendonners hörten, war ein Ausdruck der Ungeduld und Erregung in ihren Augen zu lesen. Auch sie sagten sich wahrscheinlich: „Unser Platz ist nicht mehr hier".

Nichts entwickelt so sehr, so unwiderstehlich das Pflichtgefühl, wie der Krieg. Diese Pflicht, selbst unfreiwillig, aus den Augen lassen zu müssen, genügt, das Gewissen zu beunruhigen. Vor der Allgewalt dieses Gefühles müssen alle anderen, selbst die besten und köstlichsten, in den Hintergrund treten. Ich spreche es in vollster Ueberzeugung aus, daß, wenn die Erziehung auch nicht die feinsten Empfindungen im Herzen des Soldaten geweckt hat, der Keim zu diesem Pflichtgefühl doch mit solcher Kraft in ihm ruht, daß der Krieg es mit wunderbarer Schnelligkeit zur Entwickelung

bringt. Ja, sagen wir es stolz und laut — ohne dadurch uns eines lächerlichen Nationalstolzes schuldig zu machen — der französische Soldat ist, wenn er gut disciplinirt und kriegstüchtig ist, der großmüthigste und hingebendste von allen Soldaten.

Dies ist meine feste Meinung, die ich durch ein Beispiel erhärten will.

In der Krim waren zwei Mann von meiner Kompagnie als Ordonnanzen zum Hauptquartier kommandirt. Der eine von ihnen konnte als echter Typus eines pariser Straßenjungen gelten. Als sie erfuhren, daß ihr Korps den Trancheedienst hatte, baten alle beide die Offiziere, deren Ordonnanzen sie waren, in ihr Korps zurücktreten zu dürfen, da ihre Kameraden sie verhöhnen würden, wenn sie im Hauptquartier verblieben.

Ihr Wunsch wurde erfüllt und sie fielen beide am 8. September.

Die Kirche entleerte sich, die Pferde standen bereit, und der Kaiser wurde von seinen Offizieren in dem Augenblick eingeholt, als er in Castiglione ankam.

Die Garde-Infanterie, welche ihre Bivouaks schon früh verlassen hatte, marschirte von verschiedenen Punkten auf Castiglione zu, und passirte dasselbe, um sich in Schlachtordnung aufzustellen.

Der Kaiser bestieg zu Fuß einen kleinen, aber steilen Berg, der die Ebene von Medole beherrscht und, nachdem er seinen Feldstecher nach allen Punkten gerichtet

hatte, auf denen die langen weißen Linien der österreichischen Armee sichtbar waren, wandte er sich um und sagte:

„Das ist keine Rekognoscirung, das ist eine große Schlacht". Diese wenigen Worte, welche von mehreren noch am Leben befindlichen Offizieren mit eigenen Ohren vernommen wurden, so daß sie auf Wunsch die Wahrheit derselben bestätigen könnten, beweisen klar, daß — wie ich schon früher hervorgehoben — die Unsicherheit und die Zweifel der Kommandeure der verschiedenen Armeekorps, schon vierundzwanzig Stunden früher hätten gehoben sein müssen.

Was ich jetzt schildern möchte — weil in dem offiziellen Bericht nicht davon die Rede ist — wird die Richtigkeit dieser Bemerkung beweisen.

Von mehreren Generalstabsoffizieren habe ich eine vom Marschall Baraguey d'Hilliers in der Nacht vom 22. auf den 23. Juni angeordnete Maßregel, theils streng verurtheilen, theils nur ganz obenhin kritisiren hören. Der Marschall wurde deshalb zur Rechenschaft gezogen; aber hätte der Große Generalstab sich — wie es seine Pflicht war — damit beschäftigt, so hätte er die Opportunität dieser Maßregel einsehen und anerkennen müssen.

Am 22. hatte der Marschall seine Vorposten und Feldwachen auf den vor ihm liegenden Höhen aufgestellt; ein Bataillon des 1. Zuavenregiments, unter Kommando Morands — des jüngsten Sohnes des berühmten Divisionärs de Davoust — hielt Solferino selbst besetzt.

Er hatte den besten Standpunkt inne, um die ganze Ebene bis zur Volta zu beherrschen und den bedeutsamen Bewegungen des Feindes zu folgen, den er mit wachsamster Aufmerksamkeit beobachtete. Am Abend beeilte Morand sich, den Marschall von seinen Wahrnehmungen in Kenntniß zu setzen und dieser ertheilte ihm hierauf den Befehl, sich mit seinem Bataillon in geschlossenen Gliedern zurückzuziehen. Ich glaube, das war klug und weise gehandelt, selbst unter der Voraussicht, daß er am folgenden Morgen die verlassenen Positionen wieder zurückzuerobern haben werde.

Wenn man bedenkt, daß die Aufstellung der französischen Armee immer in viel zu nahe an einander gedrängten Linien bestand — denn das 1. Armeekorps hatte zwei Divisionen im Rücken von Castiglione stehen, welches vom 2. Armeekorps besetzt war; ebenso wie das 3. einen Theil des 4. Armeekorps dicht vor sich hatte. — Wenn man überdies beobachtete, das der größere Theil des sardinischen Heeres noch um Lonato herum stand, mußte man einsehen, daß dasselbe eine auffallend schräge, fehlerhafte Richtung von Capenedola nach Lonato, im Vergleich zu der des Feindes nahm, die durch Peschiera und Mantua markirt war.

Marschall Baraguey d'Hilliers hatte also zwischen zwei Entschlüssen zu wählen: Entweder sich in der Nacht vom 22. auf den 23. bis zu den Positionen vorwärts bewegen, die seine Vorposten inne hatten, oder dieselben abberufen.

Vorwärts marschiren? Zunächst hatte er dazu keinen

Befehl vom Großen Generalstabe, der immer mehr mit seinen Schriften — Berichten, wie Situationsplänen — als mit dem aktiven Dienst beschäftigt war, und dessen erste und strengste Pflicht doch die sein sollte, die Armee wie den Oberstkommandirenden gleichzeitig über die feindlichen Absichten aufzuklären. Daher auch die strafbare Ungewißheit, in welcher Marschall Vaillant den Kaiser während des ganzen 23. Juni ließ.

Um nun die Verantwortlichkeit eines so ernsten Vorrückens auf sich zu nehmen, mußte Marschall Baraguey d'Hilliers sicher sein, daß es ihm nicht an Hülfstruppen fehlen würde. Das erste Armeekorps stand jedoch sehr nahe, eigentlich zu nahe mit dem zweiten zusammen, da zwei von seinen Divisionen — Division Ladmirault und Bazaine — theilweise durch Castiglione maskirt waren. Sein linker Flügel befand sich nicht in derselben Lage, und ein Frontwechsel — so daß der linke Flügel ins Vordertreffen kam — hätte nur dann vom 1. Armeekorps ausgeführt werden können, wenn das sardinische Heer so rasch heranrückte, daß es die Lücke zwischen dem linken Flügel des 1. Armeekorps und dem Gardasee, auszufüllen imstande gewesen wäre. In der That war es klar, daß, da die ganze österreichische Armee sich zwischen Peschiera und Mantua, als Stützpunkt, entfaltet hatte, diese beiden Festungen starke Besatzung haben mußten.

Wenn also jemand der Vorwurf der Unbeweglichkeit gemacht wurde, so hätte derselbe an König Viktor Emanuel und nicht an Marschall Baraguey d'Hilliers

gerichtet werden müssen. Ich, für meine Person, schwanke nicht einen Augenblick zwischen den beiden und mache allein den Großen Generalstab und seine Sorglosigkeit, die sich während des ganzen Feldzuges dokumentirte, dafür verantwortlich.

Nachdem ich an andrer Stelle genöthigt war die Tollkühnheit des ungestümen Marschalls zu kennzeichnen, bin ich froh jetzt konstatiren zu können, daß er bei dieser Gelegenheit mit der ganzen Umsicht eines Generals gehandelt hat, welchem bekannt ist, daß ein Manöverfehler der Infanterie sehr schwer wieder gut zu machen ist, ja unter Umständen die verhängnißvollsten Komplikationen nach sich ziehen kann.

Der Kaiser verließ seinen Beobachtungsposten in Castiglione rasch, schwang sich auf's Pferd und sprengte, von seinem Stabe, den Hundertgarden und seiner Eskorte gefolgt, gradeswegs auf den Thurm von Solferino zu.

Das Resultat der von der Anhöhe von Castiglione angestellten Beobachtungen war nicht zweifelhaft.

Napoleon III. schloß daraus, daß die Hauptanstrengung sich gegen den linken Flügel seiner Armee wenden müsse, und in der Voraussicht, daß dort eine Reihe von Positionen in ehrlichem Kampfe zu nehmen sein würden, wollte er in Person zugegen sein, um die Attacken des 1. und 2. Armeekorps in einander eingreifen zu lassen und sie nöthigenfalls durch die starke Reserve zu stützen, die er ihnen zuführte und die

nicht zögern sollte, einen ruhmvollen Antheil an der Schlacht zu nehmen.

Während dieses raschen Rittes durch Reisfelder und junge Maulbeerbaumpflanzungen, über die die Pferde in jedem Augenblick stolperten, verlor der Kaiser eine seiner Epaulettes, die auch nicht wiedergefunden wurde; viele Soldaten, die im Laufe des Tages diese Unordnung bemerkten, glaubten, eine tiroler Kugel habe das Achselstück entführt — eine Annahme, die durchaus keinen üblen Eindruck machte. Dieselbe hatte auch nichts Unwahrscheinliches, da der Kaiser sich fast den ganzen Tag, von seiner Suite umgeben, in Schußweite befunden hatte; und namentlich die weißen Federbüsche seiner Leibgardeschwadron waren von den erhöhten Positionen des Feindes leicht wahrzunehmen gewesen.

Ich werde später über eine Unterhaltung berichten, die in Verona zwischen dem Großherzog von Hessen und General Fleury geführt wurde; dieselbe wird beweisen, daß die Kugeln, welche einige Pferde aus der nächsten Umgebung des Kaisers trafen — so z. B. die des Doctors Larrey und Oberstlieutenants Chambray — Napoleon III selbst zugedacht waren.

Als der Kaiser sich auf gleicher Höhe mit den Kolonnen des rechten Flügels des 2. Armeekorps befand, näherte sich ihm Marschall Mac Mahon, der vom Pferde gestiegen war, um seinem Korps selbst die Richtung anzugeben, und machte die Bemerkung, daß, da er gezwungen sei, mit seinem linken Flügel die Attacken des Marschall Baraguey d'Hilliers, der eine

schwere Aufgabe vor sich habe, kräftig zu unterstützen, eine große Lücke zwischen seinem rechten und den linken Flügel des General Niel entstehen müsse, dessen Armeekorps in der Ebene von Medole aufmarschirt stände Deshalb bäte er den Kaiser, diese Lücke mit Kavallerie zu schließen und seinen rechten Flügel durch die Voltigeurdivision zu unterstützen.

Entschieden war General Camou nicht mehr bloß ein alter Freund des Marschalls, nein, seit Magenta waren sie geradezu unzertrennlich . . . natürlich nur vor dem Feinde.

Der Kaiser beeilte sich denn auch, die beiden Unzertrennlichen wieder zu vereinen, indem er der Voltigeurdivision den Befehl übersandte, den Ehrenplatz rechts vom 2. Armeekorps einzunehmen.

Diese Division war bald in's Gefecht verwickelt und die Brigade Manèque — die 1. und 2. Voltigeure und die Jäger zu Fuß — nahm einen glorreichen Antheil an dieser Reihe von Sturmangriffen, die erst am Fuße des Thurmes von Solferino ein Ende fanden; sie wetteiferten mit den Linienregimentern des 2. Armeekorps an Tapferkeit und Feuer.

Ich will jetzt wieder dem muthigen, unerschrockenen Kapitän Brady, den der Kaiser mit einer wichtigen Mission betraute, das Wort lassen. Er kann unparteiischer als ich, über die Mannschaften und Offiziere meines Regiments urtheilen:

„Ich war Zeuge der unwiderstehlichen Begeisterung, mit der diese bewundernswerthen Soldaten die steilsten

Abhänge erkletterten und unter einem heftigen Feuer, das sie nicht immer zu erwidern imstande waren, den Feind angriffen.

„Da die Brigade Manèque in dem gedeckten Terrain einen Augenblick die Richtung verloren hatte, winkte der Kaiser mir und beauftragte mich, dem General Camou den Befehl zu überbringen, die Brigade von rechts kräftig zu unterstützen, indem er seine Attacke, wenn möglich, mit einer Schwenkungsbewegung, oder doch dem Schein einer solchen, beginnen sollte.

„So rasch als thunlich eilte ich die Anhöhe, auf der der Kaiser Stellung genommen, hinunter und um die kostbare Zeit nicht damit zu verlieren, daß ich General Camou aufsuchte, sprengte ich — nachdem ich mehrere Offiziere vergeblich nach ihm gefragt — im Galopp auf die Brigade Manèque zu, welche die Abhänge, deren Gipfel vom Feinde besetzt waren, zu ersteigen begann. Ich kam mitten unter das 2. Voltigeurregiment, das Oberst Coursón mit vieler Mühe zu mäßigen und zurückzuhalten versuchte, damit die Reihen nicht in Unordnung geriethen, was bei einem überstürzten Marsch nicht zu vermeiden ist. Vor der Front seines Regiments hin und her laufend, wiederholte er unaufhörlich: „Ruhig, Kinder, lauft nicht so, haltet euch im Gliede und vor allen Dingen schießt nicht."

„Das Feuer des Feindes, der noch nicht zu sehen war, der aber seinerseits diesen heranklimmenden unaufhaltsamen Strom gewahrte, war mittlerweile schon sehr lebhaft und todtbringend geworden. Es wurde mir

sehr schwer, mir bei dem braven Oberst, dessen ganze Aufmerksamkeit auf seine feurigen Truppen gerichtet war, Gehör zu verschaffen.

„— Ordre des Kaisers, Herr Oberst," rief ich wiederholt, „mehr nach rechts zusammenzuschließen."

„Ja, Kapitän," versetzte er; aber immer wieder kam er auf den ihn allein beherrschenden Gedanken zurück: seine Soldaten in Reih und Glied zurück zu drängen.

„Endlich gelang es ihm, seinen rechten Flügel aufzuhalten, und da der linke den Marsch fortsetzte, nahm die ganze Brigade die rechte Richtung wieder auf. Mein Auftrag war erfüllt und so ritt ich wieder den Hügel hinab. Mein Pferd war in der Hanke verwundet; durch den Festungsrayon, der die Anhöhe mit der Ebene verband, gedeckt, stieg ich einen Augenblick ab, um zu untersuchen ob das arme Thier den Ritt fortsetzen könne, und so kurze Zeit ich auch zur Untersuchung der Wunde brauchte, genügte sie doch, mich zum Zeugen einer kleinen Episode zu machen, die ich, trotz ihrer geringen Bedeutung, erzählen will.

„Am Fuß dieses Rayons saßen die Regimentstambours der Voltigeure. Was ich eben mitangesehen, war mir Erklärung genug, daß Oberst de Coursón ihre Anwesenheit, um zum Angriff zu schlagen, nicht für nöthig gehalten hatte. Als der Tambourmajor mich mit dem blutigen Thier herabsteigen sah, stand er auf und redete seine Leute folgendermaßen an:

„Was sagt ihr dazu? Sollen wir hier wie die

Narren sitzen bleiben? Es fehlt nicht an Gewehren und Patrontaschen, die unterwegs liegen geblieben sind; wir wollen sie aufheben und uns unsren Kameraden anschließen."

„Alle waren derselben Meinung und im nächsten Moment marschirte das kleine Peloton hinter dem Regiment her.

„Das waren die Soldaten der Armee in Italien! Es ist leicht daraus zu schließen, wie ihre Offiziere waren.

„Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß mein Pferd nicht schwer getroffen war, schlug ich den Weg wieder ein, der mich zum Kaiser führte, und nachdem ich ein anderes Thier bestiegen, begab ich mich wieder auf meinen Posten. Von dem Punkt aus, auf dem wir uns befanden, konnte man leicht den Angriff verfolgen, dessen erstem Debut ich eben beigewohnt."

Der Erfolg war nicht zweifelhaft.

Alle Armeekorps, welche dem Kaiser zur Verfügung standen, hatten rechtzeitig eingegriffen, die einen in Gesammtheit, die andren nur theilweise, und die Attacken des 1. und 2. Armeekorps, die gut kombinirt, sich gut in einander einfügten und noch von der kaiserlichen Leibgarde kräftig unterstützt wurden, mußten jeden Widerstand brechen, trotz der Bravour und Hartnäckigkeit, mit der die Oesterreicher ihre festen Positionen vertheidigt hatten.

Von dieser Tapferkeit will ich auch ein Beispiel anführen; denn, wenn es die Pflicht eines militärischen Berichterstatters ist, die glänzenden Eigenschaften unsrer Armeen beim Angriff ins beste Licht zu setzen, so ist

es nicht minder Pflicht, der Tapferkeit und dem Werth des Feindes, über den sie endlich siegte, die ihr schuldige Ehre zu erweisen.

Vorwärts und südlich vom Thurm von Solferino, demnach der Brigade Manèque gegenüber, bildete das Terrain eine Art Vorsprung dessen erhöhte Kuppe von einem österreichischen Regiment besetzt war. Die Voltigeure und die Gardechasseurs zu Fuß, die sehr nahe standen, richteten ihr Gesammtfeuer auf dies Vorgebirge, an das das feindliche Regiment sich anklammerte. Von Kugeln förmlich überschüttet kam es ins Weichen und zog sich rasch hinter die Berggipfel zurück. Lange blieben dieselben freilich nicht unbesetzt; einige Augenblick später kam ein Offizier, wahrscheinlich der Oberst, im Laufschritt wieder und pflanzte eine Fahne auf der verlassenen Bergkuppe auf, sie mit der Linken festhaltend, während er mit der Rechten den Degen hochhebend, seine geflüchteten Mannschaften zurückrief.

Dieselben nahmen sofort wieder ihre alten Posten ein und eröffneten das Feuer von neuem; aber die Position war unhaltbar geworden und mußte abermals geräumt werden.

Doch noch einmal wurde die Fahne von derselben Hand an derselben Stelle aufgepflanzt, aber sie verschwand gleich darauf mit dem unerschrockenen Offizier, der sie getragen hatte. Dies ruhmvolle Sammelzeichen ward von den Gardechasseurs zu Fuß erobert. Mit Bewunderung folgte ich dieser erhabenen und rührenden Anstrengung der Vertheidiger Solferino's.

Achtzehntes Kapitel.

Falsche Position des Marschall Canrobert. — Unzureichende Angriffe. — General Niel. — Ein Gewohnheits-Revolutionär. — Fortschritt, Unterricht. — Kriegsraketen. — Rückzug. — Beendete Schlacht. — Mäßigung, Erschöpfung. — „Addio cara Italia.“ — Ueberfall. — Die Generäle Rochefort und Luzy-Pelissac. — Vorwärtsmarsch. — Ein Orkan.

Schon zu Anfang der Schlacht hatte der Kaiser dem Marschall Canrobert ganz spezielle Befehle übermittelt.

Es war Napoleon III. in der That zu Ohren gekommen, daß der Feind im Laufe des Tages einen gewaltigen und gefährlichen Seitenangriff beabsichtige; ein in Mantua eingeschlossenes österreichisches Armeekorps sollte einen Ausfall und zugleich einen heftigen Angriff auf unsren rechten Flügel machen.

Diejenigen, welchen der genaue Inhalt der dem Marschall übersandten Instruktionen nicht bekannt war, glaubten, daß — wenn ihm auch vorgeschrieben sei, die Straßen von Mantua nach Marcaria-Guidizzolo und Rebecco — aufmerksam zu beobachten — ihm doch

Spielraum gelassen sei, während er auf unsrem rechten Flügel manöverirte, sich mit seinen drei Divisionen in Reih und Glied zu stellen, sobald ihm das angemessen erschien. Dem war indessen nicht so; und die zu genauen, zu absoluten Vorschriften des Kaisers, lähmten lange Zeit die Initiative eines unsrer gewandtesten Taktiker, der den erhaltenen Befehlen passiv gehorchte und sie erst überschritt, als es galt dem General Niel Unterstützung zu bringen.

Der Antheil, den das dritte Armeekorps an der Schlacht nahm, ist vielfach kritisirt worden; von den einen in ungerechter, von den andren in unbedachter Weise. Ich folge nur dem Beispiel dieses ruhmreichen Soldaten, indem ich mich jeder Widerlegung enthalte.

Um diese Kritikaster zu vernichten, braucht man nur mit Aufmerksamkeit den Bericht des Marschalls, und mit noch größerer Aufmerksamkeit den des General Niel zu lesen. Das letztere Schriftstück enthält mehrfach Widersprüche mit den mündlichen Details, die der General am folgenden Tage, in Gegenwart aller Offiziere, Sr. Majestät an der kaiserlichen Frühstücktafel gab.

Marschall Canrobert hat mit einer Korrektheit gehandelt, die über jeden Vorwurf erhaben ist; ja, mehr noch, mit einer großherzigen Selbstverleugnung und einem unerschütterlichen Gefühl des Gehorsams und der Disciplin.

Von allen erhöhten Punkten, welche der Kaiser, seit Beginn der Schlacht, eingenommen hatte, konnte man stets einen großen Theil des ungeheuren Schlacht-

feldes in der Ebene von Medole überschauen und aufmerksam den verschiedenen Phasen des erbitterten Gefechtes folgen, das seit dem frühen Morgen wüthete.

Wir hatten auf dem linken Flügel derartig an Terrain gewonnen, daß uns die Unbeweglichkeit des 4. Armeekorps (das uns am nächsten stand) beim Ueberblick über das Schlachtfeld, am meisten auffiel. Auf der Seite schienen beide Armeen die Rollen vertauscht zu haben, denn die unsre schien sich systematisch in der Defensive zu halten.

Dieser Eindruck war kein richtiger.

Alle partiellen Attacken des General Niel waren auf den rechten — für den Kaiser fast unsichtbaren — Flügel gerichtet, auf Guidizzolo, auf die diesen Ort umgebenden Dörfer und die so lang umstrittene Meierei Casanuova.

Die meisten dieser, vom Feinde stark besetzten Positionen, waren im Laufe des Tages mehrmals genommen, verloren und wieder erobert worden; sie wurden endgültig erst nach einem ernsten, unwiderstehlichen Angriff erobert, den General Trochu, an der Spitze einer Brigade des 3. Armeekorps, klug vorbereitet und glänzend geführt hatte.

Ich habe mir darüber von Offizieren berichten lassen, die ich für vollkommen glaubwürdig und gerecht halte, und ihre Erklärungen lassen sich, mit Ausnahme einiger kleiner Episoden, in folgende wenige Worte zusammenfassen:

„General Niel hat seine Truppen in zu kleinen

Schaaren in's Feuer geschickt. Alle seine Attacken waren unzureichend."

Diese Kritik wird von einem General bestätigt, dessen Ansicht und Urtheil von großem Gewicht sind, und den ich die Ehre hatte in der Krim genau kennen und schätzen zu lernen; ich will versuchen, eine einleuchtende Erklärung derselben zu geben.

General Niel, der nach der Belagerung von Rom anfing bemerkt zu werden, und der fünf Jahre später, bei der Belagerung von Sebastopol, an die Spitze seiner Waffengattung trat, war ein Offizier von umfassendem Genie. Klug, fleißig und sehr unterrichtet, von gerechtem Urtheil, sobald er unparteiisch war, wendete er mit seltenem Scharfsinn in der Leitung der Belagerungsarbeiten, Vauban's Wissenschaft, von der er alle Geheimnisse bis in's kleinste kannte, an.

Später, als Kriegsminister, zeigte er sich als hervorragender Organisator und lieferte den Beweis für seinen militärischen Scharfblick. Der patriotische Kampf, den er einging und in dem er unterlag, ehrt ihn ungemein. Unglücklicherweise scheiterten alle Bemühungen unsre unzulängliche Kriegsorganisation umzuwandeln und zu entwickeln, an einer verbrecherischen Verbindung, die von politischer Leidenschaft so verblendet war, daß sie sich nicht scheute, das Wohl des Vaterlandes zu kompromittiren.

An der Spitze dieser Partei stand ein Mann, den der Kaiser einen „historien militaire illustre et na-

tional“ nannte, den seine Studien und die militärischen Arbeiten seines ganzen Lebens fast beständig mit der französischen Armee in Berührung brachten. Er war unter unwissenden Advokaten und Rhetorikern der einzige kompetente Richter in einer Frage von solcher Wichtigkeit, und auf ihn fällt daher auch zum größten Theil die Verantwortlichkeit für unser schweres Mißgeschick im Jahre 1870.

„Herr Thiers ist nie etwas anderes gewesen als ein Gewohnheitsrevolutionär,“ sagte Herr Rouher eines Tages von ihm. Ich füge hinzu, daß er auch in militärischer Beziehung ein Gewohnheitsmensch war und sein Verhalten, seit 1870, hat das bestätigt. Verband General Niel mit all den glänzenden Eigenschaften, die ich eben aufgezählt habe, auch die, welche man nur durch eine beständige Uebung im Truppenkommando erwirbt und die ein fast ununterbrochenes Verweilen im aktiven Dienst bedingen? Nein! General Niel hatte viel gelesen und studirt; bei seinem feinen Geist und seinem außerordentlichen Gedächtniß hatte er viel behalten und seine militärische Gelehrsamkeit wirkte oft fesselnd auf den Hörer. Aber wenn es darauf ankam, ein Armeekorps auf freiem Felde zu führen und zu kommandiren, fehlte ihm die Uebung, die allein die Gewohnheit der großen Manöver gibt, fehlte ihm der sichere Blick, die Präcision in den Massenbewegungen, die genaue Schätzung ihrer Opportunität und Wichtigkeit. Eine solche Lücke aber mußte bei einem General von solchem Werth und solchem Schlage, den alten

Grundsatz des Militärunterrichts bestätigen, den ich so oft in meiner Jugend wiederholen hörte:

„Es ist kein Fortschritt, keine richtige Instruktion da."

Ich glaube, hierin liegt die wirkliche Erklärung des Unzulänglichen, des Mangels an Einheit, des Mißerfolges in den Attacken des 4. Armeekorps auf die feindlichen Positionen im Verlaufe der Schlacht.

Obgleich die österreichische Armee noch energisch gegen das 3. und 4. Armeekorps kämpfte, war der Erfolg unsrer Waffen bald nicht mehr zweifelhaft. Als der Tag schon weit vorgerückt war, wüthete noch ein heftiges Artilleriegefecht zwischen 7 französischen Batterien (42 Geschütze) und der feindlichen Artillerie, die an Präcision und Tragfähigkeit weit hinter uns zurückstand.

Die Batterien des 2. Armeekorps und der Garde sandten ihre Geschosse gleichzeitig bis zu den österreichischen Reservetruppen.

Ueberall erdrückte unsre leichte Artillerie mit den gezogenen Kanonen die feindlichen Batterien, und General Leboeuf, der ihr Debut leitete, hielt treulich das dem Kaiser angesichts seiner Haustruppen gegebene Versprechen, daß sie sich glänzend bewähren sollten. Er war überall.

Gegen Abend richtete die österreichische Artillerie einen Augenblick ein starkes Feuer von Kriegsraketen auf die vom 3. und 4. Armeekorps besetzten Dörfer; aber wir waren gegen dieselben gefeit.

Schon stand der Rückzug des Feindes jeden Augenblick zu erwarten, als ein heftiges Gewitter, dessen Vor-

bote ein Orkan war, der dicke Staubwolken aufwirbelte und bald einem Wolkenbruch Platz machte, das Signal dazu zu geben schien.

Augenblicklich wurde die Kanonade eingestellt, und als die Finsterniß vor dem letzten Schimmer der untergehenden Sonne wich, sahen wir, wie sich alle feindlichen Kolonnen in guter Ordnung nach den Brücken über den Mincio zurückzogen.

Der Uebergang über die Brücke mußte — wie es in ähnlicher Lage für ein Heer, das sich noch im Bereich des siegreichen Feindes befindet, nicht anders sein kann — der gefährliche Punkt des Rückzugs werden, bei dem alle Regelmäßigkeit und Ordnung aufhört. Am folgenden Tage hörten wir denn auch, daß es eine schreckliche Verwirrung gegeben hätte.

Eine Division dieser Armee, die während eines ganzen Tages so energisch und tapfer gekämpft hatte, blieb allein, wie eine Festung, in der Ebene zurück; sie empfing die letzten Salven der Gardeartillerie und schien bereit, im Falle sofortiger Verfolgung, auch den Ansturm unsrer Kavallerie auszuhalten. Erst in der Nacht holte sie die Armee ein.

Von unsrer Kavallerie angegriffen, würde sie vollkommen zerstört worden sein.

Der Kaiser war jedoch entschlossen, den entscheidenden und glänzenden Sieg seiner Armee auf die Besitzergreifung des Schlachtfeldes zu beschränken, denn, als mehrere Generäle sich die Befehle zur Verfolgung

ausbaten, sagte er in einem Tone, der über seinen festen Willen keinen Zweifel ließ:

„Nein, die Schlacht ist zu Ende."

Daß die französische Armee, nach der Schlacht von Solferino, sich jeder Verfolgung des Feindes enthielt, ist allgemein sehr streng verurtheilt worden. Wie alle unerklärt gebliebenen Thatsachen, hat dies Faktum die lächerlichsten Kritiken und die irrigsten Kommentare hervorgerufen. Möge man mir gestatten — indem ich die Schilderung der Schlacht von Solferino beendige — auch dem Einfluß, den weisen und liebevollen Rathschlägen Worte zu leihen, denen Kaiser Napoleon III. wahrscheinlich folgte, als er einen unanfechtbaren Sieg nur auf die völlige Besitzergreifung des Schlachtfeldes beschränkte.

Wenn sich übrigens in die ernsten Erwägungen der hohen Politik, die ihm Halt geboten, auch ein Gefühl der Mäßigung und Großmuth gegen einen unglücklichen Monarchen und eine tapfere Armee, die uns die Erinnerungen an Eßlingen*) und Wagram hochachten gelehrt hatten, einschlich — wer wollte ihm daraus einen Vorwurf machen?

Der Krieg hat seine furchtbaren Zwecke, aber auch seine Unterschiede und Traditionen; außerdem spiegelt er genau den Charakter und die Sitten der Nationen wieder, deren reinster Ausfluß die Armeen sind!

Als der Kaiser den Entschluß faßte, Oesterreich nur

*) 1809.

einen ehrenvollen Waffenstillstand aufzuerlegen, war ohne Zweifel die Erinnerung in ihm erwacht, daß Napoleon I. in demselben Augenblick als er befahl, die österreichische Armee nach der siegreichen Schlacht bei Wagram zu verfolgen — weil die Kriegsbedingungen das erheischten — er gleichzeitig dem erlauchten Oberbefehlshaber, dem Erzherzog Karl, das Ritterkreuz der Ehrenlegion übersandte.

Die österreichische Armee von 1859 hatte sich durchaus als würdige Tochter der Armee von Wagram gezeigt. Ferner hatte Napoleon III., als er den italienischen Feldzug unternahm, nicht die Absicht gehabt, seinen persönlichen Ruhm, zum Schaden Oesterreichs, zu vermehren. Nach der Schlacht von Solferino hielt er das Ziel, das er sich wirklich gesteckt, für erreicht. Am Schluß des Tages war auf seinem Antlitz nichts von der Abspannung zu sehen, die auf die starken Anstrengungen einer langen mörderischen Schlacht folgen müssen; noch weniger aber zeigte sich die Freude eines Feldherrn, der einen glänzenden Sieg über eine tapfere Armee, die ihm denselben lange und mit äußerster Bravour streitig gemacht, davongetragen hat.

Eher noch malte sich in seinen undurchdringlichen Zügen ein Ausdruck der Trauer und der moralischen Erschöpfung; seine Umgebung erklärte sich denselben dadurch, daß der Kaiser in dem zehnstündigen Verweilen mitten unter den Verwundeten beider Heere, deren Stöhnen und Klagen bis zu ihm drangen, die schmerzlichsten Eindrücke empfangen habe.

Ja, die Freiheit Italiens war theuer erkauft!

Der Kaiser hatte das Gefühl des Mitleids und wehmüthigen Bedauerns schon am Tage der Schlacht selbst empfunden. Napoleon I. schob dasselbe stets bis zum folgenden Tage hinaus, weil er dann erst über das Schlachtfeld ritt, um selbst das Fortschaffen der Verwundeten zu überwachen, Worte des Trostes und der Ermuthigung an sie zu richten, ja oft ihnen sofort Belohnungen und Auszeichnungen zu überreichen.

Das bringt die Gewohnheit des Krieges und des Kommandos über Armeen mit sich.

Die Nacht war schon hereingebrochen, als der Kaiser seine letzte Position verließ, um sich nach Cavriana zu begeben. Das große, geräumige, von einem ausgedehnten Hof umgebene Gebäude, das er beziehen wollte, war dasselbe Haus, in dem Kaiser Franz Joseph am Tage zuvor sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

In einem der Säle setzte er sich an einen großen, mit grünem Tuch beschlagenen Tisch, stützte den Kopf in die Hände und schien endlich der physischen Müdigkeit zu unterliegen. Seine Suite blieb regungslos und schweigend in seiner Nähe.

Dies Schweigen hatte etwa zehn Minuten gedauert, als es durch die Stimme eines Lakaien unterbrochen wurde, der die Meldung machte, daß das Essen aufgetragen sei. Den Offizieren des kaiserlichen Hauses erschien diese Stimme doppelt wohlklingend, weil dies die erste Mahlzeit des ganzen Tages sein sollte. Es war ein richtiges Mahl, wie es an Schlachttagen zu

sein pflegt, wo die Kochkunst sich an nichts bethätigen kann. Aber ihm wurde darum doch alle Ehre erwiesen, was den Beweis liefert, daß der Magen gebieterisch seine Rechte geltend macht, selbst wenn das Hirn die größte Ruhe braucht.

Während der ganzen Dauer des Diners ließ sich das Feuer der sardinischen Armee vernehmen, die sich noch auf dem Schlachtfelde bei San-Martino mit dem Benedeck'schen Korps im Gefecht befand und erst gegen zehn Uhr das Schießen einstellte.

Als der Kaiser sich in seine Gemächer zurückzog, kam er an einem Zimmer vorüber, das einem seiner Offiziere zugetheilt war. Der, der es am Tage vorher bewohnte, hatte mit Kreide seinen Namen auf die Thüre geschrieben und darunter die drei Worte: Addio cara Italia!

Diese traurigen Abschiedsworte eines österreichischen Offiziers bewiesen deutlich, daß ihm der Ausgang des Krieges nicht zweifelhaft erschien.

Einige Aufklärungen über die Vorgänge zwischen Marschall Canrobert und General Niel, sowie über die Bewegungen einer der Brigaden des General Trochu, die letzterem zur Verfügung gestellt wurde, mögen hier ihren Platz finden.

Am 23. Juni erhielt die 2. Division (Division Trochu) folgenden Befehl aus dem Hauptquartier:

„Es scheint feststehend, daß der Feind sich weit entfernt, am anderen Ufer des Mincio, befindet. Morgen, den 24. Juni, hat die 2. Division am rechten Ufer

des Chiese entlang zu marschiren, den Fluß auf einer von den Italienern geschlagenen Schiffbrücke zu passiren und sich nach Medole zu begeben, wo sie Stellung nehmen und sich wieder concentriren wird".

Während die Division am Ufer des Chiese entlang marschirt, hört General Trochu plötzlich an der andren Seite des Flusses Kanonendonner.

Ein Offizier sagt: „Das ist nur ein Probeschießen mit den gezogenen Kanonen".

Die Schüsse fallen ohne jede Pause — es muß entschieden eine Ueberrumpelung sein, wie bei Magenta.

Trochu begiebt sich eiligst nach Medole, wo er den Befehl vorfindet, mit dem ganzen 3. Armeekorps 40,000 Oesterreichern Stand zu halten, die beim ersten Tagesgrauen einen Ausfall aus Mantua gemacht haben. Nachdem er seine Truppen in Schlachtlinie aufgestellt hat, besteigt er den Thurm und schaut nach Mantua hin.

Nicht ein Oesterreicher in der ganzen großen Ebene zu sehen; er begreift, daß seine Division und das ganze 3. Armeekorps, während der Schlacht, thaten- und regungslos vor diesem eingebildeten Popanz wird verharren müssen.

Das große Hauptquartier hat in diesem merkwürdigen Feldzug unweigerlich geglaubt, daß der Feind weit entfernt stände, wenn er nur zwei Schritt davon war, und daß er sich zwei Schritt davon befände, wenn er in Wirklichkeit weit entfernt war.

Der Bataillonschef des Geniekorps, Parmentier, Adjutant des General Niel, sprengt im Galopp herbei.

Das 4., von überlegenen Streitkräften erdrückte Armeekorps, kann sich nicht länger halten.

General Niel hat Marschall Canrobert um Unterstützung gebeten, aber dieser hatte keine Lust dazu.

Endlich bewilligt er eine der beiden Brigaden des General Trochu. Kommandant Parmentier kommt sie holen und führt sie an die entscheidende Stelle.

Trochu übernimmt das Kommando dieser Brigade und läßt seinen tapferen Brigadier Collineau, den Helden von Malakoff, den zukünftigen Helden von Takou — dem übrigens während des ganzen Feldzuges immer dasselbe Glück blühte — dem eingebildeten Heer von Mantua gegenüber. Sturmmarsch in erstickender Hitze! General Trochu kommt auf dem Kampfplatz mit einer Truppe an, deren gute Ordnung einen seltsamen Kontrast zu der unbeschreiblichen Unordnung bildet, von der sie jetzt Zeuge ist.

In einer Bodensenkung stößt er auf General de Rochefort, den ehemaligen Direktor der Kriegsschule in Saumur, der eine Kavalleriebrigade kommandirte, welche aus dem 2. und 10. Regiment der reitenden Jäger zusammengesetzt war. Seine Mannschaften lagerten neben ihren Pferden, die Zügel um den Arm geschlungen, im Getreide.

„Worauf warten Sie hier?" fragte Trochu den General von Rochefort.

„Auf Befehle".

„Schließen Sie sich mir an; ich will zum Marschall Niel stoßen; wenn meine Brigade an diesem ernsten

Tage eine Rolle spielen soll, denken Sie nur, von welchem Gewicht die Vermehrung durch eine ganze reitende Brigade sein würde, die unerwartet mit meiner Infanterie auf dem Schlachtfelde erschiene!"

General von Rochefort glaubt, ohne Befehl seiner Vorgesetzten, nicht so handeln zu dürfen.

Später begegnet Trochu dem General, Marquis von Luzy-Pelissac, ganz allein, so allein wie der Kaiser auf der Brücke über den Tessin. Er war kein Neuling wie Rochefort, der zum ersten Mal in seinem Leben einen Feldzug mitmachte. Im Museum zu Versailles figurirte er neben dem Herzog von Orleans, dessen Adjutant er gewesen war. Er hatte den ersten Ansturm der Oesterreicher auszuhalten gehabt, die ihm 1925 Mann kampfunfähig gemacht hatten, so daß er nicht allein tief erschüttert war, sondern auch alle Selbstbeherrschung verloren hatte.

„Warum sind Sie ganz allein?" fragte Trochu.

„Ach, bester Freund, ich habe meine ganze Division verloren".

„Und Ihre Offiziere? Wo sind die?"

„Alle todt".

„Und Ihre Division?"

„Vollkommen aufgerieben."

„Aber, Herr General, eine Division kann doch nicht so ohne Weiteres verschwinden".

„Doch! Alle sind verloren, ganz verloren!"

„Gut, so kommen Sie mit mir, Herr General. Ich befinde mich auf dem Marsch, um zum General

Niel zu stoßen und ich glaube, wir werden unterwegs Ihre Division wiederfinden; sie kann sehr zusammengeschmolzen sein, aber daß all' Ihre Leute todt sind, ist nicht möglich".

Nichts vermochte den unglücklichen General aus seiner Verzweiflung herauszureißen. Thränenströme netzten sein Antlitz. Es war nichts mit ihm zu machen, sein ganzer Organismus war zerstört.

General Niel, der bei der lebhaftesten Kanonade ganz ruhig blieb, fordert den General Trochu auf vorwärts zu rücken und Guidizzolo als Zielpunkt zu nehmen.

In zehn Minuten ist die staffelförmige Aufstellung in Schlachtordnung gebildet; die Artillerie erhält ihren Platz zwischen derselben und der Linie der Tirailleurs. Die Division ertrinkt förmlich in einer ungeheuren Ebene von hohen Weinstöcken. Man sieht weder den sehr nahe stehenden Feind, noch die Gesammttruppe. Aber sie marschirt so fest darauf los, wie ein gut organisirtes Heer in neun- bis zehnstündigem Kampf ungeordnete Schaaren vor sich herzutreiben pflegt. Der Tag ist schon weit vorgeschritten.

Dies ist die Wiederholung des unbeschriebenen und ungedruckten Gefechtes bei Ponte-Vecchio di Magenta. Die Oesterreicher müssen das Terrain räumen, aber sie thun das unter so heftigem Feuer, daß die Franzosen große Verluste haben . . . dreimal so viel wie bei Ponte-Vecchio.

Oberst Broutta vom 43., ist zum Tode verwundet;

aber der Feind läßt drei Geschütze nebst Munitionswagen ohne Gespanne auf einem kleinen Hügel zurück.

Schon eine Weile kann man die Kanonenschüsse von den Donnerschlägen nicht mehr unterscheiden. Ein vom Winde gepeitschter Wolkenbruch macht es unmöglich die Augen offen zu halten; man sieht nichts mehr; die Gewehre versagen vor Nässe. Zwei Geschützstücke, die eine Schlucht passirten, stürzen hinunter und reißen alles mit sich — Männer, Pferde und Munition. Diese außerordentliche Unordnung währt bis zur Nacht.

Das Gefecht ist auf dem ganzen Schlachtfelde eingestellt worden.

Um 11 Uhr Abends Rapport der Generäle beim Marschall Niel. Letzterer fragt Trochu, ob er am nächsten Tage kampffähig sein werde, was derselbe energisch bejaht, wobei er hinzufügt, daß wenn man ihm seine bei Medole unthätig stehende Brigade wiedergiebt, er gründlich angreifen würde.

Beim Anbruch des Tages war nicht ein Oesterreicher in Sicht und nun wurde der Sieg ausposaunt.

Neunzehntes Kapitel.

Eine Panik. — Tod des General Auger. — Neue Panik. — Eine Epopöe des Staubes. — In St. Cloud. — Marschall Niel. — Tedeum. — In den Champs Elysées. — Unterhandlungen. — Cavriana. — General Niel beim Kaiser. — In Goïto. — Staatsgründe. — Remember. — Aergerlicher Konflikt.

Gewöhnlich schweigen die Kriegsberichte über die Paniken, wenigstens über eine gewisse Sorte; denn jeder verbirgt aufs sorgfältigste seine Furcht und spricht nur über die des Feindes. So wie es keinen Kriegsmann giebt, der nicht seine Augenblicke der Schwäche hätte, giebt es auch keine Armee, die tapferste und bestdisciplinirte nicht ausgenommen, die nicht im gegebenen Augenblick von einer Panik fortgerissen werden könnte. Bei einer wilden Flucht ist das eigentlich der normale Zustand des Besiegten; aber eine Panik bei den Siegern ist etwas höchst Seltenes und kann nur aus ganz lächerlichen Befehlen herrühren.

Nach der Schlacht von Solferino machten sich im französischen Heere zwei merkwürdige Fälle von Panik bemerkbar, aus denen hervorgeht, wie wenig die Franzosen auf Sieg rechneten.

Die ganze Kavalleriebrigade Partouneaux war zur Recognoscirung in ein Gehölz abgeschickt worden. Denjenigen, welchen die Verwendung der Kavallerie im Kriege bekannt ist, mußte dieser Befehl geradezu ungeheuerlich vorkommen, denn bei diesem Truppentheil sind zwei Elemente zur Panik vorhanden: Das Pferd und der Reiter.

Das Pferd liebt von Natur die Wälder nicht, denn, ohne die Kriegskunst studirt zu haben, weiß es, daß seine Kräfte hier lahm gelegt werden; von den Weideplätzen her, auf denen es seine Jugend verbrachte, ist ihm erinnerlich, daß der Wolf sich im Walde versteckt, um es dann plötzlich zu überfallen. Im freien Zustande wird es keinem Pferde in den Sinn kommen, sich einem Gehölz zu nähern.

In dieser Beziehung theilt der Kavallerist die Ansichten seines Thieres; ganz besonders fürchtet er die hinter Bäumen im Hinterhalt liegenden Tirailleurs, die ihn niederknallen, ohne daß er sich wehren kann. Daher soll man es vermeiden, Kavallerie zur Recognoscirung in die Wälder zu schicken, besonders aber in so großer Anzahl, denn in diesem Falle ist die Menge eine Ursache mehr zur Unordnung.

Beim Herauskommen aus dem Gehölz, bemerkt die 1. Schwadron einige österreichische Flüchtlinge, die noch

nicht die Zeit gehabt hatten, über den Fluß zu setzen. In der Einbildung einen überlegenen Feind vor sich zu haben, macht die Schwadron im Schritt Kehrt. Ohne den Grund dieser Umkehr zu kennen, führt die zweite Schwadron dieselbe Bewegung im Trab aus; die dritte setzt sich in Galopp und nun bleibt der 4. Eskadron nur eine zügellose Flucht übrig — die Offiziere voran, da sie die besten Pferde haben. Diese menschliche Heerde saust wie ein Wirbelwind vor der Division Trochu vorüber, zum Glück ohne sie in Unordnung zu bringen, denn zur Belagerung von Peschiera bestimmt, hat sie sich nach links den Höhen zu gewendet, an der Frontlinie der Armee entlang marschirend; sie macht gerade jetzt in der Ebene zum ersten Male Halt. Auf dem ganzen Wege folgt der Kavalleriebrigade Entsetzen und wilde Unordnung.

Eine Panik von 2000 Pferden!

Der Anstoß ist gegeben; jetzt greift sie immer mehr um sich. Der Kavalleriesturm fegt in unbeschreiblicher Verwirrung, alles was ihm begegnet, vor sich her, trägt Unruhe und Schrecken in die Nachhut der Armee, wo sich Scenen abspielen, die ich lieber mit Schweigen übergehe, und die Wirkung davon ist nicht nur bis Brescia zu spüren — wo die entsetzten Einwohner, an eine Niederlage glaubend, die französischen Fahnen aus den Fenstern entfernen und eiligst wieder durch die habsburgischen Standarten ersetzen — sondern bis nach Mailand hin. Endlich halten die keuchenden, ganz athemlosen Rosse von selber an.

Was ich aber nicht völlig mit Schweigen übergehen kann, ist die Thatsache, daß die Artillerie die Stränge durchschnitten und die Kanonen im Stich gelassen hatte!... Und die einheimischen Leute, die man mit ihren Fuhrwerken zum Fortschaffen der Verwundeten requirirt hatte, warfen diese Unglücklichen mitten auf die Straßen und flüchteten im wildesten Galopp.

In Folge dieser Rohheit starben viele der Blessirten; auch der junge Artilleriegeneral Auger, der einen entscheidenden Antheil am Siege des Abends gehabt, starb auf solch schreckliche Weise. Ihm war ein Arm amputirt worden; die Operation war vollkommen geglückt und man hatte Hoffnung, ihn am Leben zu erhalten. In einem der Chausseegräben hauchte er den letzten Athemzug aus.

General Trochu, dessen Division wunderbarerweise von der Panik nicht angesteckt wurde, und dessen fest auf ihrem Posten verharrende Infanterie nicht einmal die Gewehrpyramiden abgetragen hatte, machte auf der Stelle einen Bericht, um mittelst Generalerlaß auf Bestrafung einer militärischen Verirrung anzutragen, die am hellen Tage, nach einer glorreich gewonnenen Schlacht, ohne Gleichen dastand und für die Folge große Gefahren bedingte; aber seine Ansichten wurden nicht in Erwägung gezogen. Der Befehl, die Sache zu vertuschen wurde gegeben, und so drang von dieser demüthigenden Schwachheit nichts ins Publikum.

Wir wollen ganz kurz die Unzulänglichkeit, um nicht zu sagen die Grausamkeit in dem Dienst der Kranken-

pflege schildern — in einer Zeit, die hinter der unsren nicht gar zu weit zurückliegt. Wenn damals schon die Genfer Convention existirt hätte, würde General Auger nicht auf den Weg geworfen worden sein — wir führen nur dies eine, bedeutendste der Opfer der Panik von Brescia an. Und doch verdanken wir der Privatinitiative die Einrichtung des gegenwärtigen Sanitätsdienstes.

Es bleibt noch eine andere Panik zu erwähnen, die noch weniger bekannt ist als die vorstehende; sie hätte an die bei Austerlitz erinnert, wenn nicht derselbe General Trochu, von dem ich eben gesprochen, sich in energischester Weise bemüht hätte, die unheilvollen Folgen derselben abzuwenden.

Eine zügellose Flucht, wie die der Division Partouneaux am hellen Tage, kann keine unmittelbaren Folgen nach sich ziehen, besonders bei einer Armee, die immer, oder doch fast immer Siegerin geblieben ist; ganz anders verhält sich das aber des Nachts. Dann kommt es meistens dahin, daß die Flüchtenden für Feinde gehalten und mit Gewehrsalven empfangen werden, wie es bei Austerlitz geschah.

Nachdem General Trochu sein Bivouak eingerichtet hatte, benachrichtigte ihn ein Ordonnanzoffizier, daß zwei Kavallerieregimenter Nachts an seiner Truppenfront vorübermarschiren würden, um auf Recognoscirung auszugehen.

„Wie!" rief er, „haben Sie an der Panik von heute Morgen noch nicht genug? Wollen Sie noch

eine nächtliche Panik haben? Ist dies der geeignete Moment, um Rekognoscirungen von der Kavallerie und, was noch viel schlimmer ist, von ganzen Regimentern anstellen zu lassen? Das ist ja der reine Wahnsinn! Wissen Sie denn nicht, was die Kavallerie bei Nacht ist? Die Pferde sind unruhig und schwer zu zügeln, die Reiter können sich auf sich selbst nicht verlassen; es genügt, daß eine Pistole zur Erde fällt und sich entladet, und alles ist auseinander gesprengt."

„Das ist wohl möglich, Herr General," versetzte der Offizier, „aber ich kann nichts daran ändern; mir wurde nur der bestimmte Auftrag ertheilt, Sie davon in Kenntniß zu setzen."

Bald darauf zogen die beiden Kavallerieregimenter vorüber, um die ihnen bezeichnete Position einzunehmen.

Der General kehrte in sein Zelt zurück und verfaßte sofort folgenden Tagesbefehl:

„Soldaten!

„In dieser Nacht werden sich wahrscheinlich Schüsse, Lärm, Zurufe hören lassen; dann werdet ihr Kavallerie wie toll vorüber rasen sehen. Was auch geschehen möge, ich befehle ausdrücklich, daß die Gewehre zusammengestellt bleiben; daß die Mannschaften unter keiner Bedingung zu den Waffen greifen; ja, ich mache die Kapitäns persönlich dafür verantwortlich, daß dieser Tagesbefehl aufs genaueste befolgt werde".

Dieser Erlaß wurde sofort verbreitet und den Truppen vorgelesen. Offiziere wie Soldaten fragten sich, was ihrem General denn wohl in die Krone gefahren sein mochte!

Um zwei Uhr Morgens erwachten die Truppen von einem entsetzlichen Getöse und Aufruhr. Eine zügellose Lawine von Menschen und Pferden stürzte sich mit dem Geschrei: Sie sind hinter uns! auf das Feldlager. Sie warfen das Zelt des Generals, sowie die meisten Offizierszelte über den Haufen, rannten Soldaten und Gewehrpyramiden um, und verloren sich endlich wie ein Phantom im Dunkel der Nacht.

Die Brigade Partouneaux hatte sich, nebst der Division Desvaux, am Tage zuvor glänzend bewährt und die schöne ungarische Kavallerie unerschrocken angegriffen. Die Husaren, wie die Chasseurs d'Afrique, hatten sich um die Wette ausgezeichnet und mit Ruhm bedeckt.

Und die Infanterie Trochu's, der die Ehre zufiel zwei Schlachten zum Ende zu führen, bestand gewiß nicht aus Neulingen, und dennoch warfen sie sich zitternd und nervös auf ihre Gewehrpyramiden, und nur der Macht der Disciplin, dem großen Vertrauen, das sie in einen General setzten, der auf so viel Schlachtfeldern die Probe glänzend bestanden, war es zu verdanken, daß sie nicht zu den Waffen griffen und ins Blaue hineinschossen.

Was wäre geworden, wenn sie das gethan hätten? Eine allgemeine Metzelei von Franzosen gegen Franzosen hätte in finsterer Nacht stattgefunden, und wären die Oesterreicher nicht 14 Meilen entfernt gewesen, so hätten sie dies schöne Werk vollenden können.

Es ist wahr, der Waffenstillstand war schon geschlossen; aber wer wußte das? Nur der Kaiser allein.

So endete für General Trochu der blutige Feldzug, der in seiner kurzen Dauer schon als der Vorbote von Sadowa gelten konnte.

Wenn er auch nur kurze Zeit dauerte, so wurde er doch durch die Hitze und besonders den entsetzlichen Staub, sehr mühselig. Dieser Staub ballte sich zu schrägen Wolken zusammen, die man aus weiter Ferne gewahrte und aus deren Dichtigkeit und Umfang man ganz genau auf die Anzahl der ihn aufwirbelnden Menschen zu schließen vermochte. General Trochu nannte denn auch den italienischen Feldzug: Die Epopöe des Staubes.

Was mochte sich wohl während der Zeit, in der sich die eben geschilderten Ereignisse abspielten, in Frankreich und bei Hofe zugetragen haben?

Als die französische Armee am Ufer des Chiese anlangte und den Feind nicht gegenüber auf den Höhen von Montechiaro fand, die ein Schlachtfeld darboten, welches vor dem Uebergang über den Mincio — der als äußerste Grenze der Lombardei angesehen wurde — erobert werden mußte, hatte Napoleon III. an die Kaiserin telegraphirt, daß die erwartete Schlacht sich verzögere, daß er den Marsch fortsetzen und den Feind wahrscheinlich erst jenseits des Mincio, auf den Positionen von Castelnuovo, vor Valeggio, im Festungsviereck selbst antreffen werde.

Der 22. Juni verging in St.-Cloud in fieberhafter Aufregung; die sehr nervöse Kaiserin erhielt nach dieser

so unbestimmt gehaltenen Depesche gar keine Nachricht weiter und ihre Erregung wuchs von Sekunde zu Sekunde.

Auch in der Nacht vom 22. auf den 23. kein Telegramm; ebensowenig am 23.

Auch am 24. kam keine Depesche.

An diesem Tage war man um Mitternacht auseinander gegangen.

Die Augen der Kaiserin glänzten wie im Fieber; es war ihr unmöglich, ruhig auf einer Stelle zu bleiben; unaufhörlich wiederholte sie:

„Gewiß spielen sich gewaltige Ereignisse dort unten ab . . . aber welcher Art? . . . Was läßt sich aus diesem langen Schweigen schließen?"

Am 25. Juni, um 3 Uhr Morgens, erhielt Eugenie endlich die in Cavriana aufgegebene Depesche des Kaisers, die ihr den Sieg von Solferino meldete.

Ihre Freude, ihr Jubel kannten keine Grenzen. Immer wieder rief sie:

„Ah! Welche Freude für das Land! für den Kaiser! Wissen Sie, lieber hätte ich seinen Tod erfahren, als daß er etwas an seinem Ruhm eingebüßt hätte!"

Ach!

Schon um 4 Uhr begab sich Oberstlieutenant Schmitz nach Paris, und zunächst direkt zum Minister des Inneren, dem Herzog von Padua, der die Depeschen beim König Jerome, beim Prinzen Murat, bei der Prinzessin Mathilde anschlagen lassen sollte.

Nähere Nachrichten über die Schlacht folgten bald darauf.

In seinem zweiten Telegramm meldete der Kaiser schon: daß General Niel sich in der, den ganzen Tag in der Ebene von Medole währenden Schlacht, mit Ruhm bedeckt habe und daß er ihn zum Marschall von Frankreich ernenne.

Diese Nachricht nahm die Kaiserin sehr kühl auf; sie liebte Niel nicht, weil derselbe sich nie um ihre Eindrücke und Empfindungen kümmerte, sondern stets die Unterhaltung des Kaisers suchte.

„Wollen Sie mir nicht sagen," wandte sie sich an Jemand aus ihrer Umgebung, „wie Sie sich des Kaisers Vorliebe für Niel erklären?"

„Majestät, das ist sehr einfach. General Niel ist ein ausgezeichneter feiner Kopf; er spricht gewandt und klug über alle möglichen Dinge. Er ist ein lebendiges Konversationslexikon; ja mehr als das, er ist wirklich sehr unterrichtet. Da der Kaiser nur von Leuten umgeben ist, über deren Fähigkeiten sich streiten läßt, so wendet er sich, wenn er Erklärungen wünscht, nicht an jene, sondern an Niel, der sie ihm klar und unumwunden giebt".

„Ich danke im Namen der anderen für das Bild, das Sie von ihnen entwerfen," entgegnete die Kaiserin.

Paris befand sich in einem Freudentaumel. Die strahlende Junisonne beleuchtete die lachende Landschaft und die heiteren Gesichter.

Es wurde beschlossen in der Notre-Dame-Kirche den Sieg durch ein Te deum zu feiern.

Der Kaiser hatte seiner Gemahlin anempfohlen, niemals den kleinen Prinzen in ihren Wagen zu nehmen, um im Falle eines Attentates nicht beider Leben zugleich aufs Spiel zu setzen.

Die Kaiserin kehrte sich jedoch nicht daran, sondern fuhr, ihr Kind neben sich in der Karosse, nach der Notre-Dame. Sie trug ein entzückendes Hütchen von italienischem Stroh mit dreifarbigen Bändern; ja, weiß-roth-blaue Schleifen rahmten den Hut und ihr Antlitz ein.

Man kann sich an diesem herrlichen Sommertage denken, welch wunderbare Wirkung das auf das Volk ausübte. Es war ein völliger Festtag und ungeheures Leben herrschte bis in die sinkende Nacht in Paris.

Auch die Kaiserin wollte daran theilnehmen; gegen 10 Uhr Abends ging sie zu Fuß, in Begleitung des Herzogs und der Herzogin von Bassano, des Oberst Schmitz und einer Palastdame, aus den Tuilerien fort, und machte einen Spaziergang nach den Champs-Elysées. Der Herzog von Bassano hatte ihr den Arm geboten und sie wurde von niemand erkannt.

Nach der Schlacht von Solferino setzte die Armee über den Mincio und der Kaiser schlug sein Hauptquartier in Valeggio auf. Wir befinden uns also jetzt in Venetien, mitten in seinem Festungsviereck. *)

Der Feind zog sich nach und hinter Verona zurück.

*) gebildet von den Festungen Verona, Mantua, Peschiera und Legnano. Anm. d. Uebers.

Man war auf einen Wiedereroberungsangriff gefaßt. Deshalb wurden die Befehle ertheilt, sich auf den Höhen von Castelnuovo und Custozza in Schlachtordnung aufzustellen. Des Morgens hatte man zu den Waffen gegriffen und schon Mittags kehrte man wieder zurück, denn das Heer hatte keinen Feind vor sich.

Einige Tage später langte aus Verona ein österreichischer Courier an.

An demselben Abend reiste General Fleury dahin ab und wurde als Parlamentär bei dem Kaiser von Oesterreich eingeführt, der mit ihm über den Waffenstillstand sprach.

Die vorläufigen Verhandlungen dieses hinkenden Friedens werden gewiß in den Memoiren des General Fleury aufgezeichnet sein.

Wie dem auch sein möge, als der General nach Valeggio zurückkehrte, gab er Napoleon III. die Versicherung, daß nur noch die Bestätigung durch eine Zusammenkunft zwischen ihm und Kaiser Franz Joseph fehle. Ueber dieselbe wurde sofort Beschluß gefaßt und alles Erforderliche angeordnet.

Bevor wir jedoch vom Frieden sprechen, wollen wir noch einmal Napoleon III. folgen.

Am 25. Juni befand sich die Armee noch auf den Lagerplätzen, die sie am Abend des 24. inne gehabt hatte und, die Rapporte der verschiedenen Korpskommandeure erwartend, hatte der Kaiser die Befehle zur Weiterbewegung der Truppenkörper vorbereitet, welche

die Positionen besetzen sollten, die zwischen Peschiera und Mantua dem Mincio am nächsten lagen.

Während des Tages zogen zahlreiche Gefangenenkolonnen durch Cavriana durch. Als Napoleon erfuhr, daß sich etwa zwanzig Offiziere, die von allem entblößt waren, in der Kirche aufhielten, beauftragte er den Prinzen Murat und einen seiner Ordonnanzoffiziere sie mit Geld zu versehen und ihnen Lebensmittel aus dem kaiserlichen Hauptquartier zu überbringen.

Einige von diesen Offizieren saßen auf den Bänken der Emporen; andre lagen auf den Steinplatten in der Kirche ausgestreckt: alle schienen von Erschöpfung und Gram gebeugt.

Beim Anblick der französischen Offiziere erhoben sie sich und erwiderten den Gruß derselben mit kalter, trauriger Höflichkeit; aber als sie vernahmen, daß Napoleon III. die Herren abgesandt habe, um sie mit allem Nothwendigen zu versehen, heiterten sich die Züge der jungen Offiziere auf, und das Eis war gebrochen.

Die Ankunft mehrerer Lakaien in der kaiserlichen Livree, mit Körben voll Speisen aller Art beladen, beruhigte sie vollends über den Besuch, der ihnen abgestattet worden und der ganz frei von unschicklicher Neugierde war.

Diese jungen Oesterreicher konnten die Thatsache berichten, daß ihre Gegner aus der siegreichen französischen Armee, die sie heute bekämpfen, morgen ihre Kameraden werden. Dicht neben der Kirche, unter einem Schutzdach hatte sich ein Haufen Neugieriger versammelt,

denn dort lag ein riesenhafter kroatischer Soldat auf dem Rücken ausgestreckt, seinen Tornister unter den Kopf. Zwei französische Aerzte waren beschäftigt ihn auszukleiden, um nach seiner Wunde zu forschen, aber es fand sich keine. Sein Gesicht war dunkelblau und seine Zähne so auf einander gepreßt, daß es unmöglich war ihm einige Tropfen Wasser oder Cognac einzuflößen. Die Augen waren eingesunken und das Antlitz aufgedunsen. Trotz aller Sorgfallt unsrer so hingebenden, aufopfernden Aerzte starb der arme Teufel des Abends und einer der Doctoren meinte, daß er aus Furcht gestorben sei. Hatte man sich in den österreichischen Regimentern nicht erzählt, daß die Turcos ihre Gefangenen auffräßen?

Am 26. früh erschien General Niel im kaiserlichen Hauptquartier und wurde von Napoleon III. zum Frühstück befohlen. Es war schwer ein anderes Thema anzuschlagen als die große Schlacht vom 24., und so hatte während der Mahlzeit Niel meistentheils das Wort. Zur Rechten des Kaisers sitzend, erzählte er ausführlich, welchen Antheil das 4. Armeekorps an den Ereignissen des denkwürdigen Tages genommen; von dem glorreichen Widerstand gegen die Anstrengungen, die die österreichische Armee ihm gegenüber gemacht — kurz, er hob in glänzender und geschickter Weise die unerschütterliche Bravour seiner Generäle und Soldaten hervor.

Während er sprach, war es höchst interessant, das Antlitz des Marschall Vaillant aufmerksam zu beob-

achten. Ein Lächeln, dessen Deutung nicht schwer war und ein gewisses Zucken seiner Nasenflügel ließen keinen Zweifel über seine Gedanken. General Niel stammte aus dem Departement der Obergaronne*) und seine mit verführerischer und bilderreicher Beredsamkeit vorgetragene Schilderung, trug unglücklicherweise zu sehr das Gepräge seiner Abstammung an sich. Endlich verstieg er sich sogar bis zu Anschuldigungen, die den Charakter einer wahren Anklageakte gegen Marschall Canrobert annahmen, denn er machte demselben den Vorwurf, ihm nicht den Beistand geleistet zu haben der in seinen Kräften stand.

Diese letzten Worte machten einen geradezu peinlichen Eindruck auf die Zuhörer, und das eisige Schweigen, das darauf folgte, bekundete unzweifelhaft die lebhafteste Mißbilligung.

Freilich war dies Schweigen wohl durch Anwesenheit des Kaisers geboten; es wurde auch nur durch ihn selbst gebrochen. Sich zum General Niel wendend, sprach er in betrübtem Tone die folgenden edlen Worte:

„Das war meine Schuld; Ich hätte bedenken müssen, daß Canrobert, wenn ich ihm zu absolute Befehle ertheilte, es nicht wagen würde, dieselben abzuändern, um seiner eigenen Inspiration zu folgen."

Hatte General Niel sich vielleicht zu einer irrigen Ansicht hinreißen lassen? Und stieg in dem Kaiser doch

*) Heimath der Gascogner, die für Prahler und Aufschneider gelten. Anm. d. Uebers.

ein leiser Verdacht auf? So viel steht fest, daß Se. Majestät den Kapitän Brady rufen ließ, der der eben geschilderten Scene beim Frühstück beigewohnt hatte und der — wie der Kaiser wußte — seit fünf Jahren in intimsten Beziehungen zu dem berühmten Marschall stand. Er befahl demselben, sich nach Goïto zu begeben, welchen Ort das 3. Armeekorps seit dem Morgen besetzt hatte, Marschall Canrobert aufzusuchen und ihm (dem Kaiser) dann genaue Aufklärung über die Positionen, die der Marschall am rechten Ufer des Mincio eingenommen, wie über die von seinen Truppen besetzten festen Plätze zu überbringen. Außerdem sollte Brady den Marschall auffordern, eine Liste der Personen aufzusetzen, für die er Belohnungen in Vorschlag brächte.

Canrobert hatte sein Hauptquartier in einem, auf gleicher Höhe mit den von den Divisionen Renault und Bourbaki besetzten Positionen, gelegenen Schlosse aufgeschlagen; die in Reservestellung befindliche Division Trochu hielt Cerlungo und Cattapone besetzt.

Der erste Gegenstand, der den Blick des kaiserlichen Sendboten gleich beim Eintrit in die Vorhalle fesselte, war ein großes Bild, der Stammbaum der Familie Bonaparte, in Federzeichnung; man konnte wohl annehmen, daß es erst ganz kürzlich an dieser Stelle aufgehängt sei und vor vier Tagen, als Kaiser Franz Joseph und die österreichische Armee hier durchzogen, gewiß nicht zur Schau gestellt war.

Marschall Canrobert hielt gerade eine Berathung mit seinem Generalstabschef ab. Es blieb Kapitän Brady

daher nichts übrig, als sich eine Weile mit dem Besitzer des Schlosses zu unterhalten, der ihm Näheres über den Uebergang der Oesterreicher über den Mincio, am Abend und während der Nacht des 24. auf den 25., erzählte.

„Bei den Brückenzugängen," hub er an, „entstand ein großes Gedränge und eine entsetzliche Unordnung. Die Reihen wurden durchbrochen, die Nummern der verschiedenen Regimenter durch einander gemischt. Die Stimme der Offiziere wurde nicht mehr beachtet und all ihre Anstrengungen, die Ordnung wieder herzustellen, blieben fruchtlos. Einige von ihnen weinten vor Wuth; andre zerbrachen, in der Vorahnung entsetzlichen Unheils, ihre Degen."

Von unsrer Kavallerie verfolgt, von unsrer Artillerie beschossen, würde die österreichische Armee in der That — sobald sie an ein unübersteigliches Hinderniß gelangte — verloren und jeder Wiederstand unmöglich gewesen sein.

So hätte die Schlacht bei Solferino enden müssen, und daß das österreichische Heer einem solchen Ende entging, kam nur daher, weil Napoleon III. das nicht wollte. Jede andere Auslegung ist unwahrscheinlich.

Alle Welt weiß, mit welcher Klarheit die offiziellen Reden, die der Kaiser im großen Staatsrath hielt, abgefaßt waren. Die, welche er bei seiner Rückkehr nach Saint-Cloud, hielt, sollte bestätigen, daß der Krieg von 1859 wohl die Gebietsverringerung Oesterreichs zum

Zweck haben konnte, nicht aber die Schwächung seiner Militärmacht, und noch weniger seine zeitweilige Zerstörung.

Aus einem Satz dieser Rede: „Glauben Sie, daß es mir nicht ungeheuer schwer wurde, die siegestrunkenen Soldaten aufzuhalten? . . . ꝛc." geht es deutlich hervor, daß die Unbeweglichkeit der Armee auf dem Schlachtfeld von Solferino und auch in den Tagen darauf, die Folge politischer Beschlüsse gewesen ist, die weder durch die Rathschläge der französischen Feldherren, noch durch die brennende Ungeduld König Victor Emanuels, der ja dabei am meisten interessirt war, erschüttert werden konnten.

Am Tage nach der Schlacht bei Magenta trat der deutsche Bundestag in Frankfurt a. M. zusammen. Derselbe erklärte, daß er die Landwehr einberufen und den Landsturm mobil machen wolle, um das, dem deutschen Bunde angehörige und bedrohte Venetien zu schützen.

Die Nachricht von diesen Vorgängen gelangte an unsern Minister des Auswärtigen, Herrn Drouyn de Lhuys. Dieser beeilte sich dem Kaiser davon Mittheilung zu machen und rieth ihm, sofort das linke Rheinufer durch die 100,000 Mann besetzen zu lassen, welche Marschall Pélissier, der Sieger des Malakoff, in Nancy befehligte, derselbe wisse so wie so nicht, was er da im Osten anfangen solle und wäre froh, wenn es vorwärts ginge.

Die von einem jungen Gesandtschaftsattaché, der seitdem viel von sich reden gemacht, dem Baron von Billing, überbrachte Depesche kam gerade an dem Tag von Solferino, an dem der Krieg endigte, im französischen Lager an.

Wir hatten für Italien bereits 500 Millionen Francs und 50,000 Mann geopfert. Dabei blieb es! Deutschland, welches mundtodt gemacht worden wäre, wurde gerettet, und Italien, das uns die Stiefel küßte, sah den Anfang der Einheit vor sich, unter der Frankreich noch heute leidet.

Nach dem Sieg von Solferino dachte der Kaiser, daß er seinen Verpflichtungen gegen Italien zur Genüge nachgekommen sei und seine Jugendsünden bezahlt habe. Sein Entschluß, seine Armee mitten in ihrem Siegeslaufe aufzuhalten, war für den König von Sardinien eine bittere Enttäuschung, denn derselbe mußte die Hoffnungen, deren schleunige Erfüllung ihm aus den Falten der französischen Standarte entgegenlachte, nun vertagen. Er wurde an das alte Wort erinnert: „Die gute Gelegenheit hängt nur an einem Haare."

Sieben Jahre später wurde dies Wort ihm in viel bitterer Weise zu Gemüthe geführt; denn nun waren die Rollen und Situationen umgekehrt, und die vom Herzog Albrecht bei Custozza geschlagene italienische Armee wurde in wildester Flucht über das rechte Ufer des Mincio zurückgeworfen. Der nahe Zusammenhang dieser beiden Daten hätte Victor Emanuel's Sohn und

dessen Premierminister zum Nachdenken bringen müssen, wenn in ihrer Politik das eine Wort eine Stätte gefunden hätte, welches gleichzeitig die Devise und der letzte Schmerzensschrei zweier englischer Könige gewesen ist — das Wort: Remember . . .

König Humbert zog jedoch ein italienisches Sprichwort vor, das er zu seinem persönlichen Gebrauch in eine politische Regel umgewandelt hat: Passato il pericolo, gabbato il santo!*)

In diesem speziellen Falle heißt der Heilige Frankreich. Und was das Sprichwort selbst betrifft, so kann es der Geschichte der Regierung Victor Emanuel's zum Motto dienen. Ich beeile mich hinzuzufügen, daß dies Motto nicht in allen Regionen des einigen Italiens gangbare Münze ist, und daß man das italienische Volk nicht für die undankbare Politik seines Herrschers verantwortlich machen darf.

Ich kehre zur Schilderung der Zusammenkunft des kaiserlichen Ordonnanzoffiziers mit Marschall Canrobert, von der ich mir eine kleine Abschweifung erlaubte, zurück.

Als Kapitän Brady vorgelassen wurde, diktirte ihm Canrobert die Erklärungen, welche der Kaiser zu haben wünschte, in die Feder, indem er auf einer Karte alle von seinen Truppen besetzten Positionen verzeichnete. Dann sprach sich der Marschall über die Schlacht vom

*) Wenn die Gefahr vorüber ist, macht man sich über den Heiligen lustig; entspricht unserem deutschen Sprichwort: Undank ist der Welt Lohn! Anm. d. Uebers.

24. aus, schilderte ausführlich den Antheil, den er daran genommen, die Schwierigkeiten, die für ihn aus der Verpflichtung entsprangen, den Befehlen des Kaisers zu gehorchen und die nicht weniger wichtige Pflicht, dem 4. Armeekorps, welches schon mehrmals unter den wiederholten Angriffen des Feindes ins Wanken kam, Hülfe zu bringen.

Der Bericht des Marschalls widersprach in allen Punkten dem des General Niel; der Kapitän nahm daher keinen Anstand, seinen früheren Vorgesetzten von dem, was sich am Morgen im kaiserlichen Hauptquartier zugetragen, in Kenntniß zu setzen und bat ihn zuletzt, nach Cavriana zu kommen, um dort die wirklichen Thatsachen festzustellen.

„Das ist nicht nöthig," versetzte der Marschall, „alles, was ich Ihnen eben mitgetheilt, steht in meinem Bericht und das genügt."

Er sah den Kaiser in der That auch erst zwei Tage später, als er nach Volta marschirte.

Man kann sich wohl denken, daß die Worte des Kapitäns den Marschall mit großem Unwillen erfüllten; aber wenn er auch die Folgen derselben fürchtete, war er doch überzeugt, daß er seine Pflicht gethan und daß der Kaiser ihm die Erfüllung derselben zu erleichtern gewünscht.

Bis zur Beendigung des Feldzuges, die sich einige Tage später vollzog, hörte man nichts mehr von diesem Konflikt, für den man allein General Niel verantwortlich

machen muß. Erst bei der Rückkehr nach Paris, nahm derselbe, in Folge unvorsichtigen Geschwätzes, an dem die Presse sich leider auch betheiligte, einen sehr ernsten Charakter an, so daß man einen Augenblick fürchtete, daß die beiden Marschälle von Frankreich ihren Streit mit dem Degen ausfechten würden.

Zum Glück kam es nicht zu diesem Aeußersten.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Belagerung Peschiera's. — Gegenbefehl. — Unzufriedenheit. — Prinz Napoleon. — Der König in Monzambano. — Großes Manöver. — Ein Marschallstab. — Physiologische Ansichten. — General Trochu. — Zusammenkunft in Villafranca.

Der Kaiser verließ Cavriano am 27. oder 28. und verlegte, nach kurzem Aufenthalt in Volta, sein Hauptquartier nach Valeggio, wo er sogar dasselbe Haus bezog, in welchem General Bonaparte, während des Feldzuges von 1796, fast von einem österreichischen Kavalleriekorps gefangen genommen worden wäre.

Napoleon III. hat alle Kriege konsequent aus zwei Gründen unternommen: Erstens, weil er fanatisch an die absolute Ueberlegenheit unserer Armee über alle Armeen der Welt glaubte, und zweitens, weil er — trotz des feierlichen Versprechens bei seinem Regierungsantritt — zum Kriege entschlossen, seinen Entschluß bis zur letzten Stunde zu verbergen beabsichtigte und nur scheinbar dem Zwange und der überlegenen Gewalt in Erfüllung einer großen Pflicht, die er dem öffentlichen Interesse und der Nationalwürde schuldete, nachgeben wollte.

Der italienische Feldzug, der ganz besonders charakteristisch für diese Politik war, ist infolge seines schnellen Zustandekommens, wie durch den erstaunlichen Mangel an Einheit in der Durchführung, für die Scharfsichtigen wohl schon die Vorrede, die Ankündigung unsrer Niederlagen von 1870 gewesen. Ueberdies lag es auch nicht in der Politik des Kaisers, seine Absicht, den Krieg nach der Schlacht bei Solferino zu beenden, durchblicken zu lassen. Zum Frieden entschlossen, den die Haltung Englands, besonders aber Deutschlands, das sich zu rüsten begann, obligatorisch machte, ließ er seine Armee in dem Glauben, daß der Krieg natürlich noch fortgesetzt werde, und dem entsprechend wurden alle Dispositionen getroffen, trotzdem General Fleury heimlich beauftragt war zu unterhandeln.

Es wurden also Vorbereitungen zur Belagerung von Peschiera getroffen und ein Armeekorps, unter Befehl des General Frossard, zur Cernirung dieser Festung zusammengestellt.

Befehle, die Ankunft des nothwendigen Belagerungsmaterials zu beschleunigen, wurden erlassen. Der Ort war übrigens von zwei sardinischen Divisionen fast ganz cernirt. General Trochu sollte die Belagerung von Peschiera eröffnen, und da er von der Krim her eine große Erfahrung darin besaß, sagte ihm diese Kriegsoperation sehr zu. Kaum aber hatte er sich in der bestimmten Richtung in Marsch gesetzt, als er Gegenordre empfing, denn der Kaiser hatte eine große Schlacht in Aussicht gestellt und Trochu's Division

wurde mit der Besetzung zweier, vor der Front der Armee liegenden Dörfer betraut.

Seiner Gewohnheit gemäß, beeilte General Trochu sich, die Dörfer zu stürmen. Diese lange Linie von 100,000 Mann, die man mit einem Blick insgesammt umfassen konnte, bot ein herrliches Schauspiel dar. Würde er einer dieser klassischen Feldschlachten beiwohnen, deren pomphafte Schilderung man in den Geschichtsbüchern liest? Unterdeß befestigte er die Dörfer mit wahrer Liebe, denn für einen General im Kriege ist es von unschätzbarem Werth, sich auf ein Dorf stützen zu können — in den Händen eines Mannes, der sein Handwerk versteht, wird eine fast uneinnehmbare Festung daraus.

O bittere Enttäuschung! Während der Kaiser vom Kriege sprach, verhandelte er (ich wiederhole es) — seiner Gewohnheit gemäß — schon über den Frieden. Die beiden Souveräne, deren Armeen sich erbarmungslos befehdeten, hatten genug. Napoleon III. hatte seinen Verpflichtungen nachkommen müssen, aber er war nicht verblendet genug, um nicht einzusehen, daß das auf Kosten des Landes, das ihm sein Geschick anvertraute, ja auf Kosten seiner Dynastie geschehen war.

Am 6. Juli hatte die ganze Armee den Befehl erhalten, schon vor Tagesanbruch unter die Waffen zu treten. Die Schlachtlinie war großartig. Die Division Trochu hatte die beiden, von ihrem General befestigten Dörfer vor sich und hielt sich bereit, eine schöne Rolle zu spielen. Der ganze Morgen wird unter brennender

Sonne verbracht, ohne daß irgend welche Befehle ertheilt werden. Die bei 38 Grad Hitze verschmachtenden Soldaten wissen nicht was das bedeutet und fangen an zu murren.

Die Befehlshaber sind nicht klüger; sie treten endlich in einer Meierei an der Chaussee nach Verona zu einer Berathung über diesen unerklärlichen Stand der Dinge zusammen.

Plötzlich taucht in der Ferne ein Wagen auf; da derselbe von der feindlichen Seite herkommt, vermuthen die Generäle, daß ein österreichischer Parlamentär darin sitzt; aber beim Näherkommen erkennen sie eine Berline mit der kaiserlichen Livree.

General Trochu tritt vor und veranlaßt sie ohne Umstände zum Halten. Das geistvolle lächelnde Antlitz General Fleury's zeigt sich am Wagenschlag.

„Wie! Sie halten den Dienst des Kaisers auf! So hören Sie denn, ich bringe Ihnen einen Waffenstillstand und ohne Zweifel auch den Frieden. Sie werden zufrieden sein!"

Und die Berline fährt davon.

Die Verdutztheit der Generäle zu schildern, halte ich für unnütz.

Nur einer unter ihnen konnte sich nicht halten und rief erregt:

„Und die Italiener, denen wir in Mailand feierlich gelobten, sie frei zu machen bis zur Adria!"

Bei der Rückkehr von Verona und nachdem er dem Kaiser über das Resultat seiner Mission Bericht erstattet

hatte, erzählte General Fleury Einzelnes aus den rein militärischen Unterhaltungen, die er mit den österreichischen Heerführern, besonders mit dem Prinzen von Hessen, geführt.

In einem Gefühl gerechten Stolzes will ich hier den genauen Wortlaut der Ausführungen des Prinzen wiedergeben.

„Sie haben," sagte er, „bewunderungswürdige Soldaten, von geradezu unwiderstehlicher Bravour und Begeisterung. Ich habe mich davon überzeugt, denn, als sie die Höhen erkletterten, welche zu dem Plateau von Solferino führen, mußten sie über einen Weg, der sich um den Berg herumschlängelte und auf dem ich zwei mit Kartätschen geladene Kanonen aufgestellt hatte. Im Augenblick, als Ihre Tirailleurs und Ihre Kolonnenführer auftauchten, ließ ich Feuer geben. Und glauben Sie, sie hätten sich davon aufhalten lassen!

„Warum," fügte der Prinz noch hinzu, „hat Kaiser Napoleon sich immer solch frei liegende Positionen gewählt? Wir sahen ihn deutlich, und eine tiroler Jägerkompagnie und eine Batterie hatten den ausdrücklichen Befehl erhalten, während der ganzen Dauer der Schlacht auf ihn und seinen Stab zu schießen."

„Das haben wir mehrmals bemerkt," versetzte lächelnd General Fleury.

Prinz Napoleon war angekommen und hatte schon mit dem Kaiser konferirt. Als er Se. Majestät wieder verließ, sagte er mit leiser Stimme zu den ihm seit lange bekannten Hausoffizieren:

„Man muß aufhören; der Augenblick über den Frieden zu unterhandeln, ist gekommen."

Prinz Napoleon hatte die politischen Rücksichten, welche die Feindseligkeiten unterbrachen, verstanden und gebilligt.

Zwischen dem feurigen Patriotismus, der ihn stets beseelte und die dynastischen Interessen des Hauses Savoyen gestellt, zu deren Vertheidigung ihn seine Heirath zwingen konnte, war von seiner Seite kein Schwanken zu befürchten. Sein politischer Sinn und seine wunderbare Klugheit machten ihn den Bestrebungen des Kaisers zur Mäßigung geneigt.

Ich könnte und möchte mich gern noch des Weitern über die großartige Persönlichkeit des Prinzen Napoleon ergehen; aber die stolze und vielleicht zu bedauernde Gleichgültigkeit, die er allen Ungerechtigkeiten, mit denen er überschüttet worden, entgegensetzte, scheint mir denen, die stets seine Freunde waren und blieben, ebenfalls Schweigen aufzuerlegen. Mögen die, welche die öffentliche Meinung irre führten — gleichviel ob sie strafbaren Leidenschaften folgten, oder unfähig waren, den Charakter, das Herz und den Geist des Prinzen zu würdigen — die Verantwortlichkeit für ihr falsches Urtheil und ihre Unredlichkeit tragen.

Während seines Aufenthaltes in Valeggio, schickte Napoleon III. den General Fleury noch einmal nach Verona, und trotzdem die Unterhandlungen der beiden Kaiser streng geheim gehalten wurden, schien über das Resultat derselben kaum mehr ein Zweifel zu herrschen.

Eine Zusammenkunft beider Monarchen schien nahe bevorstehend.

Eines Tages ließ der Kaiser den Kapitän Brady rufen und ertheilte ihm den Auftrag, König Viktor Emanuel ein Schreiben zu überbringen. In demselben zeigte Napoleon verschiedene Unzuträglichkeiten, wie Mangel an Disciplin, Plünderungen und Marodiren an, die in den italienischen, unter Prinz Napoleon's Oberbefehl gestellten Divisionen vorgekommen waren; diese, in großer Hast aus Einwohnern von Parma, Lucca und Florenz zusammengestellten Divisionen sollten — so lautete sein Wunsch — auf dem Verwaltungswege wieder in die sardinische Armee eingereiht werden.

Seit der Ankunft in Valeggio herrschte eine drückende Hitze. Der mit der kaiserlichen Zuschrift betraute Offizier ritt am linken Ufer des Mincio bis nach Monzambano hin, wo er den König in einem, von großen Bäumen frisch umschatteten Landhause antraf.

Das Hauptquartier war gut gewählt; es bot einen höchst behaglichen, sehr von dem des Kaisers abweichenden Anblick dar.

Nachdem er von dem Inhalt des ihm überreichten Schreibens Kenntniß genommen, sprach der König, wie wenn er mit sich selbst redete, folgende Worte aus:

„Arme Kerle! Sie sind wohl zu entschuldigen. Ohne regelrechte Organisation sind sie von Hause fort geholt, und da darf man sich nicht wundern, wenn sie sich Existenzmittel suchen. Außerdem hat man sie ganz unnützerweise hierher geführt".

Sich dann an den Kommandanten Brady wendend, der zum ersten Mal die Epaulettes trug, welche seinen auf so glänzende Weise gewonnenen höheren Rang anzeigten, sagte er:

„Gehen Sie an's Büffet, Kommandant, und nehmen Sie einige Erfrischungen zu sich, während ich meine Antwort an den Kaiser schreiben gehe."

Das Büffet mußte von dem Vorsteher des königl. Küchendienstes eine hohe Meinung liefern. Kalte Fleischspeisen, Gebäck und Obst von allen Arten; in Eiskübel gestellte Flaschen und Karaffen. Im kaiserlichen Hauptquartier gab's nichts dergleichen.

Die Worte, welche Viktor Emanuel nach Durchlesung des Briefes des Kaisers gesprochen, waren von einem Lächeln begleitet gewesen, dessen Bedeutung unschwer auf seinem Antlitz zu lesen war. Nicht ohne Bitterkeit sah der König sich gezwungen, der vollständigen Erfüllung seiner Hoffnungen zu entsagen — nämlich: dem Besitz Venedig's und eines Theiles der Küsten am adriatischen Meer.

Am folgenden Tage griff die ganze Armee zu den Waffen. Seit der Ankunft des Kaisers in Valeggio stand das Thermometer zwischen 35—40 Grad, und vom sanitären Gesichtspunkt aus, war es nicht rathsam die Truppen zu lange unbeweglich zu lassen.

Diese Waffenergreifung trug einestheils den Charakter eines großen Manövers an sich, anderntheils den einer inoffensiven Recognoscirung des unebenen Terrains, welches sich vom linken Mincioufer nach Verona hinzieht.

Der Kaiser übernahm selbst den Oberbefehl und die Leitung der Bewegung; all unsere Divisionen marschirten in imposanter Ordnung auf und besetzten die naheliegenden Höhen. Ein Scheinangriff wurde vorbereitet, die Artillerie fuhr an mehreren Punkten ihre Batterien auf, und dann — nach einer halbstündigen Ruhepause, in der die Soldaten Kaffee kochten — trat die ganze Armee in derselben Ordnung den Rückzug an und suchte ihre Bivouaks und Quartiere auf.

Einige Augenblicke nach der Rückkehr nach Valeggio, erschien der Kaiser auf einer bedeckten Gallerie, welche die beiden von Sr. Majestät bewohnten Pavillons mit dem ersten Stock verbindet. Er hielt eine in Papier gewickelte Rolle in der Hand und machte einem seiner Offiziere, einem Kommandeur, ein Zeichen zu ihm hinaufzukommen.

Die Rolle enthielt einen Marschallsstab, der eben aus St. Thomas d'Aquino angekommen war und von dem Kommandanten dem Marschall Regnauld de St.-Jean-d'Angely überreicht werden sollte.

Diese Ehre kam ihm in seiner Eigenschaft als Artillerieoffizier von rechtswegen zu. Der tapfere Marschall verband mit einem geraden, loyalen und energischen Charakter die anziehendsten Eigenschaften des Herzens. Alle, die die hohe Ehre hatten, unter seinem Kommando zu dienen, hegten die aufrichtigste und hochachtungsvollste Zuneigung zu ihm.

Der Kommandant eilte nach dem nicht weit entlegenen Hause, das der Marschall bewohnte und über-

gab ihm von Seiten des Kaisers das Attribut der höchsten Militärwürde.

Der Marschall, der sehr leidend war, ergriff den Stab mit beiden Händen, machte Miene, ihn an die Lippen zu drücken, stammelte mit vor Rührung unverständlicher Stimme einige Worte, drückte dem Ordonnanzoffizier des Kaisers die Hand und sagte endlich hörbarer:

„Ueberbringen Sie Sr. Majestät meinen Dank."

Selbst sehr bewegt, verließ der Kommandant ihn eiligst und murmelte, wie bei der ersten Zusammenkunft in Magenta:

„Welch ein Mann!"

Als er ins kaiserliche Hauptquartier zurückkehrte, traf er den Kaiser noch auf der bedeckten Gallerie. Er begab sich hinauf, um Napoleon III. den Dank des Marschalls auszurichten, und bemerkte nun mit Staunen etwas, was niemand je bemerkt hatte: Der Kaiser hatte seine Uniform über der Brust ganz aufgeknöpft.

Das war noch nie vorgekommen, weder in diesem Feldzug, noch auf dem Felde bei Chalons im Jahre 1857, und wie arg auch die Hitze war, niemals hatte man auf seinem Antlitz oder seinem Haar die geringste Spur von Schweiß wahrgenommen.

Diese Bemerkung, die sämmtliche Offiziere aus der Umgebung des Kaisers machten, scheint bis zu einem gewissen Punkt meine eingewurzelten physiologischen Ansichten zu bestätigen, nämlich: daß zwischen dem Moralischen und Physischen bei den meisten, wenn nicht bei allen Menschen, eine fast unlösbare Wechselbeziehung

besteht. Es mußte ein ebenso unüberwindliches Hinderniß für die Transpiration des Gedankens Napoleons III., des Schweigsamen, geben, wie für die Ausscheidung der latenten Wärme seines Körpers durch die Haut.

Im Verlauf des Abends kam General Trochu zum ersten Mal ins kaiserliche Hauptquartier. Die Adjutanten des Monarchen wollten den General zur Schilderung der Attacke von Casanuova und Guidizzolo veranlassen, die er, an der Spitze zweier Regimenter und des Jäger-Bataillons der Brigade Bataille, so glänzend ausgeführt hatte.

Trochu's Rede, dem die Worte über andre Gegenstände so leicht und überreich zufließen, nimmt einen ganz anderen Charkter an, wenn er von einer glorreichen Waffenthat erzählt. Sie wird dann kurz, präzis und hervorragend soldatisch, ja um mich eines seiner Lieblingsausdrücke zu bedienen, das Bild wird dadurch nur noch packender.

Dank der ganz besonderen Art, in der General Trochu seine Truppen zu schulen verstand, wirkte die schräge Aufstellung dieses echten Infanterieangriffs, der sich mit gefälltem Bajonett, ohne Feuer, beim Wirbeln von 200 Trommeln vollzog, wahrhaft überwältigend. Vor diesem unwiderstehlichen Ansturm kamen die Oesterreicher ins Wanken und mußten die endgültig eroberten festen Positionen verlassen. Diese Aktion war unstreitig eine der glänzendsten des ganzen italienischen Feldzuges.

Am 11. Juli erfuhr man, daß die Zusammenkunft der beiden Kaiser am folgenden Tage in Villafranca,

einem 5—6 Kilometer von Valeggio entfernten Dorfe, stattfinden sollte.

Am 12. früh stieg Napoleon III. zu Pferde und langte, von seinen Haustruppen, einigen Generalstabsoffizieren und den Hundertgarden begleitet, pünktlich um 10 Uhr in Villafranca an, ohne Franz Joseph dort zu treffen.

„Der Kaiser hat sich ein wenig verspätet, wir wollen ihm entgegenreiten," sagte Napoleon einfach.

Hinter Villafranca macht der Weg eine Krümmung nach links, nach Nordosten, um sich dann fast in gerader Linie bis Verona hinzuziehen. Von diesem Punkt aus gestattet das sehr wellenförmige Terrain nur einen kurzen Ueberblick von kaum zwei Kilometern.

Nachdem der Kaiser, ohne sich aufzuhalten, das Dorf passirt hatte, setzte er seinen Weg noch etwa zwei Kilometer weiter fort, bis zu einem erhöhten Punkte, von dem die Straße in ein Thal führte und dann wieder bis zu einem Plateau aufstieg, welches sich bis nach Verona erstreckt. Von dieser Anhöhe aus erblickte man die Tête der österreichischen Kolonne, die grade auf dem gegenüberliegenden Berggipfel auftauchte.

Der Kaiser gab durch ein Zeichen den Befehl, Halt zu machen; sein Roß nun in Galopp setzend, sprengte er den Hügel hinunter. Schon hatte er das Thal erreicht, als Kaiser Franz Joseph, der im Schritt den gegenüberliegenden Berg hinabritt, Napoleon III. erkannte. Auch er setzte jetzt sein Pferd in Galopp und hielt dann auf gleicher Höhe mit seinem Gegner.

Nachdem die beiden Herrscher sich militärisch begrüßt hatten, reichten sie sich die Hände und ritten dann neben einander dem französischen Generalstab entgegen. Die österreichische Kavallerie-Eskorte hatte bald die beiden Kaiser eingeholt.

Mit dem feinen Takt und der außerordentlichen Ritterlichkeit, die ihn stets auszeichneten, hatte Napoleon III. sich an die linke Seite des österreichischen Kaisers begeben. Die französischen Offiziere nahmen auf der rechten Seite der Straße Aufstellung, um aus Rücksicht auf den österreichischen Generalstab, dieselbe Reihenfolge einnehmen zu können.

Die Offiziere kannten einander, denn sie hatten sich in friedlicheren Zeiten in Paris gesehen.

Bei ihnen angelangt, wollte Napoleon dem österreichischen Kaiser seine Adjutanten vorstellen; nachdem er Marschall Vaillant, die Generäle von Montebello, Ney und Fleury namhaft gemacht, ließ ihn sein Gedächtniß vollständig im Stich; lachend ritt er an ihnen vorbei, ohne ihre Namen zu nennen.

Für diese vorübergehende Gedächtnißschwäche ist die Erklärung leicht zu finden. Der Augenblick war ein so ernster, feierlicher, daß die Gedanken des Kaisers völlig von dieser Zusammenkunft und dem Friedensvertrag in Anspruch genommen waren, dessen Präliminarien einige Minuten später besprochen werden sollten.

Die beiden Kaiser schlugen den Rückweg nach Villafranca ein, und die beiden Eskorten folgten in einiger Entfernung, Seite an Seite.

Vor dem Hause, in dem die wichtige Unterredung stattfinden sollte, wurde Halt gemacht und Alles stieg ab.

Jetzt stellte der Kaiser von Oesterreich Napoleon die Generäle, die ihn begleiteten, vor.

Der erste war der Feldzeugmeister, Baron v. Heß, der Chef des Großen Generalstabs.

Als der Kaiser diesen Namen hörte, reichte er dem greisen Feldherrn die Hand und sagte mit seinem gewinnendsten Lächeln:

„Ich bin stolz darauf, Marschall, daß es mir vergönnt war, einem ruhmvollen Soldaten von Wagram im Kriege gegenüberzustehen."

Feldzeugmeister, Baron von Heß*), war ein kleiner Mann mit etwas harten, aber sehr energischen Zügen. Seine Kraft und Lebhaftigkeit waren für sein Alter geradezu staunenerregend.

In einer so knapp sitzenden Husarenuniform, wie sie die Unterlieutenants zu tragen pflegen, steckend, schien er von den fünfzig Jahren, die zwischen Wagram und Solferino lagen, nur ganz oberflächlich berührt zu sein.

Bei dem schmeichelhaften Kompliment, das der Neffe Napoleon I. ihm machte, verneigte er sich tief, richtete sich dann aber rasch wieder auf und nahm eine stolze Haltung an. Sein eben noch so düsteres Antlitz hatte sich aufgehellt, und wenn in einem solchen Augenblick sich auch keine Freude in seinen Zügen abspiegeln

*) Geb. 1788, gest. 1870.

konnte, so lag doch sicher ein Ausdruck tiefer Bewegung darauf. Sein auf den Kaiser, dessen Hand er noch in der seinen hielt, gerichteter Blick verlor alle Strenge; die dichten, finster zusammengezogenen Brauen glätteten sich und einen Augenblick schien es, als ob der Chef des österreichischen Generalstabs alle Bitterkeiten vergaß, die sich durch einen unglücklichen Krieg im Herzen eines tapferen Soldaten anhäufen.

Als die beiden Kaiser in das bescheidene, niedrige Haus eingetreten waren, in dem so ernste Fragen erörtert werden sollten und wo die Bedingungen zu einem Frieden gestellt wurden, dessen furchtbare Folgen noch nicht in ihrer ganzen Wirklichkeit sichtbar waren, näherte sich der Feldzeugmeister Heß lebhaft einer Gruppe fern stehender österreichischer Offiziere und wiederholte ihnen, mit wohl begreiflichem Eifer, welche Huldigung Napoleon III. seiner langen und ruhmreichen Laufbahn erwiesen.

Die französischen Offiziere, welche fühlten, daß es an ihnen sei, den ersten Schritt zum Entgegenkommen zu thun, näherten sich jetzt und begrüßten ihre Kollegen.

Sie wurden in Villafranca, ebenso wie in Cavriana, ausgesucht höflich aber kalt empfangen. Die Mehrzahl der damals anwesenden französischen Offiziere haben seitdem einsehen gelernt, wie schmerzlich und peinlich die Lage der Besiegten gegenüber den Siegern sein muß, und daß ihr zurückhaltendes, kaltes Wesen achtungerweckend und durchaus lobenswerth war. Dasselbe flößte mit Recht eine hohe Meinung vom Charakter

und den Gefühlen der Würde der österreichischen Offiziere ein.

Die Zusammenkunft der beiden Kaiser währte nicht so lange, als man angenommen hatte. Nach etwa einer Stunde traten sie aus dem Hause heraus, und nachdem sie noch eine Weile allein mit einander gesprochen, drückten sie sich die Hände und trennten sich mit allen Anzeichen vollkommenster Verständigung und fester Eintracht.

Das Antlitz Franz Josephs sah sehr erregt und seine Augen wie geröthet aus.

Nachdem auch die französischen Offiziere mit ihren österreichischen Kollegen höfliche Grüße ausgetauscht, stiegen sie zu Pferde und folgten dem Kaiser, der nicht eher den Weg nach Valeggio einschlug, als bis er Kaiser Franz Joseph bis an die letzten Häuser Villafranca's das Geleit gegeben hatte.

Bei der Abreise von Villafranca, sagte Napoleon:

„Der Friede ist geschlossen. Ich hätte ihn vortheilhafter gewünscht; aber als ich Venetien forderte, brach Kaiser Franz Joseph in Thränen aus und rief:

„Behalten Sie, was Sie schon haben, aber verlangen Sie nicht noch mehr; meine Ehre — mehr als mein Vortheil — gebietet mir, mich dem zu widersetzen".

Hierauf fügte der Kaiser hinzu:

„Ich bin darauf eingegangen, denn ich hatte es mit einem ritterlichen Manne zu thun".

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Pflicht des Geschichtsschreibers. — General Martimprey. — General Jarras. — Die französische Armee. — Mangel an Umsicht und Falschheit. — Verhängnißvolle Vorurtheile. — Täuschung. — Politische Lage. — Napoleon III. — Der Prolog zu 1870. — Der Generalstab. — Cavour's Demission. — Bedeutsame Kälte. — St.-Cloud.

Das war der Schluß des italienischen Feldzuges von 1859, der — trotz seines erstaunlichen Mangels an Einheit in der Durchführung, trotz der zahllosen großen und kleinen Fehler — doch für die französische Armee und Kaiser Napoleon III. unbestreitbar ruhmreich verlaufen war.

Um einen Krieg, von dem ersten Entwurf der strategischen Pläne bis zur Ausführung in seiner Totalität, richtig zu beurtheilen; um dem Oberbefehlshaber der Armee, wie jedem seiner Offiziere, den ihm zukommenden Theil von Verantwortlichkeit zu übertragen, sind eine umfassende Kenntniß der Thatsachen und ein unerschütterliches Gefühl der Unpartheilichkeit unerläßlich; freilich darf man nicht denken, daß diese beiden Be-

dingungen schon hinreichen, um den Geschichtsschreiber vor jedem Irrthum zu schützen — es gibt Dinge, an die er nicht mit genug Klugheit und Vorsicht herangehen kann, will er sie nicht entstellen, oder wenigstens in einer Weise beleuchten, die nicht immer der Wahrheit entspricht.

Ich will jetzt noch von den Ereignissen auf dem Schlachtfelde sprechen.

Das Recht dieselben zu beurtheilen, sie zu rühmen oder zu tadeln, kommt meiner Ansicht nach ausschließlich denen zu, die ihre Urheber oder wenigstens Augenzeugen waren und nur, aus diesen Quellen geschöpft, bieten die Berichte die meiste Garantie, genau und wahrheitsgemäß verfaßt zu sein.

Es giebt ein Wort, das für den Militärschriftsteller mehr als für jeden anderen Gesetzeskraft hat:

Scribitur ad narrandum, non ad probandum*). Mehrfach habe ich die Unwissenheit, die Unthätigkeit und den Mangel an Umsicht des Großen Generalstabes brandmarken müssen. Dies strenge Urtheil muß ich rechtfertigen und meinen Gedanken präcisiren.

In diesem so unvollständig organisirten, so schlecht geleiteten Generalstabe gab es dennoch gute Elemente, thatkräftige, geistvolle Offiziere, von denen die einen sich in Afrika und der Krim ihre Kriegserfahrung erwarben, die andren ihr Debut mit dem glühenden Eifer abgelegt hatten, den ein erster Feldzug einflößt.

*) Man schreibt um zu erzählen, nicht um zu beweisen.

Der Kaiser hatte an ihre Spitze einen glänzenden General gestellt, der die seltensten Eigenschaften mit denen eines Kriegsmannes verband; er war von opferwilligster Hingebung beseelt und ein Sklave seiner Pflichttreue. Allein und unabhängig, wäre er fähig gewesen, diese damals schon komplicirte Kriegsmaschine zu organisiren, zu leiten und in Bewegung zu setzen — heute ist dieselbe noch viel komplicirter; sie ist gleichzeitig das große Uhrwerk und der Polarstern einer Armee. Unglücklicherweise war General de Martimprey ein zu gut disciplinirter und zu gehorsamer Soldat, der während des ganzen Feldzuges von der schläfrigen Trägheit des Marschall Vaillant gelähmt wurde, der weit hinter der furchtbaren Aufgabe, um die er selbst petitionirt hatte, zurückblieb, wie er in der Vorbereitung zum Kriege auch hinter der des Ministers zurückgeblieben war.

Was die in Vergessenheit gerathene Persönlichkeit des General Jarras, des Vicechefs vom Großen Generalstab anbetrifft, so will ich von ihm nichts sagen, als was allgemein bekannt ist. Er war bei der italienischen Armee, was er seiner Zeit auch in der Krim gewesen war, ein unnützes, ja oft geradezu schädliches Räderwerk — bis er elf Jahre später, bei der Metzer Armee, durch seine Unwissenheit, seine Unfähigkeit und seinen unverschämten Dünkel geradezu unheilvoll wirkte. Er hat nie andere Talente besessen als die, die einen guten Bureauschreiber ausmachen.

Der Krimkrieg, der auf den italienischen Feldzug

folgte, hatte bewundernswerthe Soldaten, aber ungenügende Offiziere gebildet. Die allgemeine Heeresorganisation aber war seit 1815 noch um keinen Schritt weiter gekommen; besonders die Intendantur stand, trotz der glänzenden Eigenschaften der Beamten, aus denen sie zusammengesetzt war, tief unter ihrer Aufgabe. Es ist wahr, die englische Intendantur in der Krim war nicht besser gewesen. Von beiden Seiten hatte die Generalität es an Umsicht und Scharfblick fehlen lassen und mehr als einmal hatte man sich nur um Haaresbreite von einem vorzeitigen Sedan entfernt gesehen. Das Glück war den verbündeten Armeen nur durch die Widerstandskraft der Truppen, besonders der englischen — wie z. B. bei Inkermann*) — zurückgewonnen worden.

Was wäre wohl geschehen, wenn die Engländer den Russen nicht einen so gewaltigen Widerstand entgegengesetzt hätten, daß man nach der Schlacht ganze Haufen russischer Leichen in den englischen Zelten vorfand? Marschall Bugeaud sagte von ihnen:

„Die englische Infanterie ist die furchtbarste Europa's; zum Glück ist sie nicht stark".

Und niemals ist ein wahrerer Ausspruch gethan worden.

Unsrer Infanterie muß man die Gerechtigkeit erweisen, daß sie mit derselben Geduld, Ausdauer und Hartnäckigkeit bei der unendlich lange dauernden Be-

*) Schlacht bei Inkermann in der Krim, 1854.

lagerung von Sebastopol kämpfte, die noch mehr das Temperament als den Muth auf die Probe stellte. Dazu kommt noch, daß wir den von jenseits des Kanals ausgewählten Soldaten, nur Truppen gegenüberstellen konnten, die durch die Konscription ausgehoben und durch die Ersatzmänner von den reichsten Elementen wieder gesäubert waren — und doch hatten diese zusammengewürfelten Truppen eine kalte, energische Widerstandskraft bewiesen, die man ihnen gewöhnlich bestritt. Man hat in dem Franzosen nur den Pariser sehen wollen, der immer mehr Kosmopolit wird; wenn man jedoch die verschiedenen Elemente betrachtet, aus denen Frankreich zusammengesetzt ist, so wird man finden, daß es im großen Ganzen aus Racen besteht, die mit mehr Hartnäckigkeit als Begeisterung begabt sind. Von solchem Charakter sind die Bretagner, die Normannen, die Flamänder, die Gascogner, die Auvergnaten, die Savoyarden, die Leute aus den Sevennen, aus der Franche-Comté 2c.

Nur auf die Franzosen eines Theiles der Seine- und Loirebecken kann man das Epitheton leichtlebig anwenden; die andren Alle stehen, was Hartnäckigkeit und Zähigkeit anbetrifft, England und Deutschland in keiner Weise nach.

Seit dem ersten Kaiserreich haben alle Regierungen, die in Frankreich auf einander folgten, unglücklicherweise zu sehr auf die militärischen Eigenschaften gerechnet, die man unsrer Nation nicht absprechen kann, ohne sich auch genügend mit ihren Fehlern zu beschäftigen.

Der größte und unheilvollste dieser Fehler ist der unfaßbare Mangel an Umsicht bei den leitenden Klassen. Man kann sich z. B. keinen Begriff von der Verwirrung des Kriegsministeriums machen, als die Rede davon war, ein Beobachtungskorps von 35,000 Mann nach dem Orient zu schicken.

Eines Tages wird man erfahren, welch ungeheure Dienste General Trochu, Abtheilungschef im Kriegsministerium, damals seinem Vaterlande leistete.

Durch diese Sorglosigkeit, diese mangelnde Umsicht wurde Fortuna endlich auch müde — das mußte der so fest auf sein Glück bauende Kaiser Napoleon III. nun auch an sich erfahren.

Mit diesem blinden Vertrauen auf seinen Glücksstern verband er eine große Falschheit gegen die, die er mit der Ausführung seiner Befehle betraute.

So war seine Haltung während des 1866er Krieges zwischen Preußen und Oesterreich eine ganz eigenthümliche und unlogische, denn er beging den überraschenden Fehler, kein Beobachtungskorps an die Grenzen zu schicken, um — falls die Gelegenheit sich bieten sollte — die Interessen Frankreichs wahrzunehmen.

Das geschah jedoch nicht aus Nachlässigkeit von Seiten des Kaisers; er liebte es nur zuweilen ohne Mitwissen seines Ministeriums zu handeln und Bismarck, der persönlich mit ihm unterhandelte und ihm dabei die verlockende Rolle eines Schiedsrichters zwischen Preußen und Oesterreich vor die Augen zauberte — eine Rolle, die mit der Abtretung des linken Rhein-

ufers bezahlt werden sollte — hatte vom Kaiser das Versprechen erhalten, daß derselbe auf jede militärische Aktion verzichten würde.

Napoleon III. theilte die Vorurtheile seiner Umgebung — und man kann wohl sagen auch fast sämmtlicher höheren französischen Offiziere — über das preußische Militärwesen. Niemand glaubte an seine Widerstandsfähigkeit; man malte es sich nur zu gern aus, daß Soldaten, die nur eine dreijährige Dienstzeit hatten, unmöglich ernst zu nehmen seien; man stellte sie sich als Marionetten mit einem Uhrwerk vor, die nichts weiter konnten als korrekt exerciren. Und die Uebrigen waren ja nur gut dressirte Kinder — unfähig, die Strapazen eines sechsmonatlichen Krieges zu ertragen.

Oesterreich dagegen besaß eine prachtvolle Armee, deren große Tapferkeit und Widerstandskraft man während des italienischen Feldzuges schätzen gelernt hatte, indeß die Preußen seit 1815 überhaupt nicht zu den Waffen gegriffen hatten.

Dabei blieb die Frage übrigens nicht stehen; der Krieg würde mindestens sechs Monate dauern, (so dachte Kaiser Napoleon) und am Ende dieser Zeit würden die beiden feindlichen Parteien so geschwächt sein, daß Frankreich sich, ohne einen Schuß abgegeben zu haben, bedeutend vergrößert und ohne jede Mühe die Früchte gepflückt haben würde, die Bismarck ihm versprochen — das linke Rheinufer nämlich, das dazu bestimmt ist, ewig den Zankapfel zwischen der germanischen und romanischen Race zu bilden.

Als eine Reihe von vernichtenden Siegen den Feldzug in wenigen Tagen beendete, herrschte eine unbeschreibliche Enttäuschung in allen obersten Regierungskreisen. Preußen brauchte Napoleons III. Einmischung nicht; Bismarck stellte nach Sadowa seine Bedingungen und — anstatt uns das linke Rheinufer abzutreten, dachte er nur noch daran, das Elsaß dazu zu bekommen.

Die Schiedsrichterrolle, die Napoleon so gelockt hatte, wurde vier Jahre später mit großem Erfolg vom Kaiser von Rußland gespielt, indem er den Pariser Vertrag zerriß.

Die Einheit Italiens war angestrebt worden, und nun hatte man, ohne es zu wollen, auch bereits die Einigung Deutschlands begonnen — Sedan vollendete dann die Einheit der beiden Reiche, wodurch Frankreich auf ewig zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt werden würde, wenn das ungeheure Anwachsen der russischen Macht die romanische Race nicht zwingen müßte — dem Beispiel der germanischen Race folgend — seine 100 Millionen Römische Katholiken aufzubieten, um sie den 100 Millionen Griechischkatholischen Rußlands als Gegengewicht gegenüber zu stellen. Andernfalls würde die germanische Race, die im Ganzen nur 50 Millionen aufzubringen imstande ist, zuerst vernichtet werden.

So lange Bismarck lebt, ist Deutschland indeß zu einer Rolle verurtheilt, die immer schwieriger und gefährlicher wird — nämlich zu der, sich Verbündete zu

suchen, um Rußland, dem es allein nicht standhalten könnte, Widerstand zu leisten.

Das sind die unmittelbaren Resultate dieses Systems der Nationen in Waffen; dies System könnte, indem es Rußland eine ephemere Ueberlegenheit sicherte, schließlich doch nur der Masse Nutzen bringen.

Der italienische Feldzug hatte sich schon viel länger voraussehen lassen, als der Krimkrieg; General Trochu hatte ihn trotz der sprüchwörtlichen Unaufrichtigkeit des Kaisers kommen sehen, der stets an den Krieg dachte, wenn er vom Frieden sprach und umgekehrt — das hat man auch wieder bei Solferino erfahren. Bei seinem Regierungsantritt hatte er das Wort: L' Empire c'est la paix" zum Wahlspruch erhoben. Ein seltsamer Friede, da er gar nicht aufhörte Krieg zu führen.

Auf den Krimkrieg folgten die Feldzüge in Italien, China, Mexico und schließlich der Krieg mit Deutschland; die kleineren Kämpfe in Afrika und Cochinchina gar nicht mitgerechnet.

Wir wollen nicht noch einmal auf die Motive zum italienischen Feldzuge zurückkommen: das Land ließ sich hinreißen, aber für den Kaiser war er — ich wiederhole es noch einmal — nur eine Einlösung seiner Jugendverpflichtungen.

Als Napoleon III. den italienischen Krieg unternahm, war er 51 Jahre alt, gesund an Körper und Geist, im Vollbesitz all' seiner Fähigkeiten. Er zeigte eine außerordentliche Vorliebe für das wunderbare Land,

das er von den Alpen bis zur Adria frei machen und später zu einem Bundesstaat konstituiren wollte.

Während des ganzen Feldzuges, der vom 10. Mai bis 19. Juli dauerte, zeigte der Kaiser eine gleichmäßige Seelenruhe, der nur noch sein immer reges Wohlwollen gegen die Armeeführer und seine Sorge für die Soldaten gleich kam.

Er ertrug Ermüdungen und Strapazen — gleichviel ob er zu Pferd, in seinem Kabinet, in den großen enthusiasmirten Städten, oder in den bescheidensten Quartieren weilte — so, daß ihm niemand etwas davon anmerkte. Immer höflich, diskret, schien er keinen andren Gedanken zu haben, als den, sich die Liebe und Hochachtung zu erhalten. Sein rastlos arbeitender Geist hatte rasch das Kartenstudium erlernt, und wenn er in militärischen Dingen auch nicht praktisch geübt war, verstand er es doch in allen Operationen die Leitung zu übernehmen.

Einen unzweideutigen Beweis von dieser Fähigkeit gab er, als er nach der Schlacht bei Montebello aus eigener Initiative den Entschluß faßte, durch eine gewaltige Marschbewegung die ganze Armee auf der Mailänder Straße zu vereinigen.

In den beiden Hauptschlachten gab es auch bei ihm Augenblicke der Unruhe, die sich aber nie bis zur Angst steigerten — wenigstens wurde man nichts davon gewahr, wenn nicht das eine einzige Mal auf der Tessinobrücke, von dem ich schon sprach.

Am Abend der Schlacht von Solferino führte er

selbst die Gardevoltigeure zur Attacke auf das Dorf Cavriana, wo er nächtigen wollte.

Die Schlachten in Italien waren Rencontreschlachten und diese entsprachen am meisten dem Ingenium und den Fähigkeiten der französischen Armee. Dieselbe bedarf der Ausbreitung, sie verlangt vorwärts zu marschiren, liebt das Abwarten nicht. Hierin weicht sie vollständig von dem unvergleichlichen englischen Genie ab, welches Wellington bei Torres Vedras und Waterloo in so helles Licht zu setzen verstand, und welches wir später in derselben charakteristischen Weise bei der Vertheidigung der Positionen in Inkermann durch die englische Garde*) wiederfanden.

Also, wie gesagt, der Krieg von 1859 war nur der Prolog, der Vorläufer von 1870. Zum Glück für uns war Oesterreich nicht besser vorbereitet als wir; aber an dem Tage, an dem wir uns an einem gewissenhaften, achtsamen Generalstab reiben würden, war unser Schicksal im voraus bestimmt.

Damals hatte Frankreich noch keine Idee von einer raschen Mobilmachung; ja, dieses Wort findet sich nicht einmal in dem berühmten, wahrhaft prophetischen Werke des General Trochu, das im Jahre 1867 unter dem Titel: „L' Armée Française" erschien, trotzdem die Sache darin gründlich abgehandelt wurde, denn der niederschmetternde Sieg bei Sadowa hatte selbst weniger

*) Am 5. November 1854.

scharfsichtigen und gescheidten Offizieren, als er es war, die Augen geöffnet.

Wenn man die beiden Daten 1815 und 1859 einander gegenüberstellt, wird man unschwer erkennen, daß eine doppelte Erfahrung, voller Lehren für die Zukunft, daraus gezogen ist.

Im Kriege von 1815 befanden sich in den Reihen des Generalstabes noch viele Offiziere, die unter Berthier gedient hatten und in seiner Schule gebildet worden waren. Und alle diese vom Fürsten von Wagram so vorzüglich geleiteten Elemente, funktionirten schlecht oder unvollkommen in der Hand des Marschall Soult, der weder die Erfahrung, noch die seltenen und wunderbaren Fähigkeiten seines Vorgängers besaß. Während der kurzen Dauer des Krieges, wurden die Befehle des Kaisers auf dem Schlachtfelde von Ligny und mehr noch bei Waterloo bald schlecht verstanden, bald falsch ausgelegt und überall mangelhaft ausgeführt. Dort hatte auch die fieberhafte Thätigkeit, welche Berthier veranlaßt hatte, nicht allein die Befehle des großen Kapitäns mit wunderbarer Schnelligkeit zu übermitteln, sondern sie auch noch durch einen oder mehrere Offiziere bestätigen zu lassen, was ihnen den Charakter der Präcision und Dringlichkeit verlieh, die im Kriege unumgänglich nothwendig sind, gänzlich gefehlt.

Obgleich jetzt der Dampf und die Elektricität als Kommunikationsmittel zwischen den verschiedenen Fraktionen einer Armee Platz gegriffen haben, kann man

doch nicht umhin, aus dieser historischen Bemerkung seinen Schluß zu ziehen.

Und derselbe lautet: daß der Generalstab eines großen Kriegsheeres, der nur ausgezeichnete und hochgebildete Offiziere in seinen Reihen zählen soll, und der mit jedem Tage eine wichtigere Stelle einnimmt, nur unter dem Oberbefehl eines Eliteseldherrn stehen darf, der ein großes Wissen und umfassende Erfahrung in der Kriegskunst besitzt; der so seltenen klaren Geistes sein muß, daß er gleichzeitig alle Komplikationen einer solchen Rolle, das Zusammenwirken der großen Operationen und die zahllosen kleinen Details ihrer Ausführung beherrschen und im Auge behalten muß.

Es scheint mir demnach schwierig, die Funktionen des Generalissimus von denen eines Generalstabschefs bei einer republikanischen Armee zu trennen, ohne die Einheit im Kommando zu schädigen.

Meiner Ansicht nach müßten sie in ein und derselben Hand liegen, wenn sie nicht dem gefährlichsten Antagonismus ausgesetzt sein wollen.

Diese ernste Frage existirt für die ausländischen Armeen nicht, da bei ihnen das wirkliche oder fingirte Oberkommando von Rechtswegen dem Monarchen zukommt.

Nur für uns bleibt sie mit all ihren Drohungen und Gefahren bestehen.

* * *

Der Kaiser entschloß sich Valeggio zu verlassen, um schleunigst nach Paris zurückzukehren.

König Victor Emanuel fuhr vor ihm nach Mailand und Turin, um ihn auf der Durchreise an beiden Orten zu begrüßen.

In dem Ministerrath des Königs von Sardinien war alles schon wieder in Frage gestellt. Cavour überreichte sein Entlassungsgesuch, denn er sprach sich offen mißbilligend über den Frieden aus, da er sich an das angekündigte Programm hielt:

„Italien frei bis zur Adria."

Der König schien über Cavour's Entschluß sehr entrüstet zu sein; er stellte ihm vor, daß er ihn doch nicht gerade in dem Augenblick verlassen dürfe, wo er ihn am wenigsten entbehren könne. Aber nichts verfing. Cavour demissionirte.

Gerade während dieser Vorgänge hielt Napoleon III. seinen zweiten Einzug in Mailand; wie verschieden war dieser Empfang von der Begeisterung nach der Schlacht bei Magenta! Aber es ging doch noch an.

In Turin herrschte eine nicht mißzuverstehende Kälte. Nachdem der Kaiser vom König Victor Emanuel zur Galatafel eingeladen war, bestieg er am 18. Juli um halb 4 Uhr Morgens die Eisenbahn und kehrte am 19. Juli nach St. Cloud zurück.

Die Kaiserin begrüßte ihn, als er den Waggon verließ, mit großer Zärtlichkeit und Genugthuung.

Unmittelbar darauf wurden die kaiserlichen Befehle für den Empfang des Staatsraths eingeholt, der eine Ansprache halten sollte, nachdem der Kaiser in seiner Proklamation versucht hatte, dem Papst, Italien und

Europa gegenüber seinen Entschluß, auf die vollkommene Ausführung seines Programmes zu verzichten, zu rechtfertigen.

Die verschiedenen Ansprachen flossen, wie es nicht anders zu erwarten war, von Lob und Schmeicheleien über.

Das Corps législatif und der Senat feierten die Inspirationen des kaiserlichen Genies um die Wette.

Mitten in diesem offiziellen Pomp ereignete sich ein amüsanter Vorfall.

Der Kaiser begab sich mit seiner erlauchten Gemahlin in den großen Saal in St. Cloud, wo der Senat versammelt war. Auf dem Wege dahin knöpfte er noch seinen Handschuh zu und sagte lächelnd zur Kaiserin:

„Dieser Teufel von Troplong*) setzt mich in Verlegenheit. Ich kenne seine Rede schon; er vergleicht mich mit Scipio."

Das helle Auflachen Eugeniens wurde von einem boshaften Ordonnanzoffizier unterbrochen, der, sie anblickend, sagte:

„Majestät, das ist die größte Eloge, die man einem souverain époux machen kann. Scipio war der enthaltsamste Mann seiner Zeit."

Ob diese seltsame Auslegung den Beifall der Betheiligten fand, ist nicht bekannt geworden.

Ende.

*) Französischer Jurist und Schriftsteller, † 1869.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22385 3075